Die Novellen

des

Verfassers der „Alltagsgeschichte."

Dänisch herausgegeben

von

J. L. Heiberg.

Deutsch

von

Dr. Edmund Zoller.

Zwölftes bis siebenzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1852.

Die Familie Polonius.

Erster Theil.

Präliminarien.

Erster Brief.

Von einem Lieutnant an die Redaktion der fliegenden Post. *)

An den Leser.

Indem ich nachstehenden, von einer mir durchaus unbekannten Hand, eingesandten Brief diesen Blättern einverleibe, bitte ich den anonymen Verfasser, zu entschuldigen, wenn ich die Einleitung auslasse, da sie theils die eigentliche Materie nicht berührt, theils auch schmeichelhafte Aeußerungen enthält, die, wie angenehm sie mir persönlich sein müssen, doch einen Platz in meinem Blatte, wie mir scheint, nicht finden dürfen. Daß ich sie indessen in einem dankbaren Herzen bewahre, davon kann ich den Verfasser nicht besser überzeugen, als wenn ich unverzüglich seinem Wunsche nachkomme und durch die fliegende Post sein vor der Betreffenden Auge bringe. Daß ich mir im Uebrigen nicht die geringste Aenderung in Hinsicht der Form oder des Stoffes erlaubte, davon wird er sich selbst am besten überzeugen. Seinen, nach meiner festen Ueberzeugung, wahren und treuherzigen Worten alles mögliche Glück und Heil wünschend, lasse ich ihn selbst für seine Sache sprechen, und zwar von dem Punkte an, wo seine wunderbare Geschichte beginnt.

Der Redakteur.

---

*) Eine von J. L. Heiberg herausgegebene belletristische Zeitschrift.

Sie werden, hochgeehrter Herr, wenn Sie diese Blätter durchlesen, selbst einsehen, wie wichtig es für mich gewesen, Rechenschaft über die berührte Sache abzulegen und wie sehr mir jeder andere Weg versperrt war, daß ich diesen wählte, wobei ich es nicht vermeiden kann, das Publikum in die Geheimnisse meines Herzens einzuweihen, was, obgleich ich meinen Schleier als Anonymus für undurchdringlich halte, mir doch sehr unangenehm ist. Ein Glück für Ihre Leser und ein großes Unglück für mich scheint mir indeß der Umstand zu sein, daß kein Mensch ohne Lachen die Geschichte lesen kann, die mich unglücklich macht. Ja, ich gestehe, daß ich selbst lächeln muß, indem ich mit der Frage beginne, ob Sie den Adresseavis Nr. 1 gelesen und darin eine Anzeige bemerkt, die mit ausgezeichneten, häßlichen, nichts Gutes weissagenden Buchstaben gedruckt war, und folgendermaßen lautete:

Die Antwort

für den Lieutnant, der unter dem 16. Dezember v. J. einem Mädchen einen Brief gesandt, liegt versiegelt auf dem Fußpostcomptoir, wo sie ohne Bezahlung abgeholt werden kann.

Daß diese Linien eine Warnung enthielten, wird Jedermann einsehen, soviel bleibt jedoch gewiß, daß, wie verschieden auch die Vermuthungen der Leser in dieser Richtung ausfallen mögen, doch kein Uneingeweihter den wahren Zusammenhang ahnen wird, den ich hier so kurz als es mir möglich, nicht blos Ihnen, sondern auch wider meinen Willen, Ihren Lesern erzählen zu dürfen bitte.

Ich bin der einzige Sohn eines Gutsbesitzers, in einer von der Hauptstadt entfernt liegenden Provinz, ge-

boren auf seinem einsamen Herrensitz und erzogen von einem rechtschaffenen und tüchtigen Hofmeister. Mein Zutrauen zu diesem, mir ewig unvergeßlichen Manne, dessen Gesellschaft mir interessanter war als jede andere, die einsame Lage des Ortes, und andere zufällige Umstände waren die Ursache, daß ich aufwuchs, ohne mit meinen Altersgenossen Umgang gehabt zu haben, und nicht mehr von der Welt kannte, als das Gut meines Vaters und die wenigen Familien, die uns ab und zu besuchten, unter denen sich jedoch kein einziges interessantes Wesen befand. Die Lust, in die Welt hinaus zu wandern, erwachte inzwischen bei mir, namentlich als ein Vetter aus der Hauptstadt, ein junger, witziger, gebildeter Weltmann, zu dessen Vollkommenheiten ich meine Augen mit Bewunderung erhob, sich einige Zeit bei mir aufgehalten. Mein Vater fügte sich meinen Wünschen und gestattete mir, in Gesellschaft des jungen Mannes, eine Reise in Deutschland zu machen; jedoch erst, als ich nach Verfluß von einem Jahre zurück gekommen und mündig geworden, entsprach er dem Wunsche, den ich lange gehegt, in den Militärdienst treten zu dürfen, und ich war so glücklich, Lieutnant bei einem Regimente in der benachbarten Stadt zu werden. Im Verlauf der Zeit, die ich in dieser neuen Stellung unter meinen Kameraden verlebte, wurde ich indeß oft von dem Gefühle ergriffen, daß meine Natur mehr für ein reflectirendes, als in den Gang der Ereignisse rasch eingreifendes, handelndes Leben geschaffen sei. Ich konnte mich nie ganz von der Neigung zu Ideen losreißen, die nicht in das tägliche Leben passen wollten. Aus alle dem wurde ich plötzlich auf die schrecklichste Weise gerissen, nämlich durch den plötzlichen Tod meiner Mutter. Ich erhielt, auf Ansuchen meines Vaters, die Erlaubniß, den ganzen Winter bei ihm zuzubringen, aber nur sehr kurz konnte ich die Sohnespflicht erfüllen, ihn in unserer gemeinschaftlichen Trauer zu trösten. Er folgte seiner treuen Frau nach Verlauf von

wenigen Wochen in das Grab. — Ich fühlte mich sehr unglücklich. Das einsame Schloß erschien mir unerträglich, mein Urlaub war noch lange nicht zu Ende, auch fühlte ich mich nicht in der Stimmung, mich in den munteren Kreis meiner Kriegskameraden zurück zu wünschen. Aeußerst willkommen war mir deßhalb der alte Inspector des Gutes, als er eines Morgens zu mir kam und mir vorstellte, wie nützlich es wäre, wenn ich eine Reise nach der Hauptstadt machte, um dort die alten Verbindungen meines Vaters zu erneuern, verschiedene pekuniäre Angelegenheiten zu ordnen, und namentlich auszuwirken, daß ein Mann, der ein bedeutendes Capital auf dem Gute stehen hatte, es noch eine bestimmte Anzahl von Jahren darauf belasse, da das Gegentheil von schlimmen Folgen für die Verbesserungen sein müßte, die er mir als nothwendig vorschlug. Mit Freuden ergriff ich diesen Gedanken und kam verflossenen November in der Hauptstadt meines Vaterlandes an, deren Pracht und Schönheit mich entzückte. Mein früher erwähnter Vetter, mein einziger Freund und Bekannter in dieser Welt, verschaffte mir ein Logis in dem Hause, in welchem er wohnte, und bei diesem meinem neuen Mentor holte ich mir Rath in allen möglichen Anliegen. Bei ihm erkundigte ich mich nun auch nach den Leuten, mit welchen ich Geschäfte hatte und vergaß natürlich den erwähnten Capitalisten nicht, den ich, in der Lage, seinen wirklichen Namen nicht sagen zu können, Herrn Polonius nennen will. — „Er ist," antwortete er, „ein sehr anständiger Mann, der erst in seinen älteren Tagen in den heiligen Ehestand trat und eine ganz junge Frau heirathete. Zur Belohnung dafür ward ihm das beneidenswerthe Glück zu Theil, ein ganzes Netz voll Kinder zu bekommen. Ich war in den letzten Jahren nicht mehr in seinem Haus. Es behagt mir dort nicht, ich weiß selbst nicht weßhalb. Seine Frau wird von Manchen für sehr schön gehalten, von mir jedoch nicht, denn ich bin kein Liebhaber von solcher Fülle der Gestalt,

mir gefällt eine schlanke Lilie weit besser.“ Indem ich diese Worte meines Vetters niederschreibe, kann ich nicht unterlassen, eine Aeußerung meines alten Hofmeisters anzuführen: daß es nämlich selten oder nie die wohlüberlegten, mit Absicht ausgesprochenen Worte, sondern die flüchtig hingeworfenen, oft in einem leichtsinnigen Augenblicke geäußerten Worte sind, die wie ein guter oder böser Geist in das Rad des Schicksals eingreifen.

Ich ging nun unverzüglich nach Herrn Polonius' Hause. Ein Diener, der mir öffnete, unterrichtete mich, daß der Herr weggereist sei und erst im nächsten Monate zurückerwartet werde. Indessen kam ein junges Frauenzimmer durch den Gang, näherte sich der Thüre, an der ich stand, und bat mich mit einer höflichen Bewegung, mehr als mit Worten, einzutreten. Nach meines Freundes laconischer Beschreibung erkannte ich sogleich in ihr die Frau des Hauses. Sie trug ein kleines Kind auf dem Arme und hatte zwei andere von drei bis fünf Jahren neben sich. Sie war mehr groß, als klein, ziemlich voll, aber auch in *meinen* Augen sehr schön, ja mehr als schön; denn mit einer Verwunderung, die mir jede Fassung benahm, so daß ich kaum hörte, was sie eigentlich zu mir sagte, sah ich vor meinen leiblichen Augen wirklich und leibhaftig das Ideal, das von meiner Kindheit an meine Phantasie beschäftigt hatte. Sie müssen wissen, was für Sie, als Dichter, gewiß nichts Lächerliches hat, daß in dem Cabinette meiner Mutter eine sehr schöne Copie der bekannten Madonna della Sedia hing und daß dieß Bild von meiner Kindheit an so sehr meine Augen und mein Herz gefesselt, daß alle Schönheit, die ich später in Kunst und Natur zu sehen bekam, nicht im Stande gewesen, diese meine erste Liebe zu verwischen, und daher mag es sich auch schreiben, daß eine junge Mutter mit ihrem Kinde auf dem Arme für mich das Liebenswürdigste in der Schöpfung und diese Periode des weiblichen Lebens die schönste ist. Die junge Dame, welche nun vor mir stand,

glich meiner Madonna mehr, als Alles, was ich bisher gesehen. Das frische, jungfräuliche Gesicht, vereint mit dieser mütterlichen Fülle, dieser Ausdruck von Schamhaftigkeit, vereint mit der stillen Würde einer Mutter und Hausmutter, Alles bis auf das glatte Haar über der weißen Stirne und der bunte Shawl, der sie und das Kind halb verhüllte, trug zu ihrer Aehnlichkeit mit meinem Ideale bei. Von unserem kurzen, aus einzelnen Repliken bestehenden Gespräche will ich nichts erwähnen; doch muß ich hinzufügen, daß sie sich mit einem Anstand ausdrückte, der mit ihrem Aussehen zu harmoniren schien. Ich hatte mein Zimmer noch nicht erreicht, als ich mir auch schon gestanden, daß ich sterblich verliebt sei; aber diese Liebe für ein Ideal, für eine von ihren Kindern umgebene Mutter, war (hier nehme ich wieder meine Zuflucht zu Ihrem Gefühle als Dichter) von so geistiger Natur, daß sie nicht Liebe, sondern Anbetung genannt werden mußte. Ein Heiligenschein umgab den Kopf meiner Madonna.

Indessen wollte das Unglück, daß mein Verwalter den verzweifelten Einfall bekam, mit bequemer Schiffsgelegenheit und günstigem Winde mir einige Produkte von meinem Gute zu senden: etwas seltenes Wild, einige ausgesuchte, schöne Früchte und dergleichen. Ich glaubte nun, nichts Besseres thun zu können, als auf Ritterweise diese Jagdbeute und hesperischen Aepfel zu den Füßen meiner Göttin zu legen. Das würde ich auch gerne gethan haben; aber nun gab mir mein böser Geist den Gedanken ein (denn nur von diesem Erbfeinde können solche Einflüsterungen kommen), diese Geschenke mit einigen Zeilen zu begleiten, in welchen sich meine oben berührte Anbetung nicht gerade aussprach, aber doch ahnen ließ. — Wenige Tage später empfing ich ein sehr höfliches Billet, in welchem Frau Polonius, ihres Mannes Abwesenheit beklagend, sich meine Gesellschaft bei einem ganz kleinen, nur aus meinen eigenen Gaben bestehenden Souper ausbat. Berauscht von Freude eilte ich zur bestimmten

Stunde dahin. Derselbe Diener öffnete mir, dieselbe Saalthüre that sich vor mir auf. Ich trat ein und — o Hochverehrter! kein Gleichniß, kein Wort vermag meine Bestürzung zu beschreiben. Eine früher nie gesehene, sehr starke und volle, außerordentlich zierlich geputzte, nicht junge, aber noch hübsche Dame kam mir entgegen und empfing mich als die Frau vom Hause, beklagte, daß ihr Mann noch nicht heimgekehrt sei, erwähnte, daß nur ihre Kinder die Ehre gehabt, mich zu sehen u. s. w., wodurch mir ein Licht aufzugehen begann, das mir Hören und Sehen benahm. Am Theetische saßen noch ein paar Herren und Damen und — o Himmel! — in einer Ecke des Zimmers saß an einem kleinen Tische zwischen einigen größern Kindern, als denen, die ich bei meinem ersten Besuche gesehen, meine Angebetete in einer einfachen kindlichen Kleidung mit Büchern neben sich, eine Stylübung, wie es schien, schreibend, ganz still, unbemerkt, ohne daß Jemand sie der geringsten Aufmerksamkeit würdigte. Bei der ersten Pause, die in der Conversation des Theetisches eintrat, erhob ich mich und ging hin, um mit ihr zu sprechen; aber sie gönnte mir kaum einen Blick und antwortete nur in abgebrochenen, einzelnen Worten. Die Frau des Hauses rief mich auch sogleich zurück und sagte: „Sie sind zu gütig, es ist nicht Brauch im Hause, daß die Kinder am Gespräche Theil nehmen." — „Die Kinder!" rief ich: „dazu rechnen Sie doch nicht Ihre Fräulein Tochter?" — „Allerdings rechne ich sie dazu! sie ist noch sehr jung. Denn sie geht jezt erst zum Geistlichen." — Ich glaubte zu träumen. — Eine der fremden Damen begann nun: „Wie alt ist wohl Lydia? wird sie nicht zu Ostern confirmirt?" — „Ja, sie sollte wohl, sie wird bis zum Februar siebenzehn Jahre. Aber je länger sie Kinder sein können, desto besser scheint es mir." — Der Thee mit Zubehör wurde nun umhergetragen, während die Herren im Saale auf und nieder gingen. Lydia näherte sich, nahm den Präsentirteller und trug ihn umher.

Die Herren und Damen behandelten sie mit der größten Nonchalence. — „Kleine Lydia, bringe mir einen Schemel," rief eine Dame. „Komm' her zu mir, mein Kind!" sagte eine Andere. Die Herren sagten Du zu ihr und Einer von ihnen erdreistete sich sogar — horribile dicta — ihre Rosenwange zu küssen. Ich übergehe mit Schweigen den übrigen Theil des martervollen Abends. Das unsäglich langweilige Abendbrot, bei welchem meine — von ganzem Herzen auf den Blocksberg gewünschten — Geschenke paradirten und meine Gesundheit getrunken wurde, ohne daß Jemand daran dachte, meiner Geliebten einen Tropfen zu bieten, an dem Toaste Theil zu nehmen und mir dadurch den bittern Kelch zu würzen. Sie saß am Ende des Tisches zwischen ihren beiden älteren Brüdern, oder richtiger gesagt: sie saß dort nicht, sondern wartete mit dem Diener bei Tische auf und kein Mensch zeigte ihr dabei mehr Aufmerksamkeit, als ihm. Das Wunderbarste war, daß sie selbst die Demüthigungen nicht zu fühlen schien, die mein Herz durchbohrten. Die ganze folgende Nacht schloß ich nicht ein Auge. Mein schönes Ideal war vernichtet. Die junge Mutter, die mich bezaubert, war zur junonischen Gestalt eines Mädchens geworden, das mit Gewalt für ein Kind gelten sollte. Ganz offenherzig, wie es einem Manne von Ehre geziemt, gestehe ich meine Gefühle. Ich konnte mich vor Erstaunen kaum fassen, daß man nach neuester copenhagenscher Mode die Töchter unconfirmirt ließ, bis sie das Alter erreicht hatten, in welchem ihre Mütter und Stiefmütter oft schon Frauen und Mütter gewesen, so daß ihr Aussehen einen Fremden leicht verführen konnte, sie selbst dafür zu halten. „Wo bleibt nun," sagte ich zu mir selbst, „das liebliche Schauspiel dieser halb aufgesprungenen Rosen, diese heranwachsende Jugend, die auf dem Uebergang vom Kind zum Erwachsenen ihr Leben damit beginnt, daß sie es in dem Tempel des Herrn einweiht und die Lehren der Religion in einem von irdischen Sorgen und Leiden-

schaften unberührten Herzen empfängt?" — Ich will Sie nicht mit meinen Betrachtungen ermüden, ich könnte ein ganzes Buch über das Ungereimte, ja Unmoralische in dieser Mode schreiben, aber ich will mich an meine eigene flaue Geschichte halten, und Ihnen nur sagen, daß nach der peinlichen Stimmung einiger Tage doch jenes Abends unbehaglicher Eindruck vor dem Gedanken an Lydias Schönheit und Anmuth weichen mußte. Die Freude, die ich bei dem Gedanken fühlte, sie frei und unverheirathet zu wissen, und diese Madonna als meine eigene junge Frau heimführen zu können, verwandelte plötzlich meine schwärmerische Anbetung in leidenschaftliche Liebe, um so mehr, als der Zustand der Demüthigung, in welchem ich sie gesehen, mir den heißen Wunsch einflößte, sie mit Ehre und äußerem Glanze zu umgeben. Ich beschloß, bei ihren Aeltern um sie anzuhalten; doch glaubte ich für alle Fälle mich zuerst an sie selbst wenden zu müssen. Ich erinnerte mich des kalten Empfangs, der mir an jenem Abend von ihr zu Theil geworden, und beschloß deßhalb, sie schriftlich von meinen Absichten zu unterrichten. Ich berührte nur kurz meinen Irrthum und suchte jede Weitläufigkeit, die ich für überflüssig hielt, zu vermeiden.

Mit meinem Briefe in der Tasche machte ich nun ein paar Besuche bei Frau Polonius, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, sie abzugeben. Am ersten Weihnachtstag war ich endlich so glücklich, Lydia in demselben Gange zu begegnen, wo ich sie zum ersten Male gesehen. Ich faßte Muth und übergab ihr den Brief, den sie annahm, ohne ein Wort zu sagen. Nun verging eine lange Woche, ohne daß ich das Mindeste von dem Polonius'schen Hause zu hören bekam. Die Feiertage mit ihren Ferien beraubten mich der Hoffnung, ihr auf ihren Schulwegen zu begegnen, und zu Hause war ich müde, sie ohne Sprache und Bewegung zu sehen. Endlich höre ich, daß Herr Polonius zurückgekommen, und wollte gerade am selben

Vormittag zu ihm gehen, als die früher erwähnte Anzeige in dem mir unvergeßlichen Adresseavis mich im Fluge nach dem Fußpostcomptoir führte, wo ich einen Brief von Herrn Polonius empfing, in welchem er mir mit den härtesten Ausdrücken vorwirft, in seiner Abwesenheit seine Frau und ein unschuldiges Kind, das noch nicht einmal confirmirt sei, verführen gewollt zu haben; ferner bittet er mich, nie mehr meinen Fuß über seine Schwelle setzen zu wollen, und um alle Verbindung mit mir aufzuheben, auch sagte er mir das Capital auf, das er auf meinem Gute stehen hatte.

Ich will Sie, hochverehrter Herr, mit der Schilderung der Raserei verschonen, die mich bei der Lesung dieser Linien überfiel, und verschweigen, welch' übereilte Beschlüsse ich faßte. Zum Glücke traf mich mein Vetter in diesem Paroxysmus. Zum ersten Male vertraute ich ihm mein Abenteuer an, und unerachtet es ihm eine neue Quelle zu Bonmots und satyrischen Zufällen war, gelang es doch seiner Kaltblütigkeit, seinem klaren Verstand und seiner brüderlichen Freundschaft, mich zur Vernunft zu bringen und zu beruhigen. „Das Ganze ist ja nur ein Mißverständniß," sagte er: „ich kenne Herrn Polonius; es ist wirklich ein braver Mann, man hat ihn hinter das Licht geführt. Ich stehe nicht ganz auf dem besten Fuß mit dem Hause, aber ich will doch sogleich hingehen und vernünftig mit dem Manne sprechen." Er war wirklich so gut, dorthin zu gehen, wurde aber nicht eingelassen. Abends ging er wiederum, hatte jedoch dasselbe Schicksal. Wir kamen nun darin überein, daß ich an Herrn Polonius schreiben sollte, was ich denn auch am nächsten Morgen that; ich erhielt jedoch vor Mittag meinen Brief unerbrochen zurück. Am gleichen Nachmittag schrieb ich an seine Frau und gebrauchte die Vorsicht, den Diener meines Vetters die Aufschrift auf den Brief schreiben zu lassen. Kaum eine Stunde später erhielt ich ihn in tausend Stücke zerrissen in einem Couvert zurück. Am nächsten Morgen, als ich und mein

Vetter beisammen saßen, pochte es an die Thüre und ein kleiner Knabe brachte mir ein Billet, zu meiner Verwunderung von Lydia, folgenden Inhalts:

„Mit Hülfe einer Freundin sende ich Ihnen durch dritte Hand diesen Brief, um Ihnen zu sagen, daß Sie nicht glauben sollen, ich sei schuldig an dem unhöflichen Briefe, denn ich habe Ihren Brief Niemanden gezeigt, sondern meine Mutter hat ihn in meinem Verschlusse gefunden. Uebrigens glaube ich nicht an Ihre Liebe, da Sie mich mit so unvortheilhaften Augen sehen konnten, daß Sie mich, ein junges Mädchen, für meine und meiner Geschwister Mutter gehalten."

Diese Linien schienen mir einen Trost zu enthalten und machten mir eine Erklärung doppelt wichtig. Aber wie? Hier war guter Rath theuer. Mein Vetter trug den ominösen Adresseavis als eine Curiosität bei sich. Während ich Lydias Billet las, studirte er im Avis; plötzlich brach er in die Worte aus: „Wirklich! es muß ein Eheteufel über dieser ersten Nummer der Adresseavis geschwebt haben. Auf der ersten Seite klagt eine deutsche Turteltaube über den Verletzer frommer Herzen, über die Wunden, die nie heilen in zarter Brust: das scheint ein passender Prolog zu dem Trauerspiel in drei Acten, das dieser Adresseavis aufführt. Im ersten Acte klagt ein unglücklicher Ehemann darüber, daß seine Frau ungesetzmäßiger Weise von ihm und drei Kindern fortgegangen; im zweiten warnt ein Gatte dagegen, seiner Frau etwas zu borgen, da die Vollmacht, die er selbst ihr gegeben, keine Gesetzeskraft habe; und nun kommt im dritten die gräßliche Catastrophe mit einem unglücklichen Lieutenant, der die unerhörte Missethat begangen, einem Mädchen einen Brief zu senden. „Du solltest," fuhr er fort, „Deine Geschichte in den Adresseavis setzen, der auf seine alten Tage noch Postillon d'amour geworden. Apropos Postillon d'amour: mit Kopenhagens fliegender Post könntest Du ins Haus fliegen, denn dies Blatt hält

Herr Polonius, das habe ich in dieser Morgenstunde erfahren, als ich selbst dort war, um mich unter die Subscribenten aufnehmen zu lassen." — Auch diesmal gaben leicht hingeworfene Worte den Ausschlag. Ich beschloß, seinem Rathe zu folgen und verwandte diese Nacht dazu, meinen Beschluß ins Werk zu setzen. Ich hoffe, daß die Wahrheit, die ihr eigenes Gepräge hat, für mich sprechen wird — zuerst bei Ihnen, hochgeehrter Herr, daß Sie sich geneigt finden, das Obige in Ihr Blatt aufzunehmen und dann bei Herrn und Frau Polonius und bei meiner geliebten Lydia. Diese Personen, die allein wissen können, von wem und mit wem hier gesprochen wird, bitte ich, unparteiisch meine Worte zu erwägen. Ich halte hiemit förmlich um die Hand meiner Lydia bei ihr selbst und ihren Aeltern an. In wenigen Tagen werde ich auf mein Gut reisen und nächste Ostern nach Kopenhagen zurückkehren, wenn Lydia confirmirt ist; um so mehr, als ich nicht im Mindesten Lust habe, diesem Acte selbst beizuwohnen. Ich bitte ihre Aeltern, zu gestatten, daß ich dann unverzüglich Hochzeit mache und meine junge Frau auf das Gut meiner Ahnen führe. Ich verlange keine Mitgift, keine Aussteuer; ich brauche nichts von alle dem, und um noch weiter alles Mißtrauen zu entfernen, nehme ich hiemit ohne alle Einwendung die Kündigung des Kapitals von Seiten des Herrn Polonius an und habe bereits einen andern Ausweg gefunden, so daß sein Geld stets zu seinen Diensten steht. Uebrigens verspreche ich ihm die Erfüllung aller Pflichten, welche ein Vater von dem Manne fordern kann, dem er seine Tochter gibt, und welche seine jüngern Kinder von den ältern Brüdern fordern können, wenn seine zahlreiche Familie je einer Stütze bedürfen sollte.

Und nun muß ich diesen Brief enden, wie ich ihn begann, indem ich meine Sache der fliegenden Post anvertraue, oder vielmehr dem Redakteur, und mich für diesmal, wenn auch nicht mit meinem wahren Namen,

so doch in meiner wirklichen Eigenschaft unterschreibe als Ihr ganz ergebener und verbundener Freund.

P. S. Noch eine Bitte habe ich an Sie. Sollte eine mir unbekannte Rücksicht Ihnen verbieten, Obenstehendes einzurücken, so bitte ich Sie, als einen Mann von Ehre, mein Manuscript zu vernichten und mein Geheimniß zu bewahren. — Selbst wenn Sie mir die Wohlthat erzeigen, meinem Manuscript einen Platz in Ihren Blättern zu vergönnen, bitte ich Sie auf's Inständigste, nach der Benützung es zu vernichten. Vergeben Sie die mancherlei Veränderungen und Zusätze in meiner Schrift. Meine Stimmung und meine nächtliche Eile müssen sie entschuldigen.

Zweiter Brief.

Von Herrn Polonius an die Redaktion der fliegenden Post.

Kopenhagen, den 16. Januar 1827.

Mein Herr fliegende Post, oder wie ich Sie tituliren soll!

Da ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, sondern auf Ihr Blatt in der guten Absicht subscribirte, mich und meine Familie zu erheitern, so war ich sehr erstaunt, oder um die Wahrheit zu sagen, choquirt, daß Sie den Brief von dem Lieutenant einrückten. Denn ungeachtet er meinen Namen oder meinen Stand nicht genannt, so weiß doch jeder Vernünftige, daß die Vorsehung Alles weislich so eingerichtet, daß das, was im Dunkeln geschieht, zuletzt an's Licht kommt, und daß diese Stadt,

so voll von bösen Nachrednern ist, daß es nicht lange dauern wird, bis ich und meine Familie in Aller Munde bin, und ich sehe mich deßhalb genöthigt, Folgendes in Bezug auf den wahren Zusammenhang der Sache bekannt zu machen. Ich sende es an Ihr Blatt, da die Mittheilung des Lieutenants dort erfolgte; und wenn Sie unpartheiisch sind, so werden Sie sich nicht weigern, auch diese Antwort eines angesehenen und geachteten Mitbürgers einzurücken, welcher nie von Jemanden beschimpft wurde, da er stets eine reelle Behandlung zeigte und gegen Gottes oder des Königs Verordnungen sich niemals verfehlte. Die Sache verhält sich kurz so: Ich habe nichts mit dem Lieutenant zu schaffen und weiß nichts von seinem Wesen und Treiben. Er kennt jedoch am besten seine Handlungen. Sein seliger Vater war mein guter Freund, ein aufgeklärter und rechtschaffener Mann, sein Gut ist ein sehr großes Gut: und deßhalb hatte ich seiner Zeit nichts dagegen, mein Geld darauf zu leihen, aber nunmehr will ich es bis zu der von seinem Vater und mir festgesetzten Zeit ausbezahlt haben, — was ich denn auch in gesetzlicher Form verlangte, und wovon ich ihn in meinem auf das Fußpostcomptoir gegebenen Briefe unterrichtete. Und will er wissen, weßhalb ich meinen Brief auf die Fußpost und nicht in sein Logis legte, so werde ich ihm sagen, es geschah, weil ich meiner Frau und meinen Kindern verboten, einen Diener oder sonst Jemanden nach dem Hause zu senden, wo er bei seinem liederlichen Vetter wohnt, über welchen meine Frau und ich noch ungehaltener sind, als über ihn; denn dieser schlechte Mensch wurde vor mehreren Jahren in unser Haus geladen und genoß alles Gute in unserer Gesellschaft, hat uns jedoch damit gelohnt, daß er uns verleumdete, denn er besitzt einen giftigen und bösen Mund. Er braucht nicht über mein Haus oder meine Frau zu spotten, denn er ist nicht werth, je ein so hübsches Haus oder eine so tugendhafte Frau zu bekommen; da sie,

wie er sagt, eine junge Frau ist, die sich mit mir in meinen älteren Tagen verheirathete, als ich eine Frau ernähren konnte (und früher wollte ich mich nicht verheirathen), so betrug sie sich immer, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten. Da sie jedoch sehr polirt und artig ist, bat sie den Lieutenant in unser Haus, weil ich seinen seligen Vater gekannt; aber sein Brief an sie, der sehr kurz und mit neumodischen Redensarten gefüllt war, mit denen ich mich nicht abgebe, sagte sie selbst zu mir, sei eine Art Liebesbrief, und übergab mir ihn, zugleich mit dem in meiner Tochter Commode gefundenen, der sehr leicht zu verstehen war, und bat mich mit vielen Thränen, dem Menschen den Marsch zu machen, wie man sagt. — Daß meine Tochter ihm geschrieben und den Brief durch einen kleinen Knaben sandte, wie ich wohl ahne, ist sehr traurig für uns Aeltern, aber wir trösten uns damit, daß es nicht das erste Mädchen ist, das hier auf falschen Wegen ging und später eine brave Frau wurde. — Was Lydia betrifft, so wird sie zu Ostern confirmirt werden, ob der Lieutenant es sieht oder nicht; wenn wir jedoch einen passenden Ort finden können, so soll sie auf's Land und draußen bleiben. Aber sobald sie confirmirt ist, wird sie verlobt werden, aber nicht mit dem Lieutenant, sondern mit einem braven, jungen Mann, dem ich mein Wort gegeben, und der ein hübscher Mensch ist, an dem Niemand etwas aussetzen kann. Er hat freilich kein solches Gut wie der Lieutenant, aber was frage ich nach Gut und Geld, wenn ich zufrieden bin? Doch ist er nicht unvermögend; was der Herr Lieutenant denn hiemit zur Nachachtung wisse. Und was seinen Vetter betrifft, so bitte ich, daß er sich nie vor mir und meinen Angehörigen sehen lasse. Er ist gut bekannt hier in Kopenhagen und man weiß seine Wege und sein Leben, zum Beispiel, wie er in einer Nacht achtzig Thaler im Spiele in einer vornehmen Gesellschaft verloren; auch glaubt er

vielleicht nicht, daß ich weiß, wie er meiner Schwestertochter Clara die Cour machte, als sie noch ein Mädchen war; sie hat ihn aber doch, ungeachtet sie eines der hübschesten Mädchen im Lande und ihre eigene Herrin war, sofern die beiden Aeltern gestorben und sie bei ihrer Tante lebte, die auch meine selige Schwester war, und sie ganz ihren freien Willen haben ließ, — sie hat ihn ausgeschlagen, und wollte auch keinen von den andern jungen Cavalieren, sondern par force einen Mann, der seine zwanzig bis drei- oder vierundzwanzig Jahre älter als sie sei, und mit dem sie nun wie im Paradiese lebt, und eine vornehme und glückliche Frau geworden. Sehen Sie, ich weiß auch, wie rein desperat er war, als es bekannt wurde, daß sie verlobt sei, — so daß sein Vater ihn mit einem Gesandten, der nach Paris, oder London, oder sonst wohin ging, aus dem Lande schicken wollte. Sie aber verlangte eine Unterredung mit ihm, und was sie nun auch zu ihm gesagt haben mag, er ging in sich und ließ es sich gefallen. — Sehen Sie, all' das schreibe ich, daß er daraus erkennen möge, wie gut ich Bescheid weiß, ich besitze den Brief über die ganze Heirath, welchen meine Schwestertochter damals an ihre Tante von Kopenhagen aus schrieb, wo sie sich befand. Ich habe ihn von meiner seligen Schwester geerbt, und wenn er sich noch mehr in das mischt, was ihn nichts angeht, so versichere ich ihn, daß ich den Brief hier in diesem Blatte einrücke, was ihm nicht sehr angenehm sein dürfte. — Um nun Allem ein Ende zu machen, so haben meine Frau und ich uns vorgenommen, daß wir keinen Brief von irgend Jemand empfangen, ehe Alles mit unserer Tochter im Reinen und sie verheirathet ist, womit alle Plackerei von dieser und jener Seite vorbei ist. Wir machen deßhalb für alle unsere Freunde und unsere Familie bekannt, daß wir Diejenigen bitten, die etwas mit uns zu sprechen haben, sich selbst zu uns zu bemühen, und diejenigen von unsern Freunden, welche außerhalb der Stadt wohnen, uns an ihrer Statt

Jemanden senden; denn wir haben bestimmt, daß alle Briefe, die nicht von meinen Geschäften oder von Geldsachen handeln, denen ich meine Aufmerksamkeit schenken muß, sogleich in ein Couvert gelegt und auf das Fußpostcomptoir gesandt werden.

Und nun, Herr fliegende Post, oder was Sie sind, ich versichere Sie, daß ich nichts gegen Sie habe, wenn Sie meine Mittheilung einrücken, denn ich sehe, daß Sie ein aufrichtiger und wahrheitsliebender Mann sind, der seine Unpartheilichkeit gegen Jedermann an den Tag legt.

Da ich nicht glaube, daß der Name Polonius etwas Böses bedeutet, so nenne ich mich hier im Blatte so, da Sie sich wohl denken können, daß ich als ein angesehener Mann nicht meinen eigenen nennen mag; ich unterzeichne mich deßhalb als

Ihren dienstwilligen
Polonius.

Dritter Brief.

Von dem Vetter des Lieutnants an Herrn Polonius.

Kopenhagen, den 24. Januar 1827.

Hochgeehrter Herr!

Ihr Schreiben vom 16. Dieses brauchte ich mir zwar, rücksichtlich des Publicums, nicht nahe gehen zu lassen, wie beleidigend es auch sein mag, wie zart auch die Eigenschaftswörter sind, mit denen Sie mich beehrt haben, denn das Publicum hegt bereits (Dank

Ihrem genannten Schreiben) die Vermuthung, daß die ganze Correspondenz von Ihnen, Ihrer Frau, Ihrer Tochter, meinem Vetter, dem Lieutenant und mir selbst, eine erfundene Geschichte ist, so unwahrscheinlich erscheint es, daß ein Mann aus der höheren Gesellschaft, ein Mann, der ein großes Haus in der Stadt macht und darin einen Kreis von Menschen versammelt, deren Bildung doch ab und zu einen einzelnen Strahl auf ihn selbst reflectiren sollte, daß ein solcher Mann — sage ich — im Jahre 1827, nachdem die Cultur doch eine ziemlich große Ausbreitung geworden, nach allen den Verbesserungen, welche im Erziehungswesen vorgenommen worden, nachdem wir sieben bis acht Jahre wechselseitigen Unterricht gehabt u. s. w.; daß, sage ich endlich, ein solcher Mensch zu solcher Zeit einen solchen Brief sollte schreiben können, wie der in der fliegenden Post eingerückte oder, wenn er ihn wirklich geschrieben, von seiner Frau Erlaubniß erhielte, ihn zu drucken. Daß Ihre Gemahlin, wie Sie sagen, eine tugendhafte Frau, ist etwas, was Niemand, nicht mal Sie selbst, besser wissen kann, als ich, und das weiß ich auch sehr gut, daß ich nie würdig sein werde, ihres Gleichen zu bekommen; ich wünsche durchaus nicht, daß es mir in der Ehe nach Verdienst, sondern nach Gnade ergehe und glaube, daß Jeder, der größere Pretensionen macht, als diese, ein mittelmäßiger Ehemann wird. Im Falle jedoch die Tugend einer Frau darin besteht, sich nach ihres Mannes Wünschen zu richten, so ist es gewiß, daß die Tugend ihre Grenzen hat, und daß Ihre Frau wirklich diese Grenze überschritten, wenn Sie aus Nachgiebigkeit gegen Sie in die Veröffentlichung Ihres Briefes eingewilligt. Aber ungeachtet ich nun, wie gesagt, mehr als Jemand von ihrer Tugend überzeugt bin, glaube ich doch nicht, daß sie in irgend einer Verbindung mit dem Abenteuer meines Vetters oder mit Ihrem sehr geehrten Schreiben steht, wenn man nicht annehmen will, daß der Zorn, der auch bei edlen Gemüthern eine Tugend

ist, Ihre Frau gereizt hat, von ihrer gewöhnlichen Autorität Gebrauch zu machen. Im gegenwärtigen Falle glaube ich wirklich, daß der Zorn Ihrer Frau oder mit andern Worten ihre Tugend, ihr und Ihnen mehr geschadet, als genützt; es sei denn, sie spielte ein so feines Spiel, daß sie, um die ganze Geschichte zu vertuschen und ihr alle Glaubwürdigkeit zu nehmen, Sie planmäßig dazu aufmunterte, Ihren unvergleichlichen Brief drucken zu lassen — als einen würdigen Appendix zu Reisers sämmtlichen Schriften. Aber sehen Sie, hochverehrter Herr, gerade aus diesem Grunde ist es mir unmöglich zu schweigen, denn wo man ein feines Spiel spielt, da bin ich gerne dabei; und es wird Sie nicht wundern, daß gerade ich, den Sie als einen Spieler characterisirt, mit einigen Trümpfen in der Hand bereit sitze. Auch wäre es Unrecht gegen meinen abgereisten Vetter, der kaum etwas von der Antwort weiß, die auf seinen Brief gekommen, wenn ich nicht, als sein Vertrauter in dieser Sache, des Publicums Vertrauen auf die Wahrheit seiner Worte und das daraus folgende Interesse für seine Sache aufrecht zu erhalten suchte. Wer weiß, wozu diese Publicität mal mit der Zeit ihm gerade in dieser Angelegenheit wird nützen können? Indessen habe ich doch im Sinne, ihn von dem Eingetroffenen zu unterrichten, und im Uebrigen alle seine Wünsche und Befehle, die diese Sache betreffen, soweit es in meiner Macht steht, auszuführen.

Ich könnte es bis auf Weiteres bei dem beruhen lassen, was ich gesagt; aber Sie haben in hohem Grade mein Staunen erregt, indem Sie mich verstehen ließen, daß Sie sehr gut wissen, daß ich mal Ihrer Schwestertochter Clara die Cour gemacht. Ich gestehe, daß ich Sie nie im Stande glaubte, das Geringste davon zu wissen: denn Courtoisie ist just nicht gerade das, was ein Ehemann zu begreifen pflegt; und namentlich hätte ich Ihnen dies Talent nicht zugetraut. Ich muß deßhalb glauben,

daß Ihre Frau, die sicher einen schärferen Blick hat, wiederum diejenige ist, die Ihnen die Augen geöffnet und ihr feines Spiel gespielt; denn ich kann wirklich nicht annehmen, daß der erwähnte geerbte Brief von Ihrer Schwestertochter an Ihre nun verstorbene Tante Ihnen bedeutende Aufklärung in dieser Sache sollte gegeben haben. Wie dem aber auch sei, so kann ich nicht läugnen, daß Ihre Drohung, diesen Brief drucken zu lassen, so weit entfernt ist, mir Schrecken einzujagen, daß ich, um das mir in Wahrheit kostbare Document zu lesen, es sogar gerne gedruckt lesen würde, vorausgesetzt, daß Sie wirklich mit dieser Drohung Ernst haben, die höchstens Kinder schrecken kann, und namentlich vorausgesetzt, daß die Tugend Ihrer Frau Ihnen die Veröffentlichung desselben erlaubt. Mit geringerer Mühe werden Sie, wenn Sie sich fürchten, einen Diener in die, wie man glauben sollte, ansteckende Atmosphäre meiner Wohnung zu senden, den erwähnten Brief, der doch kaum Interesse für das Publikum haben kann, auf dem Fußpostcomptoir niederlegen, das bereits, wie es scheint, Ihr eignes Comptoir geworden, versteht sich unter meiner Adresse, im Falle Ihre Hand sich dazu bequemen kann, meinen Namen zu schreiben.

In Erwartung Ihrer angenehmen Antwort habe ich die Ehre, mich zu unterzeichnen als

Ihres künftigen Schwiegersohnes

Vetter.

Zweiter Theil.

Claras Bekenntniß.

(Abgefaßt in einem Briefe an ihre Tante Sophie.)

An den Leser.

Schon vor mehreren Tagen empfing ich dies Manuscript, das ich aus Mangel an Platz nicht früher einrücken konnte, begleitet mit einem Schreiben von Herrn Polonius, das ich, wogegen er wohl nichts haben wird, auslasse, da es den Leser nicht interessiren kann. Herr Polonius wird sehen, daß ich das Vertrauen nicht mißbraucht, das er mir gezeigt, indem er mir Claras eigenhändigen Brief mit den darin vorkommenden wirklichen Namen aller in dieser Geschichte vorkommenden Personen zustellte. Ich glaubte allen Diesen und dabei auch Herrn Polonius einen Dienst zu erweisen, wenn ich fingirte Namen an die Stelle der wirklichen setzte und mich der Namen aus Shakspeares Hamlet bediente, nachdem der Lieutenant mit dieser Terminologie begonnen.

Den 9. Februar 1827.

Die Redaktion.

Kopenhagen, den 3. Juni 1823.

Liebste Tante! Werthe Freundin! Theure Mutter!

Es gibt keinen Namen, der so süß, so heilig wäre, daß ihn Dir mein Herz nicht gäbe. Was Du für das

vater= und mutterlose Mädchen gewesen, wie ich Dir Alles verdanke, wie herrlich Du vor den Augen meiner Seele stehst — all' das, was kein Wort auszudrücken vermag, ist mir in diesem Augenblick so klar und lebendig. Während ich dies schreibe, glaube ich Deine lieben, durchdringenden Augen auf mich geheftet zu sehen und Dich sprechen zu hören: „Wie steht es, meine Clara? Du hast mir etwas zu sagen! Sprich ruhig!" — Ja, ich habe Dir viel zu sagen und ich will ruhig sprechen. Du weißt, was ich sagen will! Kannst Du mir vergeben? Ich umfasse Deine Kniee, geliebte Mutter, vergieb! Deine Clara wagte es, über ihr Schicksal zu entscheiden, ohne Deiner Zustimmung zuvor sich zu vergewissern. — Meine beste Freundin! Deine Zustimmung ist mir genug, Dein Beifall, Deine Zufriedenheit sind zu meiner Ruhe nothwendig und ich war weit entfernt, den entscheidenden Schritt zu thun, ohne zuvor mein Herz vor Dir ausgeschüttet und, — was ich heute thun zu können hoffe, — Dir gezeigt zu haben, daß ich nicht bethört und verblendet bin, wie Du zu befürchten scheinst, sondern daß ich seit mehr als einem Jahre in Schmerz und Freude, mich mit meinem Gott und Himmel, mit meinem eigenen Herzen und in meinem Innern mit Dir berathschlagt habe, die Du Eins mit mir bist — in diesem Sinn — „Verwandte und Freundin." Ich hatte nicht im Sinne, sag' ich, so eigenmächtig mein Leben zu verschenken, das all' seinen Werth von Deiner Hand hat, aber es kam so von sich selbst, ohne meinen Willen. Gestatte mir, Dir Alles zu erzählen von Anfang bis zu Ende! Laß mich denken, ich sitze, wie in früheren guten Tagen, zu Deinen Füßen auf meinem blauen Schemel und Du sitzest in Deinem Lehnstuhl am Kamine, ich sehe Dir in das milde Antlitz bei dem Schein der muntern Flamme, während ich mit meinem Arme auf Deine Kniee gestützt, all' meine Gedanken vor Dir ausschütte, Alles berichte, bis zum Kleinsten herab, wie ich immer zu thun

gewöhnt war; und ich bin gewiß, daß Du mich verstehst, wie immer. Ich fühle mich bereits leicht bei dem blosen Gedanken, vor Dir beichten zu dürfen, und ich glaube, Dir offen sagen zu können, was Du bereits geahnt: ich habe mich mit Horazio verlobt, ich liebe ihn so innig, ich konnte es nicht lassen. Zum ersten Male habe ich Deinen Mahnungen zuwider gehandelt, aber daran ist die innere Ueberzeugung Schuld, daß Du mich nicht warnen würdest, wenn Du mit eignen Augen mir gefolgt wärest; daß Du nicht sagen würdest: „Wenn ein Mädchen von 20 Jahren einen Mann von 49 heirathet, so nenne ich das eine wirkliche Mesalliance und diese meine Meinung ist nicht auf menschliche Vorurtheile gegründet, sondern in der Natur selbst." — Lerne erst Horazio kennen, höre erst Deine Clara, ehe Du uns beurtheilest! — Andre sind es, Tante Polonius namentlich und leider! auch meine Schwester, welche in ihren Briefen Dinge vorgebracht, die Du nur aus meinem Munde hättest erfahren sollen. Du weißt, ich wollte in diesem Frühjahr zu Dir kommen: da hätte es mich gefreut, Dir alles, was ich in den letzten zwei Jahren, welche ich von Dir getrennt war, gedacht, gesagt und gethan, zu offenbaren. In meinen Briefen habe ich nur unzusammenhängend diese und jene Begebenheit angedeutet, deren wahre Bedeutung für mich Du jetzt erst erfahren wirst; aber aus mancherlei Gründen, die Du zum Theil selbst weißt und ahnen wirst, habe ich das Wesentlichste für unsere mündliche Unterredung aufgespart. Meine Liebe zu Horazio habe ich Dir nicht verborgen, aber ich glaubte mich verschmäht, und mein armes zerrissenes Herz konnte deßhalb keine Worte finden, Dir die näheren Umstände zu erklären. Erst wenn ich Dich wieder sähe, wenn ich wieder auf meinem Schemel zu Deinen Füßen säße, da, dachte ich, wollte ich in Klagen ausbrechen und Heilung bei Dir fü jede Seelenkrankheit finden. Nun ist Alles anders, nun kann ich frei athmen und sprechen. Lasse mich Dir nun

Alles erzählen und werde nicht ungeduldig, wenn ich Dir Dinge sage, die Dir ebenso bekannt sind, als mir. Es ist mir nicht möglich, meine Beichte später zu beginnen, als von dem Zeitpunkte an, da ich meine stille Heimath, Dein theures Haus verließ, wo ich in Liebe und Glück aufgewachsen.

Ja, es war das erste Mal, daß ich mich unglücklich fühlte, an jenem Tage, da Du einen Brief von Auguste empfangen, in welchem sie den Wunsch aussprach, daß ihre jüngere Schwester, die sie kaum gesehen und durchaus nicht kannte, sich eine Zeit lang in ihrem Hause aufhalte, daß Du in ihre Wünsche einwilligest und mich ein Jahr in Kopenhagen zubringen lassest. Ich verzweifelte, ich konnte mich nicht in den Gedanken finden, ferne von Dir zu leben. Meine Schwester war mir fremd, ich hatte sie nur als Braut und bei den auf die Hochzeit folgenden Feierlichkeiten gesehen. Es war sieben Jahre her; damals war ich erst elf Jahre alt gewesen; ihre Schönheit, ihre prächtigen Kleider, der kurze Aufenthalt in Kopenhagen schwebte dunkel vor meiner Phantasie wie ein längst vergessener Traum, der mich jetzt mehr ängstigte, als anzog. Erinnerst Du Dich, wie mein Weinen und meine Klagen von einer ganzen Schaar Leuten vom Gute unterbrochen wurde, welche mit dem Verwalter an der Spitze Dir etwas Merkwürdiges zeigen wollten? Und daß sie dann mit der großen, seltsamen Eule kamen, die bei dem starken Sturm der Nacht in der großen Scheune herabgefallen war und welche der alte Christen Jensen lebendig verbrennen wollte, da er behauptete, es sei keine natürliche Eule? Ich kann das arme Thier noch sehen, das so unglücklich aussah und seine Augen vor dem verwundenden Tageslicht schloß. Da Du befahlst, daß es statt verbrannt zu werden, in den hohen Eichenbaum gesetzt werde, wo sie sagten, es habe sein Nest, dachte ich: „das Thier ist glücklicher, als ich," und brach in heftiges Weinen aus. Der alte ehrwürdige Pfarrer,

der gerade mit der ganzen Schaar gekommen war, folgte mir an das Fenster, wohin ich gegangen, um mich zu verbergen, und bestürmte mich mit freundlichen Fragen, ohne daß ich antworten konnte. Als wir allein mit ihm waren, erzähltest Du ihm den Grund zu meinem Kummer und er schien auf meiner Seite zu sein; da sagtest Du: „Nein, mein lieber, alter Freund, nicht um mich Augusten zu fügen, die ich weder kenne, noch sonderlich liebe, nein, sondern aus Liebe zu meiner Clara habe ich beschlossen, den Schmerz zu ertragen, ein ganzes Jahr ohne sie zu leben. Es ist wahr, was Sie sagen, daß ich die Hände kenne, denen ich meinen liebsten Schatz anvertraue, „aber," fügtest Du hinzu und schlossest mich in Deine Arme, „aber ich kenne diesen Schatz, der mich mit dem Leben versöhnte, meine Erwartungen übertraf und mir den Verlust meiner eignen Kinder ersetzte. Das hast Du, meine Clara, Du bist all' mein Reichthum auf Erden." (Ach! diese süßen Worte sind für immer in mein Herz eingegraben, sie erhoben mich über allen Schmerz!) Aber just deßhalb muß ich dem Werke die Krone aufsetzen, Du mußt hinaus in die Welt und an dem Handeln und Wirken der Menschen Theil nehmen. Nicht wahr, ehrwürdiger Pastor? Das Gold muß durch das Feuer gehen, um geprüft zu werden. Dem, was man im Allgemeinen Unschuld und Tugend nennt, möchte ich keine so schöne Namen geben; nein, Reinheit und Treue bis zum Tode, sie werden nur in Streit und Gefahr der Welt gewonnen." — „Nun muß ich Ihnen Recht geben, gnädige Frau!" sagte unser alter Freund. „Es war ja auch nicht der Menschen Feind, der sie aus dem Paradiese trieb, sondern der Engel des Herrn, der wußte, daß es einen noch besseren und herrlicheren Ort als jenen gab." — Glaube mir, liebe Tante, jenes Gespräch war nicht ohne Frucht für mein kopenhagener Leben. Dies und so manches Deiner weisen Worte, die vertraulichen Gespräche, in welchen Du mir Dein eigenes interessantes, durch so manches Schicksal

geprüftes Leben erzähltest, machten mich mit der Welt bekannt, so daß das Meiste, was ich dort sah, mir nicht mehr fremd erschien.

Du weißt, wie ich es in meiner Schwester Haus fand: alles beschrieb ich Dir bis auf die zwei kleinen hübschen Zimmer, welche Auguste für mich eingerichtet, abgesondert von denen der übrigen Familie und, Gott sei Dank, weit entfernt von dem großen Zimmer und der Unruhe, welche immer in Onkel Polonius Etage herrscht, und die doppelt unbehaglich für den, der, wie ich, an jene Ruhe gewöhnt ist, die selbst bei den größten und festlichsten Zubereitungen in Deinem Hause herrscht, wo doch so manche Dienstleute sind.

Du weißt auch, wie ich ordentlich an Heimweh litt, aber später, als die Belustigungen des Winters recht in den Gang kamen, doch auch das Angenehme der geselligen Kreise und öffentlichen Vergnügungen zu fühlen begann, und wie ich mich bald in den großen geschmückten Gesellschaften bei Tante Polonius zu Hause fühlte, so daß ich mich ordentlich freute, daß wir dort im Hause wohnten, damit uns nichts von dieser Herrlichkeit entginge. Doch dauerte es nicht lange, so hatte ich Veranlassung, die Dornen an den Rosen zu bemerken, und hier macht mir mein Gewissen den Vorwurf, daß ich vielleicht durch die eine oder die andere Aeußerung in meinen Briefen Theil an den schlechten Gedanken habe, die Du von Auguste in Dir trägst. Du schreibst in Deinem letzten Brief: „Sie ist weit schlechter, als ich dachte. Wenn ich, ohne Rücksicht auf das Urtheil der Welt und der Tante Polonius, über sie blos nach den Thatsachen urtheile, die ihre eigenen und Deine Briefe erzählen, so muß ich von ihr mindestens sagen: Sie ist ein gefallener Engel, dessen höhere Natur eine Anklage mehr gegen sie bildet.“ — Ja, beste Tante, ich begreife nur allzu gut, daß man so urtheilen kann; es gab Augenblicke, wo ich selbst etwas Aehnliches gedacht; aber lasse Dir in Kürze ihr Wesen

und ihre Stellung schildern, wie ich sie beide zu kennen glaube: Du wirst sie dann sicher von einer bessern Seite auffassen. Sie ist allerdings von einer hohen und edlen Natur, aber weit entfernt, darin eine Anklage gegen sie zu finden, glaube ich, daß dies eine Entschuldigung ist, denn wenn man sagen dürfte, daß die Vorzüge eines Menschen sein Unglück machen können, so würde ich dies von ihr sagen. Sie steht in jeder Beziehung zu hoch über ihrer nächsten Umgebung und namentlich über ihrem Manne. Ich möchte wünschen, daß Du meinen Schwager sehen könntest, so wie er ist, wenn er sich nicht genirt; nur ein einziges Mal, denn er ist immer derselbe, ja seine Unveränderlichkeit ist so groß, daß er jeden Tag dasselbe sagt, beinahe mit denselben Worten. Morgens, ehe er an seine gewiß weder wichtigen, noch schwierigen Arbeiten geht, soll er vollkommen unzugänglich sein; davon war ich glücklicherweise niemals Zeuge, da wir hier im Hause die gute Gewohnheit haben, die Morgenstunden Jedes für sich zuzubringen. Mittags dagegen, wenn er nach Hause kommt, wirft er sich in das Sopha und füllt den kurzen Zeitraum, bis wir zu Tische gehen, mit Seufzern und Klagen über die Lasten und die Langeweile der Welt aus. Sagt man zum Beispiel zu ihm: „Sieh', wie schön die Sonne scheint!“ oder: „Siehst Du die schönen Blumen?“ — so antwortet er: „Was kümmere ich mich um die Sonne? Welche Freude soll mir das Gras machen?“ — Wenn wir allein beim Mittagessen sitzen, nimmt er wenig oder keinen Theil am Gespräche. Bisweilen erzählt er von der einen oder andern Lustpartie in seiner Bekanntschaft, und wenn man dann fragt: „Warum nimmst Du keinen Theil daran?“ — so antwortet er stets: „Das wäre etwas für mich armen Mann, der ein solches Haus zu erhalten hat und so manchen Jungen erziehen muß. Nein, ein Hausvater hat keine Freude, sondern nur Last und Sorge in der Welt.“ Auguste antwortet nur selten ein Wort auf das, was er sagt, thut

sie es aber, so geschieht es mit solcher Spitzigkeit und Bitterkeit, daß er plötzlich in seinen elegischen Dichtungen verstummt. Beim Kaffee fällt er gewöhnlich in den Schlaf, und geschieht es, daß er vor Schlag sieben Uhr aufwacht, so bricht er sogleich wieder in Klagen über die langweilige leere Welt aus. Im Anfang meines hiesigen Aufenthalts konnte ich es mir nicht versagen, ihm allerlei Zeitvertreib vorzuschlagen. „Wollen Sie nicht in diesem Buche lesen?" — „Nein, ich danke. Romane und Verse? Gott behüte mich davor!" — „Sie könnten ja das eine oder andere wissenschaftliche Buch lesen." — „Was sollte das für eines sein, es ist ja lauter Hirngespinst. Ich kann wahrlich nicht begreifen, wie vernünftige Leute so ungereimtes Zeug zusammenschreiben mögen, und dadurch berühmt werden können, aber wie gesagt, es ist eine verkehrte verfluchte Welt, in der wir leben. Wenn ich nur bald draußen wäre!" — Ist das nicht gräßlich, einen jungen und gesunden Mann täglich solche Gespräche halten zu hören? Im Klubb bringt er den größten Theil des Abends beim Spiele zu, das ihm ebenso nothwendig geworden, wie die Luft, die er einathmet; aber Du darfst deshalb nicht glauben, daß er ein leidenschaftlicher Spieler ist, nein, durchaus nicht. Er hat keine Leidenschaften; er verzehrt nur sich selbst in einem ewigen Kriege mit der Zeit. Sein Einkommen ist ganz anständig, er vergeudet auch nichts, aber er ist unordentlich und weiß in seinen Geldsachen weder aus noch ein. Wenn die arme Auguste das zur Haushaltung oder für die Bedürfnisse der Kinder bestimmte Geld von ihm haben will, bricht er in Schelten und Klagen aus, und oft muß sie so lange auf dieses nothwendige Geld warten, daß sie nur mit großer Oekonomie und noch größerer Mühe ihre Verlegenheit vor den Dienstleuten zu verbergen und die Wirthschaft anständig zu führen weiß. Wie tief ihr Mann auch in ihrer Achtung gesunken ist, so klagt sie doch nie bei einem Menschen über ihn, und suchte anfangs auch mir auf

jede Weise seine Ungereimtheiten und Schwachheiten zu verbergen. Sie besitzt das angenehme Talent, die strengste Oekonomie mit Eleganz und einem gewissen Grade von Wohlleben zu verbinden. Sie gibt nie große Gesellschaften, Abends aber, wenn wir zu Hause sind, ist meistens ein kleiner Theezirkel versammelt, dessen nette und behagliche Einrichtung verdiente, daß Du ihn sähest. Wenn mein Schwager dann nach Hause kommt und Fremde zugegen sind, vor welchen er einige Achtung hat, so nimmt er Theil am Gespräche und ist wie andere Menschen. Ist dagegen Niemand da, vor dem er sich geniren zu müssen glaubt, so zieht er seine Pantoffeln an, und streckt sich in einen Lehnstuhl in der Ecke des Ofens, wo man bald mit Wahrheit sagen kann, daß sich der Bruder des Todes auf seine Augenlieder gesetzt, denn es ist beinahe unmöglich für menschliche Macht, ihn zu wecken: gewöhnlich endet es damit, daß Auguste dem Diener sagt: „Wenn der Tisch abgetragen, weckt den Herrn;" worauf Jedermann sich auf sein Zimmer begibt und es dem Diener überläßt, ihn in's Leben zurückzurufen. Für Niemanden ist dieses Unwesen unerträglicher, als für den alten Bernhard. Dieser liebenswürdige Alte, der seit so manchen Jahren seinen schweren Beruf und alle Art von Widerwärtigkeiten ertragen, ohne je den Anstand und die Würde im Unglück zu verläugnen, welche seiner Nation eigenthümlich sind, kann sich durchaus nicht in diesen Mangel an gutem Tone finden und nichts ist sicherer, als daß er immer, wenn er meinen Schwager in seinen Pantoffeln herbeischlürfen und sich in seinen Lehnstuhl werfen sieht, mit einer unbeschreiblichen Miene fragt: „Sind Sie krank, Herr Osrick?" und daß mein Schwager darauf antwortet: „Nein, ich bin müde."

Denke Dir, meine liebe Tante, welches Leben für eine so gebildete, feine und lebhafte Frau, wie Auguste! Das tiefe Gefühl ihres häuslichen Unglücks sucht sie in Zerstreuungen und Gesellschaften zu betäuben, aber auch

hier sucht und findet sie blos einen Genuß: die Verehrung und Huldigung, die überall ihren Vorzügen entgegenkommt; und darin besteht ihr größtes Unglück, daß sie nur in dieser Huldigung die Güter des Lebens finden kann. Sie ist so weit entfernt, sich eine geheime und unerlaubte Liebesverbindung zu wünschen, daß sie nie eine solche besaß oder besitzen wird. Nein, sie will blos die Macht genießen, welche Schönheit und Liebenswürdigkeit ausüben, sie will so angebetet werden, wie der alte Bernhard unsre verstorbene Mutter anbetete, deren Lehrer er gewesen, so wie er sie ehrte in ehrerbietigem Abstand, ohne alle Forderungen; so wie Petrarca nach seiner Laura seufzte. Das ist's, was sie sucht, aber da solches sich nicht mehr leicht findet, so geräth sie in die schlimmsten Widersprüche und Verlegenheiten. Jeder neue Anbeter beschäftigt alle ihre Gedanken, setzt alle ihre Seelenkräfte in Bewegung, so lange, bis sie und ihre Anbeter als Feinde scheiden, was gewöhnlich geschieht, und ohne den geringsten Verlust räumt er seinen Platz einem Andern. Sehr traurig ist es freilich, wenn ein Interregnum eintritt, denn dann verfällt die arme Auguste in eine solche Melancholie, einen solchen Lebensüberdruß, daß all' ihre häusliche Thätigkeit, all' ihre Liebe zum Schönen in Kunst und Natur plötzlich der Bitterkeit, den bösen Launen und der Kränklichkeit Platz macht. In solchen Augenblicken ergreift sie jedes neue Interesse, wie der Kranke jedes Mittel ergreift, und in einer solchen Stimmung hat sie mich ganz gewiß zu sich gerufen. Auch als Mutter war sie sehr unglücklich, und obwohl ich in dieser Hinsicht weniger als in jeder andern mich ihrer Vertheidigung annehmen darf, so bin ich doch überzeugt, daß sie an ihres ältesten Sohnes Elend nicht Schuld ist, da er wie die jüngeren Kinder der treuen Pflege der alten Marianne überlassen ist. Wäre es jedoch möglich, daß Unterirdische kleine Kinder in der Wiege vertauschen, so mußte man es von dem kleinen Adolph

glauben; denn der unglückliche Knabe ist wie ein kleiner Troddel, so stumpf, so häßlich, so krank und grämlich. Die alte Marianne hat ihr Kreuz mit ihm Tag und Nacht. War es nicht auch hart, daß gerade die von den beiden kleinen Zwillingsschwestern, welche der Mutter Liebling war, ihr geraubt werden sollte? Marianne hat mir erzählt, wie untröstlich die arme Augusta bei dem Tode dieses Kindes gewesen. Ich gestehe, ich halte es für eine eigenthümliche Verkehrtheit, daß sie, statt sich der Aehnlichkeit der kleinen Isidora mit der verstorbenen Zwillingsschwester zu trösten, es nicht mehr ertragen konnte, dieses Kind zu sehen und ihm alle Liebe entzog. Das jüngste Kind dagegen, das Deinen Namen trägt, ist ihr sehr lieb und scheint den Platz der beweinten Rosine eingenommen zu haben. Aber es ist Zeit, daß ich wieder den Faden meiner Geschichte aufnehme.

Es ist ein wunderliches Gefühl, wenn man, wie ich, bei meiner Ankunft hier, ganz fremd und eine neue Bekanntschaft für seine nächsten Verwandten ist. Es hat etwas ganz Angenehmes, denn das genaue Verhältniß und das Interesse der Neuheit üben zu gleicher Zeit ihre Macht aus. Augusta's Liebenswürdigkeit, ihre Schönheit, Alles entzückte mich an ihr. Die Gewogenheit des alten Onkels Polonius schmeichelte mir, und ich konnte nicht müde werden, auf die langen Geschichten zu hören, die die alte Marianne, welche (wie Du dich vielleicht erinnerst) bei meinen Voreltern gedient hat, von meiner Mutter und ihrer letzten Krankheit erzählt — und wie Du gekommen und mich mit Dir nahmst, als sie todt war. Ganze Stunden brachte ich im Zimmer der Kinder bei ihr und der kleinen Isidora zu. Dieses von seinen Eltern verlassene, hübsche Kind war sogleich mein Liebling und vergalt meine Liebe mit zarter Hingebung. Ich holte es jeden Morgen zu mir herauf und behielt es, so lange ich konnte. Wenn es meine Stimme auf der Treppe

hörte, kam es sogleich herbeigelaufen und sehnte sich nach mir, wenn es mich nicht sah.

In den mancherlei Gesellschaften, in die ich kam, erweckte auch ich das Interesse der Neuheit und wurde Gegenstand einer Huldigung, die ich natürlich diesem Umstande zuschrieb; doch will ich ehrlich gestehen, daß es mich vergnügt machte, ja bisweilen berauschte. Aber bald verlor diese eitle Freude ihren Werth, als ich die Wirkung entdeckte, welche all' dieß auf den Sinn meiner Schwester machte. Ich konnte nicht daran zweifeln, daß Augusta in mir eine Nebenbuhlerin sah, die sie der höchsten Freude beraubte, und dieser Gedanke schlug alle meine Heiterkeit nieder. Sie behandelte mich in solchen unglücklichen Tagen mit einer Kälte, einer Bitterkeit, die mir wie ein Dolchstich durch die Seele ging. Oft zogen solche Wolken auf, ohne daß ich den Grund kannte; eben so rasch verschwanden sie auch wieder, ich weiß nicht wie, und wechselten mit dem klarsten Himmel ab. Die hauptsächlichste Veranlassung zu diesen Szenen war namentlich Laertes (wie wir den Vetter des Lieutnants bezeichnen wollen), der Dir bereits aus meinen Briefen bekannt ist, und dieser Stein des Anstoßes war um so schwieriger zu vermeiden, als wir ihn beinahe täglich sahen, theils bei uns, theils bei Tante Polonius, und er in unserer Bekanntschaft gerade der war, mit dem ich mich am liebsten unterhalten wollte. Sein unerschöpflicher Witz, seine muntere Laune, seine feinen Sitten machten ihn zur Seele unserer Kreise. Er huldigte stets Augusta's Schönheit und Anmuth, verstand und pries stets ihre Vorzüge; dessenungeachtet weiß ich nicht, wie es kam, aber in letzterer Zeit ging nie eine Zusammenkunft zu Ende, ohne daß Beide mit sichtlich übler Laune die bittersten Sarkasmen wechselten.

In den Gesellschaften von Tante Polonius war es häufig sehr heiter. Man tanzte, man musizirte, man spielte Pantomimenspiele, man stellte sogenannte lebende

Bilder; und man konnte es immer voraussagen, daß, wenn Auguste oder Laertes Theil an diesen Unterhaltungen nahmen, so waren sie geschmackvoll, sonst nicht. Fastnachtmontag kam man auf den Gedanken, daß, ehe der Tanz beginne, alle Damen, so gut es sich thun ließ, mythologische Figuren darstellen sollten. Zufälligerweise trug Augusta einen blauen, ich dagegen einen rothen Rock; sie wurde deßhalb zur Luna, ich zur Aurora bestimmt. Sie wurde in einen großen, weißen Schleier gehüllt, ein Mond glänzte in ihrem dunkeln Haar; sie war sehr schön. Mich dagegen beliebten die jungen Damen auf eine eigene Manier auszustaffiren. Sie banden mir blonde Locken auf meine Stirne, drapirten meinen Kopf mit einem rothen Shawl, und da sie fanden, daß meine Gesichtsfarbe so wenig als mein Haar zur Aurora paßte, so kam die kleine Lydia mit einem Schminktopf und malte mir eine hochrothe Rose auf jede Wange. Nun ging es im Triumphe in den Saal, wo die größte Freude die war, daß Niemand auf den ersten Blick uns beide erkannte; die kleine Lydia war in einen kleinen Amor verwandelt. Laertes näherte sich und sagte zu Augusta: „Schöne Luna! wer wünschte nicht Endymion zu sein?“ — „Wenn Sie es wünschen,“ antwortete sie, „so müßte es wohl deßhalb sein, um wie er von der jungen Aurora entführt zu werden.“ — „Ja,“ sagte er, „wer würde nicht der jungen Aurora folgen, wenn man auch wüßte, daß der Weg zu Proserpinas Reiche führte!“ und mit diesen Worten ergriff er meine Hand, um mich zum Tanze zu führen, der im selben Momente begann. Mitten in diesem kam Tante Polonius mit zorniger Miene, winkte Laertes, und sagte ihm Etwas, um was er sich jedoch nicht zu kümmern schien; kurz darauf nahm sie mich beim Arme, wie man einen Vogel an der Schwinge hält, und sagte: „Deine Schwester ist krank geworden, und fortgegangen, es wäre vielleicht das Beste und Passendste, daß Du zu ihr hinaufgingst.“ Und damit ergriff sie Laertes beim Arme, und führte ihn aus dem

Tanze wie im Sturmwind fort. Ich flog in ein anderes Zimmer, eilte, meine entlehnten Federn abzuwerfen, und da ich aus der Thüre wollte, kam Laertes und bot mir den Arm, um mich zu begleiten und sich nach Augusta's Befinden zu erkundigen. Als wir die Treppe hinaufkamen, blieb er stehen und sagte: „In dem Zweikampf, welchen ich mit Polonius bestand, und in dem ich natürlich fiel, erbeutete ich doch zwei Neuigkeiten, von welchen ich Sie hätte früher unterrichten sollen: der dicke Justizrath Marcellus hat ernstliche Absichten auf Sie, und der junge Graf Güldenstern war diesen Vormittag bei Ihrem Onkel und offenbarte ihm seinen edelmüthigen Beschluß, Sie zur Gräfin zu machen, weßhalb Sie wohl begreiflich finden werden, daß Ihre Familie ihm dankbar ist.“ — „Herr Gott!“ rief ich, „man hört nichts, als was schlecht ist.“ Laertes drückte meinen Arm an sich, und brach mit einem herzlichen Tone, den ich nie zuvor bei ihm bemerkte, in die Worte aus: „Reine, weiße Lilie! bei Gott! Du bist zu gut, um in dieser verpesteten Luft zu leben.“ — Aber im selben Augenblicke schien er sich des tieferen Gefühles wieder zu schämen, das er geäußert, und fügte lächelnd hinzu: „Ja, mein schönes Fräulein, Sie sehen selbst, Sie richten eine schreckliche Feuersbrunst in unserer allergnädigsten Residenzstadt an.“ — Siehst Du, das ist Etwas, was mir an Laertes mißfällt und mir sein Wesen fremd macht: diese seltsame Mischung von Scherz und Ernst, wodurch das Eine in dem Andern verschwimmt, diese, wie mir dünkt, unmännliche Verschämtheit, seine Gefühle bekannt werden zu lassen, wenn sie höherer Art, als die des täglichen Lebens, wärmer, als des vornehmen Tones unveränderliche Temperatur und nicht so farblos, als die Zeit, in der wir leben. Man sagt, daß wir Frauen keinen Sinn für Ironie haben, und mir scheint, daß das in unserer weiblichen Natur liegt. Ironie ist eine Phantasmagorie, die uns ängstigt: wir fürchten, daß

hinter diesem vermessenen Scherz ein wirkliches Gespenst hervorkommen und im Ernste spuken könnte.

Als ich zu Augusta hineinkam, lag sie in Krämpfen und sprach verwirrt. Ich hatte sie nie zuvor in diesem Zustande gesehen und in der innigsten Seelenangst brachte ich den größten Theil der Nacht bei ihr zu. Ich ging betrübt zu Bette, eine heftige Sehnsucht nach Dir, ein unaussprechliches Gefühl, verlassen und ohne Stütze in der Welt zu stehen, bemächtigte sich meiner mehr als je.

Am nächsten Morgen hörte ich zu meiner Beruhigung, daß meine Schwester aufgestanden war und sich besser befand. Dann kamen Onkel und Tante Polonius zu mir herauf und redeten von Herzens Grund die Sache des jungen Grafen. Dinge dieser Art konnten mich natürlicher Weise nicht sehr ängstigen. Niemand konnte meine Hand vergeben, als Du: indessen wurde meine Verstimmung noch größer. Mit Furcht und Bangen ging ich nun zu Auguste hinab und war angenehm überrascht, sie an ihrem Fenster sitzen zu sehen, hübsch gekleidet, frisch, wie eine Rose, und in einer Laune von derselben Farbe. Sie empfing mich freundlich, dankte mir für die Sorgfalt, die ich ihr in jüngster Nacht habe angedeihen lassen, machte sich lustig über den jungen Grafen und seine Ambassadeure, und nachdem sie mir noch von einigen Besuchen erzählt, die sie diesen Vormittag gehabt und die sie erheitert zu haben schienen, fügte sie hinzu: „Es ist mir Etwas begegnet, was ich in vielen Jahren nicht erlebt; Osrik war in so gutem Humor, daß er von selbst gekommen und mir mein Haushaltungsgeld übergeben, ja sogar mehr als das Gewöhnliche, mit dem Wunsche, daß ich so nobel und artig als möglich Herrn Horazio empfange, von dem Du ihn gewiß schon sprechen hörtest. Dieser Herr soll nämlich gestern Abend in der Stadt angekommen sein, und Osrik will ihn heute Abend zu uns zu bringen suchen." — „Kennst Du diesen Horazio?" fragte ich. „Nein," antwortete sie, „er war seit vielen

Jahren außer Landes. Ich weiß blos, daß er Osriks Vater sehr hoch geschätzt, daß er ihn den Wohlthäter seiner Jugend nennt und deßhalb stets väterlich für den Sohn gesorgt hat. Er war's, der uns etablirte, als wir uns verheiratheten, und Osrik schuldet ihm sehr viel." — „Das freut mich," sagte ich, „daß meine Schwester eine so warme Hingebung nähren kann." — „Ach!" antwortete sie, „dieser Horazio ist ihm allerdings lieber als irgend Jemand; indeß besteht seine größte Freude über sein Kommen gewiß in der Hoffnung, daß dieser Mann seine Schulden bezahle, was er auch, wie ich ihn kenne, gewiß thun wird."

Abends fand sich der böse Genius wieder in unserem Kreise ein. Laertes und der alte Bernhard waren da, Tante Polonius kam auch herauf, und nun begann zwischen ihr und Augusta das alte verhaßte Spiel verletzender Spötteleien. In den beständigen Feindseligkeiten, welche doch nie zu offenbarem Kriege ausbrechen, schießt Tante Polonius mit Kanonen, Augusta dagegen mit vergifteten Pfeilen. Manche Kanonenkugel streifte mich nahe, und Laertes mußte Bomben und Pfeilschüsse aushalten. Er ging verstimmt auf und nieder. Die Conversation war im Ganzen schläfrig und schleppend. Eine von den Sachen, die mir stets in meines Schwagers Haus unangenehm gewesen, war der Mangel an höflicher Aufmerksamkeit, welchen Alle, Augusta mit eingerechnet, gegenüber dem alten Bernhard an den Tag legten. Er ist allerdings etwas einseitig, vielleicht in gewissen Dingen etwas pedantisch, aber sein Unglück, sein Alter, seine vielen achtungswerthen und liebenswürdigen Seiten würden ihn in meinen Augen stets zu einem Gegenstande der Achtung und Freundschaft machen. Er versteht es, wenn man Dänisch spricht, aber es genirt ihn sehr, sich in unserer Sprache auszudrücken. Tante Polonius versteht sich nicht französisch auszudrücken, und die Conversation wurde nun an jenem Abend, wie gewöhnlich, Dänisch geführt, ohne Rück-

sicht auf Bernhard, was meine Verlegenheit vermehrte. Ich pflege gerne, mich zu ihm zu setzen, und ein stilles Gespräch zu beginnen, das er stets mit der seiner Nation eigenen, bewunderungswürdigen Leichtigkeit zu führen weiß. Diesen Abend jedoch wollte es nicht glücken. Nach einer langen Pause sagte Laertes: „Wissen Sie, Frau Osrik, daß Horazio hier angekommen ist?" — „Ja," antwortete sie; „es ist möglich, daß er heute Abend zu uns kömmt." — „In diesem Falle will ich noch hinüber gehen, denn ich möchte den alten Herrn auch gerne sehen." — „Alten Herrn?" rief Laertes, „das werden Sie morgen nicht mehr sagen, Frau Polonius, wenn er anders heute Abend kömmt. Ich sah ihn heute Mittag. Es ist ein merkwürdiger Mann, der nicht blos Zeuge der wichtigsten Begebenheiten unserer Stadt gewesen, sondern auch lebendigen Antheil daran genommen, und sein Aussehen drückt ganz die Idee aus, die ich mir von ihm gemacht." — Der arme Bernhard wurde durch diese Worte verwirrt, er sah auf seine Uhr, und schien ungewiß, ob er gehen oder bleiben sollte. — Im selben Augenblicke ging die Thüre auf, und mein Schwager trat mit einem hohen, großen Manne ein, in welchem Jedermann, nach Laertes kurzer Beschreibung, Horazio erkennen mußte. Sein königlicher Anstand, seine edeln, etwas scharfen Züge, seine schwarzen, gekräuselten Haare um die hohe, weiße Stirne, sein schwarzes Kleid mit einem Orden auf der Brust, der stumme, bescheidene Ernst, mit dem er die Anwesenden grüßte, versetzte uns Alle plötzlich in eine neue Welt. Er näherte sich Augusta, verbeugte sich ehrerbietig vor ihr, sagte ihr einige verbindlichen Worte, und bat sie, zum Willkomm ihr die Hand küssen zu dürfen. Der erste Klang seiner Stimme fand ein Echo in meinem Innersten; ich dachte daran, daß es Etwas in der Musik gibt, was man sympathetische Töne nennt. Er war sogleich bekannt unter uns, und verstand die Kunst, das Gespräch mit derselben Leichtigkeit zu beleben, wie Herr Bernhard. —

Tante Polonius ging hinab, und wir Andern begaben uns in den Speisesaal, wo Augusta's Schönheitssinn sich an diesem Abend selbst übertroffen. Die klaren Krystallschaalen, die die kleinen Gerichte und schönen Früchte in sich schlossen, der geschmackvolle Theetisch, der Wohlgeruch, der über dem Zimmer ausgebreitet war, die hübsche Beleuchtung, Alles athmete etwas Festliches, ohne übertriebene Pracht. Auch die Conversation war plötzlich herzlich und blitzend von Witz und Laune, Jeder schien sich in einer glücklichen, aufgeräumten Stimmung zu fühlen. An einem solchen Abend, in einem solchen kleinen ausgesuchten Cirkel solltest Du Augusta sehen, um ihre Liebenswürdigkeit ganz zu fassen. Sobald Horazio bemerkte, daß ein Ausländer zugegen war, drückte er sich sogleich in dieser Sprache aus, was das Gespräch in keiner Weise störte. Mein Schwager und Laertes konnten ihrer Lust, das Gespräch auf die wichtigsten Begebenheiten zu lenken, denen Horazio beigewohnt, nicht widerstehen, und er befriedigte ihre Neugierde mit der lebendigsten Schilderung von Personen und Ereignissen, ohne viel von sich selbst zu sprechen; ich konnte nicht umhin, den feinen Tact zu bewundern, mit welchem er die Gefühle des alten Bernhard bei dieser Veranlassung zu schonen, und das zu mildern wußte, was ihn verletzen konnte, indem er sich in Lobeserhebungen der französischen Tapferkeit ergoß, die den alten Landsmann zu entzücken schienen. Von einer Aeußerung Dieses nahm er Veranlassung, ihm zu sagen: „daß man im Unglück Den nicht verlassen soll, dem man im Glücke folgte, ist ein Grundsatz, den Niemand bestreitet, aber Wenige bethätigen. Sie und ich waren treu; das ist die Hauptsache; das Uebrige sind mir zufällige Umstände.“ — Ich sah, wie wohl es dem alten Manne that, mit solcher Hochachtung behandelt zu werden; und er sprach in Gegenwart dieses vermeintlichen Gegners von seinem Leben und seinen Meinungen mit einer Freiheit und Offenherzigkeit, die er nie gegenüber

von seinen vermeintlichen Freunden an den Tag legte. — Ich saß so, daß ich ziemlich unbemerkt Horazio betrachten konnte. Seine kräftige Gestalt war durchaus jugendlich, sein Gesicht edel und schön; wenn er jedoch ernst war, sah man wohl, daß er nicht mehr jung, daß Kummer, Gefahr und Beschwerlichkeiten Spuren in seinen Zügen hinterlassen und mit ihren kalten Händen seine Stirne berührt hatten, so daß ein und das andere Silberhaar zwischen seinen schwarzen Locken glänzte. Wenn er jedoch sprach, verjüngte er sich ganz, seine Physiognomie wurde äußerst lebendig und beweglich, alle Gefühle malten sich darauf ab, seine dunkeln Augen leuchteten wie Sterne, seine weißen Zähne glänzten wie Schnee, und eine ungemeine Grazie spielte um seinen Mund und begleitete alle seine Bewegungen. Ich war diesen Abend eine stumme Person; doch wußte er, ich weiß nicht wie, mir zu zeigen, daß ich nicht unbemerkt von ihm geblieben. Mein Schwager sagte: „Nun behalten wir Sie doch unter uns?" — „Ja," antwortete er, „meine Absicht ist, einen sturmvollen Tag mit einem stillen Abende in meinem Vaterlande zu schließen. Ach! ich versichere Sie, es war mir in manchem Augenblicke ein lieber Gedanke, daß ich noch einen kleinen Fleck Erde in Dänemark besitze, und daß mein gutes Schicksal mir den alten Freund erhalten, den ich auf meinem Gute besitze, ohne dessen kluge Oekonomie es mir während so langer Abwesenheit wohl nicht erhalten geblieben. Ich gedenke nun auch Alles, was ich an Kräften und Vermögen zurückgebracht, darauf zu verwenden, es zu verschönern und zu verbessern, ohne deßhalb Kopenhagen ganz zu verlassen, das ich mit einer Freude wieder gesehen, die ich nicht beschreiben kann." — Diese Worte erheiterten uns Alle. Mein Schwager ergriff sein Glas und rief: „Nun, so wollen wir denn auch auf ein glückliches und langes Zusammenleben anstoßen." Horazio klingte zuerst mit Auguste und Osrik, und streckte dann das Glas gegen mich aus — mit einem Ausdruck,

dessen Liebenswürdigkeit ich nicht beschreiben kann; und so endigte dieser schöne Abend, den ich vielleicht allzu weitläufig beschrieben, da ich vergaß, daß er für Niemand die große Bedeutung haben kann, wie für mich.

Es folgte nun eine gute Zeit, ein weit besserer Ton kam mit Horazio in unser Haus, das er stets häufiger und zuletzt täglich besuchte. Meines Schwagers Achtung vor ihm hatte die gute Wirkung, daß wir in seiner Gegenwart von dem Mangel an Aufmerksamkeit verschont wurden, mit welchem er gewöhnlich die Anwesenden behandelte, und seine minder verdrießliche Laune zeigte deutlich, daß jene Hoffnung auf Horazio, von welcher Auguste sprach, nicht vergeblich gewesen. Auch Auguste suchte sich die Achtung zu erhalten, die er ihr zeigte. Er nahm an allen unsern kleinen Freuden und Sorgen Theil und in unserem ganzen Zirkel war Niemand, von dem alten Onkel Polonius bis auf die kleinsten Kinder herab, der ihn nicht vermißte, wenn er nicht bei uns war. — In dieser guten Zeit geschah es auch, daß die kleine Sophie von der Amme genommen und Mariannens Pflege übergeben wurde, und dadurch wurde auch meinem Wunsche willfahren, daß die kleine Isidore mir ganz allein überlassen wurde. Der Tag, an welchem ihr kleines Bett und die übrigen Effecten zu mir heraufgebracht worden, war ein Festtag für sie und mich. Es war mir eine große Freude, mich mit ihr zu beschäftigen und wenn ich sie verlassen mußte, konnte ich sie ohne Furcht dem Stubenmädchen überlassen, jener Stine, von deren Güte gegen mich ich Dir einmal erzählte.

Im Frühjahr, das sich indessen näherte, trug sich ein an sich unbedeutendes Ereigniß zu, das für die Geschichte meines Herzens indeß Bedeutung hatte. In einem Ding übte die große Welt ihre berauschende Macht über mich aus: Wenn ich Schauspiele sah oder Musik hörte, machte das eine so heftige Wirkung auf meinen an dergleichen ungewohnten Sinn, daß ich alle Herrschaft über mich

selbst verlor und mich ganz von der Illusion hinreißen ließ. Oft, wenn ich eine Symphonie von dem hiesigen herrlichen Orchester ausführen hörte, entzückte es mich in solchem Grade, daß ich zur Verwunderung derer, die mir nahe standen, weinen mußte. Beim Schauspiele weinte und lachte ich so heftig, daß ich bisweilen meine Umgebung störte, namentlich da mein Weinen und Lachen nicht immer mit dem ihrigen stimmte; war ich jedoch in einer schönen Tragödie, wie zum Beispiel in Axel und Valborg, Zeuge des Todes eines edeln Helden, ergriff mich die Trauer und der Schmerz mit solcher Gewalt, daß ich, um nicht den entscheidenden Stoß zu sehen, mich hinter Augusta verbarg, die nicht umhin konnte, über mich zu lachen und dadurch die ganze Loge ärgerte. Diese Thorheit war eine reiche Quelle zu Scherz und Satire in unserem Kreise, und bei solchen Gelegenheiten war es sprüchwörtlich geworden: „das Fräulein vom Lande war im Theater!" Nun geschah es, daß ich mit Augusta, Tante Polonius, Laertes, Horazio und anderen im Conzerte in der Kirche war, wo man eine Passionsmusik von Weyse aufführte. Wir hatten in einem abgeschlossenen Stuhl Platz genommen. Ich setzte mich hinter die andern Damen in eine Ecke nahe bei der Thüre, um ganz unbemerkt und ungestört mich dem Genusse überlassen zu können, der meiner harrte. Ich hatte nie zuvor ein Orchester in der Kirche gehört und nichts vermag meine Gefühle auszudrücken, als die feierlichen Töne von dem hohen Gewölbe wiederklangen. Daß Du dieses Meisterwerk religiöser Begeisterung hören könntest! Beschreiben läßt es sich nicht, wenigstens vermag ich es nicht, nur so viel muß ich Dir erzählen, daß wo der Text (von Thaarup) den Tod Jesu erzählt, die Empörung mit der sich die Natur bei dem Anblick der Grausamkeit der Menschen erhebt, da wußte Weyse das Hohe und zugleich Schreckliche in diesem furchtbaren Augenblicke so mächtig zu erfassen, daß man den Sturm heulen, die Erde in ihren Grundfesten zu erzittern, den

Vorhang im Tempel zerreißen zu hören und die Todten aus den Gräbern kommen zu sehen glaubt — und dieser Schrecken, dieser unendliche Schmerz ist in der Musik mit solcher Schönheit dargestellt, daß es mir verzeihlich scheint, wenn man sich, wie ich, hinreißen läßt. Denn ich vergaß Alles, was mich umgab, und ergriffen von dieser Vorstellung, daß die Gewölbe über mir zusammenstürzten, daß die weißen Marmorbilder der Kirche lebendig würden, eilte ich aus der Thüre, ohne daß ich selbst wußte, ob ich aus der Kirche wollte oder nicht. Sobald ich jedoch den Fuß auf die Treppe setzte, hörte der Sturm in der Musik auf, himmlische Töne ließen sich hören, es war, als wenn die Strahlen des Auferstehungsmorgens die Nacht des Todes durchbrächen. Ich sank auf die Treppen, in selige Thränen aufgelöst, und ohne zu bemerken, daß Laertes und Horazio mir gefolgt waren, und nun hinter mir standen. Laertes konnte sich nicht enthalten, zu lachen; Horazio jedoch ergriff stumm und freundlich meine Hand, hob mich auf, führte mich an meinen Platz im Stuhle, setzte sich an meine Seite und behielt meine Hand in der seinen. Er beugte sein Antlitz auf mich herab, unsere Augen begegneten sich und — ich kann es nicht erklären — es war, als ob unsere Seele zusammenschmölze; ich glaubte in diesem Augenblicke zu sehen, daß er mich liebe, und unter diesen heiligen Wölbungen, umschwebt von diesen seligen Tönen, sagte ich mir zum ersten Male: „ich liebe ihn," und mein ganzes Wesen stimmte in den Jubel ein, der nun durch die Kirche klang. — Als wir nach Hause kamen, bestürmte man mich von allen Seiten mit Epigrammen auf das Fräulein vom Lande, das sich gestern selbst übertroffen. Ich fühlte, daß ich all dies verdiente und wurde sehr verlegen. Aber Horazio erhob sich zu meiner Vertheidigung und sagte: „Ich glaube, daß Fräulein Clara's Benehmen nichts Anderes bewiesen, als daß ihre Einbildungskraft und ihr Gefühl vollkommen frisch und lebendig ist, während die

unseren von Gewohnheit und Welt eingeschläfert sind. Wirklich: Wenn Weyse viele solche Zuhörer hätte, würde man nicht mehr sagen, dieser große Künstler stehe so hoch über seinem Zeitalter, daß seine Töne dieser Welt nicht nahen können." — Wie fühlte ich mich sicher hinter dieses Ritters Schild? wie hob ich mich gleich dem schwachen Epheu, der sich um den starken Baum schlingt, jedes Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit verschwand und wich einer unbeschreiblichen Ruhe und Sicherheit. — Meine Liebe glich in diesem glücklichen Frühjahr den unschuldigen Blumen, welche diese Jahreszeit hervorlockt: sie duften zart, ihre Farben sind schwach, sie sind ohne Dornen. Ich fühlte mich so ruhig, ich bedrrfte Nichts zu meinem Glücke, als ihn zu sehen, zu lieben; ich verlangte kaum, daß er ähnliche Gefühle für mich hege.

Als der Sommer kam, machte Horazio bisweilen kleine Reisen auf sein Gut, kehrte jedoch beinahe immer zurück, ehe wir ihn erwarteten, und dann brachte er die meisten Abende in unserem Hause zu und oft mit Augusta und mir allein, denn mein Schwager ging wieder seinen gewohnten Gang in den Klubb und unsern übrigen Kreis hatte der Sommer zerstreut, nur Bernhard blieb uns treu und auch Laertes kehrte oft zur Stadt und uns zurück. Wenn das Wetter es erlaubte, brachte Horazio gewöhnlich einen Wagen mit und lud uns zu kleinen Lustfahrten nach den schönen Gegenden ein, die in kleiner Entfernung Kopenhagen umgeben. Bisweilen leistete uns einer der genannten Hausfreunde Gesellschaft, bisweilen waren wir auch allein mit Horazio. War das Wetter schlecht, so brachte er uns Musik und Bücher, und las uns mit seiner schönen, ausdrucksvollen Stimme laut vor. Beinahe jeden Morgen sandte er uns die schönsten Blumen; kurz es gab keine Aufmerksamkeit, keine Theilnahme, mit der er unser Leben nicht zu versüßen suchte, und nicht blos auf uns beide Schwestern, nein, auf Alles, was sich ihm näherte, erstreckte sich das Streben seines warmen Herzens,

zu trösten und zu erfreuen, und mit bewundernswürdigem Takte verstand er zu ahnen, was jedem am meisten gefallen würde. Unter den täglichen Beweisen dieses Zuges in seinem Charakter will ich nur einen hervorheben:

Am Tage vor St. Johannes kamen wir zufälliger Weise darauf zu sprechen, daß dieses Fest auch Bernhards Namenstag sei, da er Jean Baptiste hieß, und ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß unter den Vielen, welche diesen Tag feierten, wohl kaum Jemand sein werde, der daran denke, daß es des guten alten Mannes jour de fète sei — vielleicht nicht einmal er selbst. — Horazio saß lange in Gedanken da, endlich sagte er: „Wenn ich dürfte, Frau Osrik, so möchte ich Ihnen gerne einen kleinen Handel vorschlagen. Sie haben oft den Smaragd gerühmt, den ich in dieser Brustnadel trage; Sie würden mich nun sehr erfreuen, wenn Sie denselben mit mir tauschen wollten gegen das Paar vergoldeter Theetassen, die Sie von altmodischem Porzellain besitzen.“ — „Sie scherzen,“ rief Augusta, „die alten Tassen gegen solchen hübschen Stein!“ — „Ich würde es nicht wagen, Ihnen diesen Tauschvorschlag zu machen,“ antwortete er, „wenn Sie nicht manches andere Andenken von Ihrer Frau Mutter besäßen; es waren dies ja von ihrer Jugend an ihre Mundtassen und sahen Sie nicht, mit welch' wehmüthigem Entzücken der alte Bernhard sie wieder erkannte und betrachtete, als sie kürzlich zufälliger Weise auf dem Tische standen?“ — Augusta ging den Handel ein und Horazio fügte hinzu: „Aber Sie müssen mir noch eine Güte erzeigen; Sie selbst und Fräulein Clara müssen morgen zeitlich ihm diese Gabe als ein Geschenk von Ihnen Beiden bringen, damit der alte Mann sein neues Jahr mit einem Andenken an seine treue Liebe und die Aufmerksamkeit seiner Freunde beginne.“

Es war eine rührende Szene für mich, als wir am nächsten Morgen Horazios Wunsch ausführten. Die Verwunderung des alten Bernhard über unsern Besuch, sein

Entzücken über unser Geschenk, seine einfache Wohnung, deren einziger Schmuck zwei Silhouetten von Dir und meiner Mutter waren, welche zwei Kränze aus Immergrün umgaben. — All' dies bewegte mich tief. Er machte uns selbst auf diese Schatten unserer nächsten Verwandten aufmerksam, und brach in begeisterte Lobreden aus, wobei er auf Euch beide einen Vers aus einem alten Volksliede anwandte, und von meiner Mutter sagte, was man nur französisch geben kann: „Elle avoit toute la beauté, qui fit régner Fontange et votre tante avait tout l'esprit qui fit briller Coulange, et toutes deux elles étoient comme Conti, des grâces le modèle.“ Auguste lachte, als wir hinauskamen und nannte mich das Fräulein vom Lande, denn es war mir, wie in der Comödie gegangen: die Thränen waren mir über Dinge in die Augen gekommen, die an und für sich nicht rührend waren.

Ich habe Dir von dem Feste erzählt, mit welchem Horazio Augustas Geburtstag feierte und das Laertes mit Recht einen Sommertagstraum nannte, etwas so Zauberhaftes lag über ihm. Aber was ich nicht glaube Dir erzählt zu haben, ist folgender Umstand: „Als Horazio Vormittags kam, um uns zu holen, näherte er sich Augusta mit einem eignen Ausdruck von Schaam und Verlegenheit; er erröthete, indem er ihr eine Brieftasche übergab und sagte: „Es ist Ihnen gewiß bekannt, daß ich die Ehre hatte, mit Ihrem Herrn Schwiegervater in vielfacher Verbindung zu stehen, auch unsre Geldsachen waren mit einander verwickelt. Beim Durchlaufen einiger Papiere fand ich, daß ich Ihrem Gemahle noch eine kleine Summe schulde, und diese wandte ich in einer Weise an, wie ich glaube, daß es ihm angenehm sein werde: ich fand nehmlich Gelegenheit, in Ihrem Namen sie vortheilhaft für eine Leibrente einzusehen und übergebe Ihnen hier die dazu gehörigen Papiere, indem ich Sie bitte, nicht zu glauben, daß es eine Gabe von meiner Hand ist, sondern

es als ein Andenken von Ihrem Schwiegervater zu betrachten, der gewiß, wenn er lebte, Alles aufwenden würde, den Geburtstag einer solchen Tochter zu feiern." Dieß war wirklich eine Wohlthat für Augusta, denn wenn diese Leibrente auch nicht bedeutend ist, so ist sie doch mehr als hinreichend, um ihre und ihrer Kinder Bedürfnisse zu decken und dadurch war auch ihre häusliche Stellung eine weit bessere. Mein Schwager sagte später: „Nein! Horazio ist doch anders, als alle übrigen Menschen! Er sagt, er sei mir eine Summe schuldig! Gott bewahre! wie ein Vater hat er an mir und den Meinen gehandelt, und das ist um so rühmenswerther, als er kein so ungemein großes Vermögen mehr besitzt. Er ist nicht so reich, als Onkel Polonius, der seine Nachtruhe verliert, wenn er acht Tage auf eine halbjährige Hausmiethe warten muß."

Gegen das Ende dieses schönen Sommers geschah es, daß Augusta und ich mit Horazio nach Sorgenfrei hinaus gefahren waren, und in dieser meiner Lieblingsgegend setzten wir uns in der Nähe von Brede auf einer Anhöhe, an deren Fuß auf der einen Seite Kornfelder lagen, durch welche sich ein Weg schlängelte, der sich in dem hohen Korne und zwischen den im Hintergrunde liegenden Häusern verlor. Die Sonne war dem Untergange nahe. Wir saßen alle Drei stumm da. Endlich wandte Horazio sich an Augusta und sagte: „Sie haben mich mehrere Male gefragt, weßhalb ich immer ein armer einsamer Vogel geblieben. Dieser Ort, wo wir sitzen, diese Beleuchtung des Abendrothes ruft mir so lebendig eine Szene meiner Jugend in die Erinnerung, daß ich Sie um die Erlaubniß bitte, sie Ihnen als eine Art Antwort auf jene Frage zu erzählen." Er erzählte uns nun, wie er sich als ganz junger Mensch in ein Mädchen verliebt, das er irgendwo auf dem Lande kennen gelernt, wo er sich bei einem Pfarrer aufgehalten, der früher sein Lehrer gewesen; daß er sie lange Zeit als seine Verlobte betrachtet, nach

ihrem ausdrücklichen Wunsche jedoch dieses Verhältniß so geheim gehalten, daß sie sich nur auf einer Anhöhe sahen, wo sie Abends zusammenkamen. Einst nach einer langen Abwesenheit kam er wie gewöhnlich zum Stelldichein und fand seine Geliebte bereits mit verweinten Augen dasitzend. Sie offenbarte ihm nun, daß sie seit mehreren Jahren heimlich mit einem jungen Manne verlobt sei, der im Auslande gewesen, während sie Horazio kennen und lieben gelernt, dem sie, schwach und leichtsinnig genug gewesen, ihre frühere Verbindung zu verschweigen; dieser Bräutigam sei nun gekommen und sollte in wenigen Tagen ihr Gatte werden. Sie beschwor Horazio, nicht ihre halb verlorene Ruhe zu zerstören, indem er sie wieder aufsuchte, sondern ihr das letzte Lebewohl zu sagen, und sie fortgehen zu lassen, ohne ihr zu folgen. Er that, wie sie bat: er blieb auf der Anhöhe und sah sie auf dem Wege durch das Korn gehen und später darin verschwinden. „Ich sah," sagte er, „wie sie tiefer und tiefer in den Hohlweg hineinging; einmal noch gewahrte ich ihr weißes Kleid im Glanz der Abendröthe, ich glaubte, ihr blaues Leibband, vom Winde bewegt, flattern und mir winken zu sehen. Zuletzt verschwand sie im Korne und meine Augen sahen sie nie mehr." Nach einer kleinen Pause nahm er wieder das Wort und sagte: „Ich habe eigentlich nie gewußt und fühle dies jetzt mehr als je, daß meine Jugendliebe weit unter dem Ideale stand, das mir von weiblicher Vollkommenheit vorschwebt; indessen hatte dieses Abenteuer doch großen Einfluß auf meines Lebens Schicksal, da ich in meinem ersten Schmerze darüber Gelegenheit suchte und fand, mich in den Sturm der Ereignisse zu stürzen, der mich bald mit sich und weit von meinen Hausgöttern fortriß." — Augusta fragte: „Sie glauben sich nun vor Amors Pfeilen sicher? Können Sie vielleicht wie Achilles nur an der Ferse, das heißt, durch die verschwundene Zeit verwundet werden?" — „Welch ein spöttischer

Gedanke," antwortete er, „etwas der Art in so schöner Gegenwart zu vermuthen! Ach nein, meine hübsche Freundin! Für Amors Pfeile ist meine Brust ohne Bedeckung, aber seine Binde kann man nicht im 49. Jahre tragen. Die, die ich einst lieben sollte, müßte ich anbeten; Vernunft, Herz, Phantasie, alle meine Seelenkräfte müßten sich in diesem einen Gefühle vereinen; Illusion könnte nicht mehr stattfinden. Und wo dürfte ich hoffen, daß ein solcher Inbegriff aller Liebenswürdigkeit mich wieder liebte? Und nur um zu lieben und wieder geliebt zu werden, würde ich ein Band knüpfen, dessen neue und ungewohnte Pflichten nur in diesem Falle mir theuer und heilig sein könnten. Man spricht so viel von der Pflicht, die jeder Mensch hat, eine Familie zu versorgen, und der Seligkeit, Vater zu sein. Es erscheint mir das ein nichtiger und leerer Gedanke, denn der, der Herz und Lust hat, wird immer Familien und Kinder finden, deren Vater er sein kann, und ich bin überzeugt, daß ich mit weit größerer Liebe an einem fremden Kinde hängen werde, als an einem eigenen, dessen Mutter ich nicht geliebt." — Wie viel Verstand auch aus diesen Aeußerungen leuchtete, so gingen sie doch wie Dolchstiche durch mein armes Herz und machten mit einem Streiche der paradiesischen Ruhe ein Ende, in der meine Liebe bisher gelebt. Ich verstummte und antwortete auf die Frage der Andern, ich befinde mich unwohl, was auch wirklich der Fall war. Ich konnte in der Nacht nicht schlafen, ich war aus meinem Himmel in den Abgrund der Leidenschaften gestürzt. „Er liebt mich nicht," sagte ich mit tausend Thränen: „und wie konnte ich auch so thöricht und eitel sein, einen Augenblick zu glauben, daß ein solcher Mann im Stande wäre, sich in ein Mädchen vom Lande zu verlieben?" Ich haßte das Ideal, von dem er gesprochen, und das er den Inbegriff aller Liebenswürdigkeit genannt; ich beneidete die Unglückliche, die ihm auf der Anhöhe Lebewohl gesagt, und der seine Augen gefolgt wa-

ren, bis sie zwischen dem Korne verschwand. — Du darfst jedoch nicht glauben, daß diese Stimmung bei mir andauerte, nein, sie wurde von helleren Tagen und Stunden abgelöst; bisweilen schwebte mir doch eine Ahnung vor, geliebt zu sein, bisweilen sprach mein guter Engel mit mir in der Erinnerung an Dich und in der Anmuth meiner kleinen Isidore. Das Jahr, das ich in Kopenhagen zubringen sollte, war verflossen, ich dachte an meine Heimreise mit meiner Isidore (welche Du und Augusta mir erlaubt, mitzunehmen), als Du mir schriebst, daß meine Schwester mich den Winter über behalten wollte, und daß auch Du nicht wünschest, ich möchte den Unterricht in Musik und Zeichnen unterbrechen, durch den ich nach Deinem Fürguthalten die Talente ausbilden sollte, die Du selbst bei mir entwickelt hattest. Vergib, geliebte Freundin! Trotz aller meiner Sehnsucht nach Dir konnte ich manchmal doch nicht umhin, mich zu freuen, daß ich noch ein halbes Jahr bei Horazio sollte bleiben dürfen, und Du weißt, ich war in meiner Antwort auf Deinen Brief nicht unwahr gegen Dich.

Horazio's Geburtstag war im Spätjahr. Es traf sich, daß er gerade damals auf seinem Gute war, dessen ungeachtet ließen wir unser Geburtstagsgeschenk in seine Zimmer hier in der Stadt bringen. Es bestand in einem Ofenschirme, den wir Beide gestickt hatten. Osrik schrieb ihm und wir Beide fügten einige Linien hinzu, in welchen wir sagten: „daß wir uns bestrebt, die Schatten der mancherlei Blumen heraufzubeschwören, mit denen er unser Sommerleben verschönt hätte.“ Er antwortete uns in Versen, die so anmuthig, so leicht und wohlklingend waren, daß Baggesen sich ihrer nicht hätte schämen dürfen. Wir lasen noch an seinem Briefe, als Laertes eintrat. Wir ließen ihn denselben lesen und Augusta sagte: „Wundern Sie sich nicht über dieses Talent bei Horazio?“ — „Nein,“ antwortete er, „ich hatte schon lange erwartet, daß dieser Jupiter ein Schwan werden würde.“ — „Die-

ser Jupiter!" rief ich. — „Ja, mein Fräulein, mir scheint, Horazio hat sehr viele Aehnlichkeit mit diesem Gotte, unter Anderem die Raschheit, womit er die Gunst der Damen trotz der kleinen Schneeflocken gewinnt, die die unbarmherzige Zeit auf sein Haupt gestreut und die er freilich nicht mit jenem Gotte gemeinschaftlich hat." — Augusta antwortete: „Dieser Schnee, — wie Sie zu sagen belieben — auf seinem Haupte, das so viel gewacht, gelitten und gehandelt, erscheint mir wie ehrenvolle Narben auf dem Gesichte eines Kriegers, und diese, wissen Sie wohl, haben noch nie die Gunst eines Weibes verscheucht." — „Bewahre!" antwortete er; „ich zweifle nicht daran, daß es ein rühmlicher Schnee ist. Vielleicht stammt er von dem, durch welchen die Franzosen wateten, als sie über den Sanct Bernhard gingen. Diese weißen Haare sind wie der sogenannte edle Rost, der den Werth und die Aechtheit der Antike beweist." — Er hielt den Brief noch in der Hand. „Welcher von den Damen soll ich diese Reliquie übergeben?" — Es entstand ein scherzender Streit zwischen meiner Schwester und mir, wer von uns Beiden den Brief behalten sollte. „Soll ich nicht," sagte Laertes, „der Salomo sein, der in dieser delicaten Sache urtheilt?" — Er öffnete den Brief und drehte ihn nach allen Seiten. „Ihn in zwei Theile zu zerschneiden, würde das Einfachste sein, aber meiner Weisheit keine besondere Ehre machen, — doch dabei fällt mir etwas ein: Wie, wenn Eines den Brief bekäme und das Andere das Siegel? wollen Sie sagen. Das Siegel ist nicht zu verachten. Da steht eine Lyra und noch obendrein eine beschwingte Lyra darin. Es ist ein hübscher Abdruck der schönen Antike, welche Horazio in seinem Ringe trägt. Wer weiß, ob dies nicht ein Talismann ist, den ihm ein oder der andere Bramine oder Magus geschenkt?" — Ueberdies gibt es mir Anlaß zu tiefsinnigen philosophischen Untersuchungen. Das Siegel ist die Lyra selbst, der Vers seine Töne; das Siegel ist das Materielle, der Vers das

Geistige." . . . — „Wir wollen Ihnen so große Anstrengungen ersparen," sagte Augusta; „wir danken Ihnen übrigens für Ihre gute Idee und wollen das blinde Glück zwischen uns theilen lassen." Wir zogen das Loos, das Siegel fiel mir zu und ich war zufrieden mit meinem Theil. „Es ist ein Abdruck von dem Ring, den er trägt," sagte ich zu mir selbst, als ich auf mein Zimmer kam: „„Wer weiß, ob dies nicht ein Talismann ist,"" sagte ja Laertes. Für mich soll es das Siegel sein." Ich nahm die kleine Goldkapsel aus dem Charivari, das Du mir einst verehrtest. Sie war leer. Das Siegel paßte gerade hinein. Ich verschloß es darin, band es an eine kleine Schnur, hing es um meinen Hals und trug es von dieser Stunde an, aber ohne daß es Jemand wußte. — Du lächelst über meine Thorheit! Ja, Deine Clara war eine Schwärmerin geworden. Ich hätte dieses Siegel nicht für Indiens Schätze hingegeben. Ich zog es hervor, klagte ihm, wenn ich betrübt war, sprach mit ihm, wie mit Horazio selbst; Alles, was ich ihm verbarg, vertraute ich dem Siegel an. Ich stellte Betrachtungen über den unheimlichen Eindruck an, welchen Laertes Sarcasmen über das weiße Haar auf mich gemacht. Ich fragte mich selbst, ob ich Horazio in einen Jüngling verwandeln würde, wenn es in meiner Macht stünde. Ich fühlte, daß ich es nicht thun würde. Nein, den felsenfesten Glauben, das Gefühl des Schutzes und der Vertheidigung, das ich von seiner Seite besaß, konnte ich auch nur durch einen solchen in Streit und Kampf der Welt geprüften Helden bekommen; auch wird man nie, wenn man wahr liebt, etwas an Dem verändert wissen wollen, dessen ganze Persönlichkeit wie verklärt vor unsern Augen steht.

Mit dem Eintritte des Winters begannen auch unsere alten Gesellschaften und Belustigungen. Sie hatten entweder durchaus nichts Anziehendes oder einen doppelt magischen Zauber für mich, Alles je nach meiner eigenen

Stimmung oder dem wichtigen Umstand, daß Horazio anwesend war oder nicht. Neuer Kummer fand sich nach und nach ein. Es war mir, als ob Auguste glaubte, ich liebe Laertes, und ganz ihrer früheren Gesinnung entgegengesetzt, schien sie jetzt diese Verbindung zwischen uns zu wünschen; weit peinlicher jedoch war mir der Gedanke, daß Horazio selbst in manchen Augenblicken dieser Ansicht zu sein schien. Den schlimmsten Anlaß hiezu gab Tante Polonius. Wenn sie zu mir heraufkam, erzählte sie beständig so viel Schlimmes von Laertes, von seinem Leichtsinn, seiner Unbeständigkeit und allzu freien Sitten. Es fehlte nie, daß Horazio seine Vertheidigung übernahm, und bei dieser Gelegenheit heftete er immer seine Augen auf mich und richtete bisweilen auch das Wort an mich. Ich glaubte seine Meinung zu ahnen, und das machte mich so verlegen und unglücklich, daß meine Verwirrung nothwendig den Gedanken in ihm bestärken mußte, Laertes stehe meinem Herzen sehr nahe. Ich sagte mir das selbst, aber meine Verlegenheit war so groß, daß ich nicht Worte finden konnte, welche meine Stimmung ausdrückten, ohne doch die Achtung zu versäumen, die ich für den jungen Mann fühlte, den ich für einen Freund ansah. — Horazio war nach einer solchen Scene stets verstimmt und zerstreut. Wenn dagegen Tante Polonius Gelegenheit fand, mich allein zu sehen, schmeichelte sie mir und sagte: „Die kleine Clara ist die Vernünftigste von Allen: sie wird es wie ich machen, und einen ältlichen Mann nehmen, der sie auf den Händen trägt.“ Bei diesen Worten wurde mir zu Muthe, wie wenn man auf einer Lustparthie von einem Platzregen überfallen wird, ganz abgesehen davon, wie bitter es ist, wenn andere uns zu einem Gute Glück wünschen, dessen Verlust wir mit heißen Thränen beweinen.

Diese und ähnliche schmerzlichen Stunden versetzten mich oft in die Stimmung, daß ich den ersten besten Vorwand ergriff, um mich von der Pflicht zu befreien, Augusta in Gesellschaft begleiten zu müssen, und

meinen beängstigten Sinn in der Einsamkeit zu beruhigen und meinen besten Trost in der unschuldigen Gesellschaft meiner kleinen Isidore zu genießen suchte. Die stillen Abende, die ich allein mit ihr zubrachte, waren ein Heilmittel für mein krankes Herz, auch die kleine Lydia, die ich mit Unrecht klein nenne, da sie beinahe ebenso groß, als ich, ist, kam, wenn ihre Mutter ausgegangen war, und machte die dritte Person bei unsern Abendunterhaltungen. Es ist ein herzensgutes Mädchen mit einem hübschen Gesichte. Obwohl sie nur dreizehn Jahre alt ist, benimmt sie sich doch wie eine anmuthige kleine Mutter für ihre kleinen Geschwister; und mit diesen muß man sie sehen, um sie lieb zu haben.

Mein Geburtstag war ein heller Punkt in diesem für mich oft dunkeln Winter. Horazio hatte uns zu einem Winterfeste eingeladen. Seine Feinheit und Aufmerksamkeit entzückte mich. Morgens, als ich in mein Cabinet kam, fand ich es mit den schönsten Blumen, wahren Wundern bei dieser Jahreszeit, geschmückt. Neben dem Theetische stand auf dem Boden ein großer Korb, voll Spielzeug, Bilderbüchern und allerlei kleinen Gaben für Isidore; auch für unsere Stine fand sich ein kleines Geschenk vor, damit auch sie meinen Geburtstag feire. — Gegen Mittag kam er mit einer ganzen Schaar hübscher Schlitten; Onkel und Tante Polonius mit ihren ältesten Kindern, Laertes, Bernhard und noch einige von unsern Bekannten waren mit im Zuge. An der Spitze desselben saß Deine glückliche Clara in Horazio's Schlitten; das Wetter war klar und schön; und pfeilschnell, allzuschnell für meine Wünsche, ging die Fahrt nach Bellevue, wo uns ein Mittagsmahl erwartete. Heiterkeit, Laune und eine unerklärliche Behaglichkeit umschwebte den Tisch, während das Ganze durch eine festliche Tafelmusik erhöht wurde. — Als wir nach Hause fuhren, war es der schönste Abend, die Sterne strahlten auf die helle Schneebahn herab, die Glöckchen der Pferde klangen durch

die stille Nacht. Horazio saß hinten auf dem Schlitten, er war mir so nahe, es war mir, als fühlte ich seinen warmen Athem. — Du weißt, wie der sternenvolle Himmel mich stets beschäftigte, der nun auch Gegenstand unseres Gesprächs wurde. „Ich hörte," sagte ich, „daß unsere Erde und Planeten möglicherweise nur Stücke seien, die sich von der Sonne losgerissen und sich nun voll Sehnsucht um ihren Ursprung drehen. Es fiel mir bisweilen ein, ob es nicht möglich sein könnte, daß wir selbst in einer Seelenwanderung von anderer Natur, als die, welche die Indianer annehmen, ein Menschenleben auf jeder dieser Kugeln leben könnten. Auch dachte ich in meiner Einfalt, es wäre in solchem Falle möglich, daß wir auf dem Uranus begonnen und in beständig kleineren Kreisen uns unsrem Ursprung der Sonne näherten. Und da das Jahr um so länger wird, je ferner ein Planet dieser ist, und man auch wohl annehmen könnte, daß die Entwicklung langsamer und das Leben länger und weniger feurig auf diesen dunkeln Kugeln ist, so könnte man sich wohl vorstellen, daß wir in einem beständig kürzeren, aber inhaltsreicheren Leben mit stets freierer Organisation, so zu sagen, mehr und mehr überwundener Zeit, zuletzt, nachdem man auf dem Merkur geweilt, wo die Zeit am allerkürzesten sein muß, endlich auf der Sonne anlangten, wo ein ganz anderes uns unbekanntes Zeitverhältniß stattfinden muß." — Horazio hörte mir mit großer Aufmerksamkeit zu. „Mit größtem Vergnügen lauschte ich Ihren Worten," sagte er; „aber so schön mir auch Ihr System in gewisser Weise erscheint, kann ich es doch nicht annehmen, namentlich aus dem Grunde, weil es nicht denkbar ist, daß wir in einem irdischen Leben, wo wir auf's Neue geboren werden und sterben müßten, unser Bewußtsein behalten könnten; und es scheint mir unmöglich, daß dieses, wenn es mal geweckt ist, mit dem aufhören könnte, was wir Tod nennen. Wir haben, scheint es mir, manche Anzeichen, daß es gegen die Natur der Seele ist. Von

unserer ersten Jugend erinnern wir uns nichts; da muß unser eigentliches Ich, unser Bewußtsein geschlummert haben: aber von dem Augenblicke an, als es erwachte, ist nichts Erinnerungswerthes aus unserem Leben für uns verloren. In der Krankheit kann es für einige Zeit schlummern, aber es kehrt ganz unbeschädigt zurück. Man schläft in tiefem Schlafe und erwacht Morgens, ohne daß der todte Zustand dieser Stunden es geschwächt hat. In den Träumen verläßt es uns nie. Ich hörte niemals, daß ein Mensch geträumt hat, er sei ein Anderer. Ja, in diesem Zustande, wo Zeit und Raum ihre Bedeutung für uns verlieren, verlieren wir doch nie uns selbst, nie unsern alten Charakter, sondern bewahren unser Gefühl für Gutes und Böses, unsere höchsten Gedanken, den von Gott und dem Unendlichen, und unsere Liebe zu unsern Geliebten." — „Ach! solche Worte höre ich mit Freude," sagte ich, „denn kein Gedanke ist mir schrecklicher, als der, sich selbst zu verlieren, alles Liebe und Heilige zu vergessen." — „Nein, liebenswürdige Clara!" (so hatte er mich früher nie genannt) „nein, wer will vergessen? Nicht mal hier im Leben möchten wir unsere ausgestandenen Leiden vergessen — am allerwenigsten unsere Liebe, wäre sie auch noch so unglücklich! wir möchten sie doch nicht vergessen, und wenn wir auch geheilt werden könnten." — Wir hatten uns während dieses Gespräches der Vorstadt genähert. Horazio sagte jetzt mit einer, wie mir schien, bewegten Stimme: „Ich hatte im Sinne, Sie zu überraschen, aber nun will ich selbst das Geheimniß verrathen: Ich habe einen Ball auf der Schießstätte veranstaltet; ich weiß, Sie tanzen gern. Aber nun muß Ihr älterer Freund resignirt und bescheiden auf die Seite treten und es dem glücklichen Laertes überlassen, Sie in den jugendlichen Tanz zu führen, dessen Schmuck Sie sind, und der für Ihr Alter paßt. Ich muß mich damit trösten, mich in dieser schönen Stunde mit Ihnen zum Himmel erhoben zu haben, ja sogar über die Grenzen der

Zeit; aber nun macht dieser Tyrann wieder sein Recht geltend und trennt uns. Die Dunkelheit, deren Schleier meine rothen Wangen bedeckte, gab mir den Muth, zu antworten: „Ja, freilich bin ich jung und tanze gerne, aber glaube mir, Horazio! ich vermag Gold von Glimmer, einen Ball im Tanzsaal von dem Tanz der Sterne im unendlichen Raum zu unterscheiden.“ —Er beugte sich zu mir herab und rief: „O Clara!“ . . . . aber im selben Augenblick vernahm man einen Schrei hinter uns. Horazio wandte sich um, rief einen reitenden Diener und fragte, was geschehen sei. „Es war nichts; ein Schlitten, der nahe am Umstürzen war, hatte die Dame erschreckt, die darin saß. Wir fuhren im selben Augenblick in das Thor der beleuchteten Schießbahn, wo eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft unsrer harrte. Unsre Stine kam uns entgegen, und führte Augusta und mich in ein Nebenzimmer, wo Ballkleider und alles Nöthige von ihr in Ordnung gebracht waren. Die andern Damen von der Schlittenpartie, welche das Geheimniß wußten, hatten ähnliche Anstalten getroffen. Ich tanzte nicht mit so viel Lust, wie gewöhnlich und da Augusta nie tanzte und meines Schwagers Partie zu Ende war, so gehörten wir zu den Ersten, welche aufbrachen. Als ich nach Hause kam, stand ich lange in mich versunken da und dachte an die Ereignisse des Tages. „Ach!“ sagte ich: „wie sollte ich je aufhören, ihn zu lieben? Ueberall, in Blumen, im Sternenhimmel, in meinem Glauben, in meiner Hoffnung, in allen meinen Gedanken begegnet mir sein Bild.“

Als ich am nächsten Vormittag zu Augusta kam, fand ich sie ungemein verstimmt. Horazio speiste bei uns zu Mittag, er war in der liebenswürdigsten, glücklichsten Laune, und sein mächtiger Einfluß verscheuchte bald alle Wolken. Wir saßen noch bei Tische, als Tante Polonius zu uns herauf kam. Sie dankte Horazio für das schöne Fest des vorigen Tages, nicht ohne die eine und andere für mich peinliche Anspielung auf seine vermeinte Güte

für mich. Damit ging sie auf das alte abgedroschene, mir schreckliche Capitel von Laertes über und sagte: „Es ist schade, daß Augusta und Clara nicht bis zum Ende des Balles geblieben, denn als sie fort waren, wurde er erst recht lustig. Laertes war ungemein ausgelassen, er wollte mich sogar nöthigen, den letzten Tanz mit ihm zu tanzen, und als ich nachgab, fuhr er so wild mit mir umher, daß ich glaubte, es sei mein letzter Tanz in der Welt. Als wir heimfuhren, sprang er in unsern Wagen und ließ seinen eignen leer nach Hause fahren; als er mir aus dem Wagen half, drückte er meine Hand so, daß mein Handschuh rein entzwei war, was ich sehr übel aufnahm; und denkt Euch mal, als ich eine halbe Stunde später an das Fenster trete, bemerke ich deutlich, zu meiner größten Verwunderung, daß er auf der Gasse steht und am Hause heraufsieht. Aber ich that, als sähe ich ihn nicht. Horazio sah mich wie gewöhnlich an und ich fühlte zu meinem Schrecken, wie das Blut mein Antlitz färbte und mein Herz klopfte. „Kann mir Jemand diese Geschichte erklären?" fügte Tante Polonius hinzu. „Ja," antwortete Horazio mit einem eigenthümlichen Lächeln, „ich könnte wohl, wenn ich wollte, denn" — sagte er halb leise, indem er sich an mich wandte, — „sie ist nicht schwer zu erklären." — Sobald ich konnte, verließ ich das Zimmer und ging auf mein Cabinet, wo ich mein beklommen Herz mit einem Strom von Thränen zum Staunen meiner Isidore erleichterte, die mich mit den süßesten Worten und Liebkosungen zu beruhigen suchte. „Ach!" sagte ich zu mir selbst: „gestern war ich so glücklich und heute fühle ich mich wieder so tief gedemüthigt. Dieses beständige Streben, mich auf Laertes vermeintliche Liebe und Vorzüge aufmerksam zu machen, zeigt mir deutlich, daß er selbst das arme Mädchen verscheucht, dessen Herz nur an ihm hängt."

Als ich Abends hinabkam, saß mein Schwager in der Ofenecke und schlief; Augusta saß allein am Thee-

tisch; sie sah unglücklich und verdrießlich aus. Nach einer Pause begann sie über die eben erzählte Szene von gestern Mittag zu sprechen und nahm davon Anlaß, zu sagen: „Laertes liebt Dich schwärmerisch, das weiß Niemand besser, als Du selbst. An Deinen Fenstern stand er und sah hinauf, nicht an denen der Tante Polonius.“ — Sie sah mich fragend an: „Du siehst ja aus, als ob das, was ich sagte, etwas Trauriges wäre?“ — „Ja, das weiß Gott,“ antwortete ich: „Das ist es auch.“ — „Wie? Du liebst Laertes nicht? Sollte es möglich sein?“ Sie heftete ihre Augen auf mich — mit einem — ich darf wohl sagen, erschrockenen Ausdruck. In diesem Augenblicke schien uns beiden ein Licht aufzugehen. Ich suchte mich zu fassen und sagte: „Meine liebe Auguste! ich achte ihn hoch, ich darf wohl sagen, ich habe ihn lieb, aber ich kann ihn nicht lieben.“ — „Weil Du . . .“ — es war, als wollte das Wort auf ihren Lippen ersterben — „weil Du einen Andern liebst.“ Sie legte ihre Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme, wie Jemand, der schläft. Nach einer Pause näherte ich mich ihr, und während ich vergebens versuchte, ihre Hand zu ergreifen, sagte ich: „Augusta! liebe Schwester! höre mich! Wenn ich einen Andern liebe, so ist diese Liebe unglücklich, und also gehört sie nur meinem Herzen und ist ganz mein Kummer. Der Winter ist bald vorbei, laß mich wieder zu Tante Sophie heimreisen und mit ihr und dem kleinen Isidor will ich in der Erinnerung an die Zeit leben, die ich bei Dir zugebracht.“ — Kein Laut, nicht die mindeste Bewegung verrieth, ob mich Augusta hörte oder nicht. Ich saß einen Augenblick ganz stumm da, dann erhob ich mich und ging auf meine Zimmer, und so begann ich mein neues Jahr, verfolgt von den alten Sorgen und empfangen von einer neuen.

So verfloß einige Zeit, zwischen guten und schlimmen Tagen abwechselnd. Das Frühjahr nahte heran. Augusta war häufig nicht wohl und vermied es, mit mir allein

zu sein. — Nach Verlauf von einiger Zeit übergab sie mir einen Brief von Dir, der, wie sie sagte, in den ihren eingeschlossen gewesen. Ich sah daraus, daß sie Dir von Laertes geschrieben, und daß Du in Hinsicht auf ihn mit ihr einverstanden warst. Was mich am Meisten rührte, war der mehr als ritterliche Edelmuth, mit welchem Du begünstigen wolltest, was Du für meinen höchsten Wunsch hieltst. Ich antwortete Dir vertraulich und ehrlich, und in Deiner Antwort erkannte ich, wie immer, Dein engelgleiches Herz.

Horazio fuhr fort, unser Leben mit Allem zu verschönern, was er aussinnen konnte, und durch seine ruhige, schöne Gegenwart alle Dissonanzen in unserem Zusammenleben aufzulösen, so daß mancher gute Abend auf einen traurigen Tag folgte. Durch seinen Einfluß war es auch geglückt, daß ich bisweilen Isidore mit herab in ihrer Mutter Zimmer bringen durfte. Wenn er ein Buch oder Musik brachte, so holte er mich selbst mit ihr aus meinem Zimmer. — Es konnte auch kein Kind weniger zur Last sein. Bei einem kleinen Spielzeug oder einem Bilderbuch saß es ganze Stunden, ohne daß die geringste Unruhe verrieth, daß ein Kind zugegen war. Wenn sie nur in meiner Nähe, war sie ruhig, verließ ich jedoch das Zimmer, so eilte sie mir sogleich nach, auch wenn sie gerade im besten Spiel mit andern Kindern war. Ihr liebster Zeitvertreib war, Mährchen erzählen hören. Sie hatte eine so glückliche Fassungsgabe, daß, wenn man sie etwas lehren wollte, es den Anschein hatte, als wüßte sie es zum Voraus. Ihre größte Lust war Musik. Wenn ich gegen Abend auf meinem Fortepiano spielte, tanzte sie, wie ein kleiner Elfe im Mondscheine; ihre kleinen Füße berührten kaum den Boden; ihre blonden, seidenen Haare hoben sich durch die Luft und ihre schwebenden Bewegungen. Ihre großen Augen sahen in die bessere Welt, der sie bereits angehörte; der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit lag tief in ihrer Natur, und wenn ich ihr

auf die mancherlei kindlichen Fragen antwortete, die sie oft über diese Gegenstände an mich richtete, so hing ihre ganze Seele an meinen Lippen. Noch am Tage vor ihrer Krankheit sagte sie zu mir: „Wenn ich doch bald Flügel haben könnte, wie der Knabe, der auf diesem Bilde steht, dann würde ich zum Himmel fliegen, wo meine kleine Schwester Rosine ist; Stine sagte gestern, daß sie droben wohnt.“ — „Wie, kleine Isidore?“ rief ich, „Du möchtest mich verlassen?“ — „Nein!“ rief sie, und schlang ihre kleinen Arme um meinen Hals: „nein, ich würde wieder zu Dir kommen.“ — Liebe Tante, ich bitte um Nachsicht, daß ich so oft von meinem Liebling spreche; Du selbst hast ihn beweint; was würdest Du gethan haben, wenn Du ihn gekannt, wenn Du, wie ich, drei Tage und Nächte ihn mit der Geduld eines Engels hättest leiden sehen? Als Isidore am vierten Tag in meinen Armen starb, war ich wie versteinert von Schmerz. Ich wollte nicht zugeben, daß man sie aus dem Zimmer wegbringe, ich glaubte beständig, sie würde wieder zum Leben erwachen. Den übrigen Theil dieses traurigen Tages und der darauf folgenden Nacht saß ich an ihrem Bette, das am Fuß des meinigen stand, in fruchtlose Versuche, sie zurückzurufen, versunken. Stine, welche die Nacht bei mir geblieben, versank in Schlaf, müde von der Unruhe der vorigen Nacht; ich war allein mit der kleinen Todten, aber es befiel mich nicht die geringste Angst. Ich rief sie mit den süßesten Namen und überließ mich meinem Schmerze, bis ich erschöpft über ihrer Leiche zusammenbrach und mit dem Kopf auf ihren Knieen einschlief. In dieser Stellung fand mich am nächsten Morgen die alte Marianne, die mich freundlich aufhob und mich weinend zu erlauben bat, daß die kleine Leiche in den Saal hinabgebracht werde, wo Alles zu ihrem Empfang bereit stand. Ich wollte es Niemanden überlassen, dem geliebten Kind die letzte Pflicht zu erweisen; ich kleidete sie zum letzten Male in ihr schönstes, weißes Kleid, ordnete zum letzten

Male ihre hübschen Locken, bereitete selbst ihr letztes Lager, trug sie in meinen Armen hinab, und begleitet von Marianne, Stine und der guten, kleinen Lydia, legte ich sie bedeckt von unsern Küssen und genetzt von unsern Thränen nieder. Kaum waren wir fertig, als Augusta hereintrat, sich näherte, den schlummernden Engel ansah und mit heftigem Schrei in die Worte ausbrach: „Gott im Himmel! das ist ja meine Rosine! ganz wie ich Rosine als Leiche daliegen sah. Ich Unglückselige! sollen meine Augen noch einmal diesen schmerzlichen Anblick haben!“ Verzweifelt warf sie sich über das Kind und zum ersten Male sah ich sie dasselbe mit Liebkosungen überhäufen, die dieses nun leider nicht mehr erwiedern konnte. Wir brachten sie ohnmächtig zu Bette. Mehre Tage lang lag sie in Krämpfen da und in der düstersten Phantasie bejammerte sie mit herzzerreißenden Worten ihr unglückliches Schicksal und den Tod ihrer Kinder. Die alte Marianne und ich wachten abwechselungsweise bei Nacht, und bei Tage kam ich nicht von ihrem Bette. Endlich löste sich die Krankheit in heftiges Weinen und tiefen Schlaf auf, was, wie ich wußte, eine rasche Besserung versprach. Ich verlies nun ihr Schlafzimmer, um selbst Ruhe in meiner Einsamkeit zu suchen. Im nächsten Zimmer traf ich Laertes, der eben im Begriffe war, mit meinem Schwager auszugehen. Er kam mir entgegen und rief: „Mein Gott! Fräulein Clara so bleich, mit so verweinten Augen!“ — „Thut es Ihnen nicht leid,“ sagte ich, „daß die kleine Isidore todt ist?“ — „Freilich thut es mir sehr leid,“ antwortete er: „aber es betrübte mich doch noch mehr, Ihre Augen in solchem Zustande zu sehen, denn es gibt noch manche kleine Isidoren auf der Welt, aber solche Augen nicht wieder.“ — Diese Worte in diesem Augenblick machten einen so unangenehmen Eindruck auf mich, daß es mir unmöglich war, ein Wort darauf zu antworten.

Es war gerade Charfreitag. Am nächsten Morgen sollte meine Isidore begraben werden. Ich hatte mir

einige Blumen verschafft und sie auf mein Zimmer bringen lassen, um einen Kranz für ihren Sarg zu binden und ihn selbst damit zu schmücken. Doch konnte ich nicht an der Saalthüre vorüber, ohne hineinzugehen, um sie allein noch einmal zu sehen. Es war Abend, der Mond schien herein und beleuchtete zum letzten Male die liebliche Gestalt. Ich nahm den Schleier von dem Gesichte und zog die Gardine vom Fenster, um die geliebten Züge recht zu betrachten. Aber o Gott! Wer kann meinen Schrecken schildern? Ich fand diese süßen Züge verändert, der schlummernde Engel war zur Leiche geworden. Ein unendlicher schrecklicher Schmerz ergriff mich, und ich vermochte mich kaum einem Stuhl zu nähern, auf den ich mich zitternd warf. Plötzlich öffnete sich die Thüre, und Horazio kam rasch herein. Er schien erschrocken über meinen Zustand, faßte sich und sagte: „Ihr Schwager ist fort, Ihr Schwager schläft; gestatten Sie mir, Ihnen auf Ihr Zimmer zu folgen und eine Stunde bei Ihnen zuzubringen." Gestärkt durch seine Gegenwart, erhob ich mich und gestützt auf seinen Arm trat ich in mein Cabinet. Die Lampe war bereits auf dem kleinen Divantische angezündet und neben ihm stand ein Korb voll Blumen. Horazio führte mich zum Sopha und setzte sich selbst auf einen Stuhl daneben. Er nahm meine Hand und sagte bewegt: „Liebenswürdige Clara! nicht so, nicht mit dieser stummen Verzweiflung müssen wir über die glücklicheren Geliebten trauern, welche den Hafen vor uns erreichen; sondern mit stillen Thränen, mit frommer Geduld uns in diesen Schmerz ergeben, der nur der Liebe angehört, und nicht mit Angst und Bitterkeit sich äußern darf, wie so manche andere Sorge. Deßhalb schmücken wir das Grab mit Blumen, um damit Gefühle auszudrücken, welche uns bei solch' feierlichem Schmerze beseelen sollten." — Die Fenstergardine war offen, der Mond schien und beleuchtete das kleine Zimmer, seine Strahlen fielen auf die Blumen und Horazio's Antlitz. Das bläuliche Licht,

vereint mit dem röthlich gelben Schein der Lampe und dem starken Duft der Blumen, gab der ganzen Umgebung einen eigenthümlich magischen Charakter, der in Verbindung mit Horazio's Worten einen heiteren Eindruck auf mich machte, und mich drängte, ihm die Hand zu reichen und zu sagen: „Ich kann Ihnen nicht besser antworten, als mit einigen Linien aus einem Gedicht, daß mir immer so schön erschienen:

„Blumen, bei der Elfen Tanz
Pflück' ich Dir im Mondenschein,
Blumen sind die Seufzer mein,
Die sich winden leicht zum Kranz."

„Und auch ich will Sie bitten," sagte er, „mir zu erlauben, etwas anzuführen, was gerade für diese Stunde paßt, und was eines Dichters wie eines Apostels würdig ist." Mit diesen Worten zog er ein Buch hervor, und während ich mich an meine traurige und doch schöne Arbeit setzte, las er mir mit begeisterter und gerührter Stimme Dr. Mynsters Predigt: „Von unseren verstorbenen Freunden" vor. Ich sog jedes Wort begierig ein und öffnete mein halbtodtes Herz dem Troste, der wie ein heilender Balsam meine blutende Wunde berührte; indessen bildete der Kranz und die kleinen Blumenbüschel sich von selbst, und ich benetzte sie mit Thränen, die mild und geduldig waren, wie Horazio gesagt.

„Lassen Sie uns nun hinabgehen," sagte er, „um der kleinen Isidore unser letztes Opfer zu bringen und sie in die Hände deß zu empfehlen, der den Kindern das Himmelreich versprach." Wir gingen in den Saal, der erleuchtet war und alle Leute des Hauses hatten sich drinnen versammelt. Wir schmückten die kleine Isidore mit Blumen; knieend legte ich den Kranz auf den häßlichen schwarzen Sargdeckel, der meinen Liebling bedecken sollte, und netzte ihn mit meinen Thränen. Dann küßten Horazio und

ich ihre kleinen bleichen Hände, und mich endlich mit Macht von diesem bittern und süßen Abschied losreißend, folgte ich ihm aus dem Saal. Marianne, die mit vielen, wohlgemeinten Aeußerungen eine Lobrede auf meine in Leben und Tod treue Liebe zu der kleinen Verstorbenen gehalten, kam uns nach und sagte, daß ihre Frau aufgestanden sei und uns in ihrem Zimmer erwarte. Wir fanden Augusta blaß und verweint, aber ruhig. Horazio fand auch hier den richtigen Ton, und in stillen, herzlichen Gesprächen verflossen die Stunden und die betrübten Schwestern trennten sich mit liebendem und erleichtertem Herzen, um zur Ruhe zu gehen. Als ich in meine Zimmer kam, war eine kleine Veränderung vorgegangen. In meinem Schlafgemach war Isidorens kleines Bett weggenommen, und eine Commode an seine Stelle getreten. Ueber dieser hing ein bekanntes englisches Kupfer mit der Unterschrift: „An angel carrying the Soul of a child to Heaven“ — die liebste Gabe, die mir in diesem Augenblicke werden konnte, und ich ahnte leicht, von wem sie kam. So große Aufmerksamkeit, so große Sorgfalt für mich konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, und unter süßen Ahnungen schwebte der Schlaf wohlthuend auf meine verweinten Augen herab.

Einige stillen schönen Wochen folgten diesem Abend. Die Wehmuth, welche ihren Schleier über unser dem Geräusche der Welt verschlossenes Trauerhaus breitete, erhöhte die Innigkeit, die in unserem Abendcirkel herrschte, welcher meist aus Horazio und uns beiden Schwestern bestand. Aber kaum war die Luft der großen Welt wieder in unsere Heimath gedrungen, als sich Pandorens Büchse öffnete. Meine alten Verlegenheiten und Sorgen erhielten einen bedeutenden Zuwachs durch die finstre Wolke, welche nun stets Horazio's Stirne verdunkelte, obgleich seine Selbstbeherrschung und sein Weltton sie zu verbergen suchte. Sein Besuch wurde seltener und noch unglücklicher ward meine Stimmung, als ich hörte,

daß er, statt nach seinem ersten Plane sich in seinem Vaterlande niederzulassen, im Sinne hatte, zuerst zu einem Freunde nach England zu gehen, um vielleicht mit diesem eine noch längere Reise anzutreten. Um das Unglück vollkommen zu machen, kam Tante Polonius mit ganz eigenthümlichen Neuigkeiten, die sie recht con amore erzählte, obgleich sie sah, wie außerordentlich sie Augusta und mich verstimmten. Sie wollte nämlich von sicherer Hand wissen, daß Horazio in Frankreich mit einer liebenswürdigen Wittwe verlobt sei, welche er viele Jahre geliebt und die er in London treffen wollte. Ich sehnte mich nun, Kopenhagen zu verlassen und war so mißmuthig, daß ich mich über jeden Tag freute, der vom Mai verfloß und uns dem Juni näher brachte, da nach Deiner Bestimmung Cornelius mich holen und nach der lieben Heimath meiner Jugend bringen sollte.

So standen jüngst die Sachen, als Onkel und Tante Polonius mit Horazio, Laertes und Bernhard bei uns speisten. Zwischen den beiden Letzteren hatte sich in jüngster Zeit eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft. Horazio besuchte oft unsern alten Freund, und ich hörte mit Vergnügen, daß er ihn eingeladen, den Sommer auf seinem Gute zuzubringen. An diesem Mittag war Horazio aufgeräumter als sonst, und in Folge dessen verlor sich auch unsere verstimmte Laune. Nach Tisch ging Laertes, und kaum war er draußen, als die unselige Materie wieder zur Sprache kam. Auch der Onkel nahm Theil daran, und erzählte eine Geschichte von einer Summe Geldes, die Laertes an einem Abend im Spiele verloren. — Horazio war aufgestanden und ging im Zimmer auf und nieder; endlich begann er mit mehr Eifer und Kraft als je, die Vertheidigung des Abwesenden zu führen und schloß mit den Worten: „Was kann unedler und thörichter sein, als sein Ohr der Verleumdung und dem Stadtgeschwätz zu öffnen und zwar gegenüber einem Freund, der in unserem Kreise vor solchen Anfällen sicher sein

sollte? Wie können Sie etwas Schlechtes von einem Menschen glauben, der uns Allen als edel und ausgezeichnet bekannt ist? Ich, der ich ihn nur seit einem Jahre kenne, bin seines wahren Charakters so gewiß, daß ich ritterlich in die Schranken trete, um seine gute Sache zu verfechten. Und selbst angenommen, alle die kleinen Geschichten wären wahr, die wir ab und zu von ihm gehört, was beweisen sie mehr, als daß er jung und feurig ist? Ist es eine Sünde, diese Vorzüge zu besitzen? Der, welcher nie Jüngling war, wird nie Mann." — Mein Schwager und Augusta nahmen nun auch Laertes Partie, Tante Polonius gleichfalls, und Onkel Polonius mußte sich nun ganz allein gegen alle drei vertheidigen, denn Horazio sagte kein Wort mehr, sondern näherte sich mir, die ich am Fenster mit ihrer Arbeit saß, und sagte leise: „Lassen Sie sich von alle dem nicht verwirren, Fräulein Clara! Sie leiden unter diesen Gesprächen, ich habe es oft bemerkt; seien Sie überzeugt, daß Sie einen Freund in Horazio haben, der in seine Verbannung keinen süßern Trost mitnehmen kann, als den, zu Ihrem Glücke beigetragen zu haben." — Denke Dir meine Thorheit, liebe Tante! Diese edelmüthigen Worte erbitterten mich und gaben mir Muth zu antworten: „Sie sind in vollkommenem Irrthum, was meine Gefühle betrifft, das habe ich oft bemerkt. Ich achte Laertes und habe Zutrauen zu ihm, wie Sie; aber seine persönlichen Angelegenheiten berühren mich nicht, so wenig als ihn meine Gedanken angehen." — Horazio sah mich stumm und verwundert an. Ich ward selbst verlegen über die fremde Art und Weise, wie ich ihm geantwortet hatte. Ich wollte mich erheben und meinen Platz verlassen; in meiner Verlegenheit stürzte ich den Tisch um, an welchem ich saß, Horazio griff darnach, und in dieser Verwirrung fiel seine Brieftasche aus dem Rock; sie rollte am Boden, sprang auf und ein Portrait kam zum Vorscheine. Mit Blitzesschnelle flog Augusta darauf zu, um sie aufzuheben;

Horazio kam ihr zuvor, nahm sie rasch und steckte sie zu sich. „Wie?" rief Augusta, „Sie haben ein geheimes Fach in Ihrem Portefeuille, in welchem Sie ein Portrait aufbewahren? Das müssen Sie uns zeigen." Er weigerte sich standhaft und ging sogleich mit Bernhard fort. — Mein Blut stockte. Nun sah ich, daß Tante Polonius die Wahrheit gesagt.

Meine Schwester und mein Schwager hatten mit ihr und Onkel ausgemacht, zu Casortis hinauszufahren und dann auf des Onkels Landhaus auf Friedrichsberg zu Abend zu speisen. Ich war am Morgen sehr unpäßlich gewesen und hatte mich bereits damals entschuldigt, nicht Theil nehmen zu können. — Wie zufrieden war ich, zu Hause bleiben zu dürfen! Sie fuhren sogleich fort, und ich schloß mich in mein Zimmer ein, wo ich mich meiner Verzweiflung überließ. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Was würde Tante Sophie sagen, wenn sie mich so sähe? sie, die mich so manchmal vor der verderblichen Macht der Leidenschaft gewarnt? sie, die mich von sich fort in das Geräusch der Welt sandte, damit ich dort geprüft werde wie das Gold im Feuer? Schlecht bestehe ich meine Probe! ich kenne mich selbst nicht mehr." Ich schämte mich über meine Heftigkeit und Muthlosigkeit. „Ich will heute Abend nicht allein sitzen und mich meinen unnützen Sorgen hingeben. Ich will unter Gottes freien Himmel gehen. Ich will das Grab meiner Isidore besuchen."

Ich führte sogleich meinen Beschluß aus, und wanderte mit raschen Schritten zum Assistenzkirchhof, wo ich bald das kleine Grab mit seinem frischen Blumenflor fand. Es war hart an dem Fuße eines großen Marmormonumentes. Auf die Stufen dieses setzte ich mich und netzte mit herzlichen Thränen die Erde, welche meinen kleinen Liebling barg. Endlich suchte ich mich zu fassen, ich sah mich um, alles war still, kein Wind rührte sich; ein kleiner Vogel sang im nächsten Baume, als ob auch er betrübt wäre; sonst kein lebend Wesen in der Nähe; nur

Todte umgaben mich; nur Gräber, wohin ich mein Auge wandte. „Ach!“ sagte ich zu mir selbst, „alle diese, welche die Erde birgt, haben gesorgt und gelitten, wie ich, und nun ist es überstanden. Wie manche Lebende kamen und gingen mit zerrissenem Herzen von hier! Wie manche Klagen haben diese Luft bewegt, wie manche Thränen sahen diese Bäume fließen! und, o mein Gott! was sind meine Leiden gegen die, bei welchen diese Orte oft Zeuge gewesen, und gegen die, welche die Erde hier verbirgt! Ich beweine hier ein Kind, das ich nicht mit Aufopferungen und Leiden erkauft und das doch nur zu meiner Freude gelebt; ich verzweifle über einen Mann, der mich nie beleidigt oder betrogen, sondern mein Leben nur getröstet und verschönt. Wie undankbar bin ich! ich klage über die Zeit, die in Liebe und Glück dahin geflossen.“ — Ich flehte Gott um Kraft an, nicht meine Liebe zu überwinden, nein, sie in meinem Herzen zu bergen, rein und heilig, ohne Eifersucht und böse Leidenschaft, daß mich diese schöne Erinnerung veredle und mein Leben und meine Jugend nicht in leeren Schwärmereien vergehe. — Ich wurde ruhiger und sagte zu mir selber: „In wenigen Tagen verlasse ich Kopenhagen und kehre in die Arme meiner lieben Mutter zurück; und nun will ich Muth fassen und hier auf diesem Grabe den Talismann niederlegen, der mehr, als ich selbst glaubte, mich in meinen thörichten Träumen stärkte. Dieses Siegel, das ich treulich getragen, will ich mit Kapsel und Schnur hier mit meinen liebsten Hoffnungen niederlegen.“ — Ich zog es hervor und btrachtete es. „Nein, keine fremde Hand soll dich finden,“ sagte ich: „In Isidorens Grab sollst du ruhen! Wenn ich im Traume meinen Liebling sehe, wird sie dich tragen.“ — Ich nahm einen Blumenstock und machte mit ihm eine kleine Oeffnung in der Erde zwischen den Blumen auf Isidorens Grab. Ich sah noch einmal die beschwingte Lyra, küßte sie mit vielen Thränen, schloß die Kapsel zu und beugte mich herab, um sie in die Erde niederzulegen,

als im selben Augenblick eine starke Hand meinen ausgestreckten Arm ergriff und mir die Schnur aus der Hand riß. Horazio die Kapsel öffnen und zu meinen Füßen stürzen sehen, war die Sache eines Augenblicks. Er umfaßte meine Kniee, weinte, zitterte, und war nicht im Stande zu sprechen. — Was soll ich mehr sagen? Unser Bund war für Leben und Tod geschlossen. — Endlich erhob sich Horazio und sagte: „O meine Clara! an welchem Orte hast Du mir Deine Treue geschenkt?" — „Ach!" antwortete ich: „die kleine Isidore hat Wort gehalten, sie gelobte, zu mir zurückzukommen, sie rief ihre Freunde zu ihrer Ruhestatt und hat uns hier vereint."

An Horazio's Arm ging ich nun zu dem Thore hinaus, in das ich mit so schwerem Herzen getreten war. Es war mir, als ob ich vom Tode zu einem neuen, bessern Leben erwacht wäre. Wir gingen langsam nach Hause über den Wall nach dem Rosenborggarten. Welche Wanderung! Wir durchflogen mit einander unser ganzes Leben von dem ersten Augenblicke, da wir uns gesehen. Horazio sagte mir, daß er mich von jenem Abende an geliebt, daß ich seine erste wahre Liebe gewesen; daß er es aber billig gefunden, wenn ich den jungen Laertes vorgezogen, obwohl er aus mehren Gründen vermuthete, daß sich etwas in meinen Verhältnissen meinen Wünschen widersetze; er habe beschlossen, Trost darin zu suchen, mir ein Freund und eine Stütze zu sein, und dann fortzureisen, um die Leidenschaft zu besiegen, die ihn zu unterjochen drohte; meine erzürnte Antwort habe ihn jedoch zum Wanken gebracht. Er hatte Bernhard nach Hause begleitet und von seinem Fenster aus mich vorbeigehen sehen. Von unwiderstehlicher Macht getrieben, war er mir gefolgt, hatte mich in den Kirchhof treten sehen, und war hinter dem großen Monument, an dessen Fuß ich saß, Zeuge von meinen Bewegungen gewesen. — „Ich ergriff im Fluge," sagte er, „die seligste Gewißheit, den besten Augenblick in meinem Leben."

Als ich bei diesen gegenseitigen Geständnissen auf die Brieftasche mit dem Portrait zu sprechen kam, zog er die seine hervor, öffnete sie mit wehmüthigem Blicke, und verwundert erkannte ich beim ersten Blicke das Bild des Kaisers Napoleon. „Ich glaubte," sagte er, „daß diese Art Portefeuille der Gesellschaft bekannt seien, daß Augusta das Portrait gesehen und mit ihrer gewöhnlichen Schalkhaftigkeit davon Anlaß nehmen werde, Bernhard zu necken; ich hätte um keinen Preis den alten Mann verwunden mögen, wie sehr ich auch in allen andern Fällen mir eine Ehre daraus mache, dies Bild zu tragen." Jeder Zweifel war nun verschwunden, jeder Schmerz gestillt. Wir waren im Rosenborggarten. Dort war Musik. Wir erkannten eine Melodie von Weyse, und erinnerten uns jener Scene in der Kirche, wo unsere Augen sich zum ersten Male begegneten und beredter als Worte unsere Liebe gestanden; die Sterne, welche am Himmel zu erscheinen begannen, erinnerten uns an die nächtliche Schlittenfahrt, wo wir sie gegenseitig zum ersten Male nur in Worten ahnen ließen. „Wie selig ist die Liebe!" rief Horazio: „nur sie allein gibt uns den Vorgeschmack der Ewigkeit, denn nur sie lebt zugleich in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, wie in einem seligen Augenblicke. O meine Clara! Dieser Abend ist der Einzige, der in meinem ganzen Leben die Forderungen meines ungenügsamen Herzens befriedigt! Eine heitere Ahnung ergriff mich an der Grenze meines Vaterlandes, aber, o Gott! wer hätte geglaubt, daß ein solcher Preis den unverdrossenen Wanderer erwartete?"

Es war schon spät, wir beeilten uns, nach Hause zu kommen. Als ich am nächsten Tage zu Augusta hinabgehen wollte, fühlte ich mich sehr beklommen; ich beschloß indessen, ihr selbst anzuvertrauen, was vorgefallen. Sie saß am Fenster, ich konnte sehen, sie hatte geweint. Sobald sie mich sah, streckte sie mir die Hand entgegen und sagte: „Ich weiß Alles, liebe Clara: Horazio war

hier." Sie zog mich zu sich hin, umarmte mich und sagte mit dem liebevollsten Ausdruck: „Glaube nicht, daß mein schwaches Herz Dir dies Glück mißgönnt. Nein, ich will nicht vergebens diesen Ersten aller Männer kennen gelernt haben, und Dich, Du engelreines, Du glückliches Kind von Tante Sophie! vergib mir, daß ich nicht sein kann, wie Du, vergib mir um Isidorens Willen." Mit schwesterlichen, warmen Thränen umarmten wir einander, und ich dachte: „Nun hat Isidore wieder ihr Wort gehalten."

Eins blieb noch übrig: Ein paar Tage später sagte Augusta zu mir, daß, ungeachtet ich Horazio's und meine Verbindung geheim zu halten gewünscht, bis ich Deine Einwilligung erhalten, sie doch geglaubt, Laertes davon unterrichten zu müssen: er verzweifle über diese Nachricht und habe im Sinne, plötzlich Alles zu verlassen und fortzureisen. Diese Mittheilung schmerzte mich tief. Ich fragte mich selbst: „wie würde Tante Sophie an meiner Stelle handeln?" Ich ließ Laertes um eine Unterredung bitten. Er kam zu mir und ich wandte die ganze Macht der Wahrheit und Freundschaft auf, um ihn zu Vernunft und Ruhe zurückzubringen. Horazio trat ein, er nahm Laertes Hand und sagte: „Vergeben Sie, mein edler Nebenbuhler! vergib ein Glück, das ich immer dachte, daß Sie es verdienen. Seien Sie überzeugt, daß ich viel um Ihretwillen gelitten, und vergeben Sie mir, wie gesagt, mein Glück, wie ich Ihnen in mancher bittern Stunde Ihre Vorzüge vergab." Laertes war sehr bewegt. „Ja," antwortete er, „ich will suchen, mich Ihrer Meinung von mir würdig zu machen. Ich gehe, meinen alten bekümmerten Vater zu beruhigen und ihm zu sagen, daß Clara mich zur Vernunft und zu ihm zurückführte."

So endigten meines Herzens und meines Verhältnisses Dissonanzen in einem beruhigenden harmonischen Akkord. Und nun seufzen all' meine Wünsche nach Dir. Ich mußte Dich von Allem unterrichten, um mit voll-

kommen leichtem Sinn meine Heimreise anzutreten. Ich wünsche einen Monat allein bei Dir zuzubringen, ehe Horazio mit Augusta und Osrik kommt. Sende Cornelius je früher, je lieber zu mir, denn von nun an zähle ich die Stunden, bis ich Dich sehe und Dich mich nennen höre

Deine Clara.

Dritter Theil.

Catastrophe.

Erster Brief.

Von Laertes an die fliegende Post.

Kopenhagen, den 30. Mai 1827.

Dank für dein Letztes, liebe fliegende Post, guter kleiner beschwingter Knabe, der, frei von allem Philisterwesen, Botschaften empfängt von Liebenden, von Sekretären, von der Straße, von China, vom Monde u. s. w. Grüße Deinen Redakteur und danke ihm herzlich von jenem armen Laertes, der zwar die undankbare Rolle eines Vertrauten oder unglücklichen Liebhabers in der fliegenden Post spielt, der dessenungeachtet aber großen Trost und Beruhigung aus dem Bekenntniß seiner früher angebeteten, nie vergessenen Clara schöpfte. Ich kann mich im Augenblicke nicht näher erklären; aber es lebe die fliegende Post, die sich nicht von ennuyrten Bevollmächtigten und Speckhökern*) schrecken ließ, welchen

*) Anspielung auf einige in der fliegenden Post aufgenommene Briefe von Abonnenten, welche sich aus verschiedenen Gründen über die Mittheilung gegenwärtiger Novelle beklagten.

eine Schlägerei auf der Straße mehr geistige Nahrung bietet, als das interessanteste aller Phänomene in der Brust eines Menschen, vor Allem in einem liebenswürdigen Mädchenherzen.

Aber dies war nur die Einleitung, die nach Schick und Brauch den eigentlichen Text gar nicht berührt. Liebe fliegende Post! Mein Vetter, der Lieutnant und ich, wir nehmen uns die Freiheit, aufs Neue Ihre Hülfe und Ihren Beistand gegen die Philisterei anzurufen, gegen welche auch wir wie Löwen kämpfen; denn wir möchten gerne dieser Hydra die hübsche Lydia entreißen, wenn es uns glückt, was freilich im Augenblick nicht wahrscheinlich ist. Ich bin vor ungefähr vierzehn Tagen hier in der Stadt angekommen; unser Gegner, die polonius'sche Familie, war schon zum Voraus hier und mein Vetter reitet auf seinem Roß wie der Wirbelwind umher, in welcher Absicht, wirst Du bald erfahren. Auch wir können Alle mit einander sagen: nous avons fait, monsieur, une belle campagne, oder „wir waren auf Reisen, mein Herr, um bei dieser traurigen Gelegenheit zu den größten Comödiendichtern Dänemarks und Frankreichs unsre Zuflucht zu nehmen. Die Leser der fliegenden Post lieben die Weitläufigkeit nicht; ich dagegen, ich finde das größte Behagen daran, wenn ich in schlechtem Humor bin; sie kommt mir wie ein Rocken vor, der schnurrt, wie ein Bach, der rieselt und durch sein einförmiges Geräusch die innere Unruhe dämpft. Ich könnte ein ganzes Buch davon schreiben, aber für dießmal will ich mich darauf beschränken, von meinem Vetter und seiner Liebesgeschichte zu sprechen.

Du mußt wissen, liebe fliegende Post, daß dieser Vetter, obwohl er bei seinem Eintritte in Amors Reich sich etwas verkehrt benahm, doch nichts weniger, als eine windige Person ist; er ist im Gegentheil ein sehr standhafter, rascher und bestimmter Mann. Sobald er aus deinen Blättern und meinen Briefen die Stimmung im

polonius'schen Hause erfahren hatte, nahm er mich als seine wachsame Patrouille in Eid und setzte ein Stelldichein im Anfang April hier in der Stadt fest. Ich habe einen Menschen in meinem Dienste, der verdient hätte, Kammerdiener bei Lovelace, Chevalier von Faublas oder einem andern solchen im Reiche der Intrike berühmten Helden, statt mein geringer Aufwärter zu sein. Dieses große Talent hat auf unschuldige Weise Alles erfahren, was hier und dort — das heißt: im Polonius'schen Hause hier und im Pfarrhause dort vorging.

Anfangs war Alles still, ja Herr Polonius war und ist mehr, als still; er ist noch ganz verblüfft von der jugendlichen Hitze, die ihn in seinen alten Tagen verführte, die Thorheit zu begehen, öffentlich den vertraulichen Brief seiner Schwestertochter, den er theils vergessen, theils nie ganz verstanden, drucken zu lassen. Diese Sünde bekommt er von seiner Frau jede Mahlzeit auf dem Teller; jeden Abend bildet sie den Text zur Gardinenpredigt. Dazu kommt seine Unruhe wegen dessen, was Clara, die er wirklich lieb hat, und Horazio, den er ehrt und fürchtet, sagen werden, wenn sie in diesem Sommer von England zurückkommen, wo sie ein ganzes Jahr gewesen. Darüber hat er einen solchen Haß auf die fliegende Post bekommen, daß ihm alles Fliegende ein Abscheu geworden. Er hat seine Tauben abgeschafft, er hat während der Abwesenheit seiner Frau ihren Kanarienvogel Hungers sterben lassen, ja er gebraucht nicht mal mehr das Wort f l i e g e n, sondern sagt von den Vögeln, sie s c h w e b e n. Dazu kommt, daß er seine Lydia vergißt, die ihn liebevoll pflegte und ihm aus dem Avis jedes Wort vom ersten bis zum letzten vorlas, so daß er oft seine Frau wegen des Gedankens schalt, Lydia wegzuschicken. Der Bräutigam, den er ihr bestimmt, war indeß ein täglicher Gast im Hause. Dieser Bräutigam ist, was Hoffmann den Don Ottavio in Don Juan nennt: „e i n z u c k e r s ü ß e s, g e l e c k t e s M ä n n c h e n," das

aussieht, als wäre es mit Thee und Zugwind aufgezogen und hätte seine Bildung aus einem Auszug des Conversationslexikons geschöpft. Inzwischen sollte nun Confirmation, Hochzeit, Confirmationskleider, Brautkleider, Aussteuer, Alles zu gleicher Zeit fertig werden. Frau Polonius war emsig damit beschäftigt und ungehalten darüber, daß sie, wie sie sich ausdrückte, „von schlechten Menschen genöthigt seien, ein solches Mädchen verheirathen zu müssen."

Im Pfarrhofe sah es indeß anders aus, als Frau Polonius dachte. Sie hatte Lydia ein paar älteren Pfarrersleuten anvertraut, welche keine Kinder hatten. Ein schlimmeres Kloster gibt es in unsern Zeiten nicht, als das, in welches sie ihre unglückliche Tochter eingemauert. Vier Stunden hinter einander mußte das arme Mädchen jeden Tag mit dem Pfarrer beten, was er Religion nannte, was jedoch dem Wasser näher war als dem Himmel und ohne alle Spur an Lydias Ohren vorüber ging. Praktischer dagegen waren die moralischen Betrachtungen, die harten Vorwürfe, womit er jeden Augenblick dem armen Mädchen den undankbaren Ungehorsam vorwarf, der die Tage ihrer Eltern verkürzte. In den langen Abenden, wenn er in der dunkeln verrauchten Wohnstube sich mit seiner Tabackspfeife in die Ofenecke setzte und die Frau bei einem matten Talglicht an dem Rocken saß, beide so stumm, daß man nichts als das Surren des Rockens hörte und die Wolken des Tabacks sah, war die an ganz Anderes gewöhnte Lydia der Verzweiflung nahe. So weit ging Alles nach der Berechnung der Frau Polonius; was sie jedoch nicht berechnet hatte, war der in der Nähe liegende Herrenhof und seine junge Welt, von welcher ein Junker und ein Fräulein beide wie Lydia vor Langeweile vergingen, woher es kam, daß der Erste sich in sie verliebte und die Letztere in dem hübschen Kopenhagener Mädchen eine gleichaltrige Freundin und Vertraute fand. Der Liebhaber machte kein

Glück bei Lydia, aber die Freundin desto mehr, und diese junge Dame war nun für die mütterlichen Absichten von Frau Polonius, was ein Flock Hühner für einen Blumengarten. Alle Romane, deutsch und dänisch, welche die Lesegesellschaften und Leihbibliotheken in einem Umkreise von zehn Meilen zieren, spucken in Fräulein Hedwigs Hirn und ihre heftigen Vorstellungen, dem Willen der tyrannischen Aeltern nicht nachzugeben, würden vielleicht raschen Eingang bei Lydia gefunden haben, wenn der Refrain nicht immer der gewesen, ihre geliebte Schwester zu werden und ihres Bruders schwärmerische Leidenschaft zu erhören. Diese Aeußerungen, die mit Liebkosungen, Thränen und Kniefall täglich die unglückliche Lydia bestürmten, waren doppelt auffallend in der Nähe des Bruders, der weit entfernt von aller Schwärmerei ganz Landjunker, ganz rothbackiger Jäger ist und Lydia auf eine sehr freie Art behandelte, seinen Arm um ihren Leib schlang, ihr seine Liebe mit Soldateneiden schwor und ihr eben so zuwider war, als der ihr bestimmte Bräutigam mit seinen häufigen und süßlichen Briefen.

Mein Vetter war indessen angekommen. Ich hatte meinen Plan gefaßt und mit Empfehlungen an den Vater des hoffnungsvollen Geschwisterpaares, den Gutsbesitzer, reisten wir nach dem Herrensitze hinaus und wurden ohne Schwierigkeit am folgenden Tage im Hause des Pfarrers vorgestellt. Es war auch nicht schwer für uns, Lydia zu sprechen und eben so leicht merkten wir, daß die Seele des guten, unverstellten Mädchens von streitenden Gefühlen zerrissen war, nemlich der Zuneigung für meinen Vetter und der Gewissensangst, gegen ihre Pflichten als Tochter zu fehlen. Mein Vetter bat sie, fest auf ihrer Weigerung zu beharren und ihm zu gestatten, den verhaßten Bräutigam herauszufordern und ihn zum Rücktritt zu nöthigen. Aber dieser Vorschlag ängstigte sie und es war unmöglich, irgend ein Abkommen mit ihr zu treffen. Sie war ganz niedergeschlagen und unentschlos-

sen; nur bei Fräulein Hedwig schien sie Sprache und Bewegung zu haben und je näher der Confirmations- und Verlobungstag kam, desto mehr schienen die beiden Mädchen mit einander zu verabreden zu haben.

Erst am Vorabende kamen Herr und Frau Polonius in Begleitung des künftigen Schwiegersohnes an. Mein Vetter und ich verabredeten, einen entscheidenden Schlag zu machen. Wir fanden uns in der Kirche ein und trotz seiner eigenen Worte sah Ferdinand (so heißt er) seine Lydia „als Confirmandin in der Kirche“ unter den Bauerkindern, welche in frühster Jugend confirmirt werden, wie einen Weidenbaum in einem Erlengebüsche stehen. Als die Feierlichkeit vorüber war, stieg Lydia mit ihren Aeltern und der Pfarrersfrau in Polonius Wiener Wagen, um standesgemäß die wenigen Schritte von der Kirche zum Pfarrhofe zu fahren. Mein Vetter und ich faßten nun den Bräutigam im Fluge und Ferdinand sagte zu ihm: „Mein Herr, ich bin der Lieutnant so und so; ich weiß nicht, ob Sie davon unterrichtet sind, daß ich mit vielleicht zu großer Oeffentlichkeit um Fräulein Lydia gefreit?“ — „Ja,“ antwortete der zierliche Mann: „ich habe die Ehre . . . . ich weiß es —“ und sich fassend, so viel er konnte, fügte er hinzu: „es war nicht schön von Ihnen, Herr Lieutnant, eine achtungswerthe Familie und ein unbesonnenes Mädchen zu prostituiren. Ich habe mich jedoch darüber hinausgesetzt und werde . . . . .“ Ferdinand unterbrach ihn: „Wenn die Familie prostituirt ist, so ist es nicht *meine* Schuld, aber davon ist nicht die Rede. Ich liebe das Mädchen und ertrage es nicht, daß man sie mir ohne Weiteres raube, namentlich da ich Grund habe zu glauben, daß sie gegen ihren Willen Ihnen ihre Hand gibt. Ich weiß, Ihr Verlöbniß wird heute stattfinden und die Hochzeit in acht Tagen, aber von der Verlobung bis zur Hochzeit ist doch noch ein großer Sprung und ich bitte Sie hiemit gefälligst morgen früh auf Leben und Tod bei dem öden Waldhaus zu er-

scheinen und die Waffen zwischen uns entscheiden zu lassen. Des Stärkeren Recht ist es ja ohnedieß, dessen man sich in dieser Sache bedient hat." — Daß ich das Gesicht zu zeichnen vermöchte, das der arme Mann machte! Er murmelte einige Worte, die niemand von uns verstand. Ferdinand fuhr fort: „Ich weiß wohl, daß Sie nicht eigentlich Militär sind und mir ein Duell abschlagen können, aber Sie wissen selbst, daß das Glück Ihrer Zukunft von Ihrem Onkel abhängt, der ein ausgezeichneter braver Militär ist, und was seine Meinung in dieser Sache sein wird, das hat er in seinen eigenen Handlungen bethätigt." — Ich trat nun als Friedensmäckler auf und es wurde entschieden, daß der Bräutigam uns selbst bei Lydia und ihren Eltern einführen und bestimmt verlangen solle, daß sie in Gegenwart Aller erkläre, ob sie ihm freiwillig ihr Ja gegeben. Ich konnte mich kaum vor Lachen halten, als wir, mit diesem Bräutigam (den wir der Kürze halber Ottavio nennen wollen) zwischen uns, in das Zimmer des Pfarrers zu Herrn und Frau Polonius traten.

Die unheilschwangeren Blicke, welche diese Letztere schon in der Kirche uns zuwarf, trafen uns nun wie ein Blitz. Ich nahm das Wort, und so feierlich und bescheiden als möglich entschuldigte ich unsere Zudringlichkeit und sagte, daß Herr Ottavio und mein Vetter, die Beide um Fräulein Lydia gefreit, es als für die Ruhe Beider nothwendig wünschen, daß sie in Gegenwart ihrer Aeltern und der Pfarrleute erkläre, ob sie Herrn Ottavio freiwillig zu ihrem Gatten gewählt. Mit zornigen Blicken wandten sich die Aeltern an Ottavio; er räusperte sich, rieb die Hände, beugte sich tief und sagte: „Ich bitte tausend Mal um Vergebung, aber ich denke wirklich allzu reell, um das Fräulein zu zwingen, meine Frau zu werden, und glaube überzeugt sein zu dürfen, daß meine Liebe und meine vielen Briefe nicht ohne Wirkung gewesen..."

Frau Polonius unterbrach ihn und sagte: „Wo bleibt nur Lydia?“ Sie wollte aus dem Zimmer eilen, die Pfarrersfrau hielt sie wohlwollend zurück und sagte: „Ich werde sie holen; sie bat mich, sich etwas in der Einsamkeit fassen zu dürfen, das war ja ganz billig; nun werde ich aber sogleich mit ihr kommen.“ Sie ging und blieb ziemlich lange fort; endlich kam sie durch eine andere Thüre zurück, welche sie offen stehen ließ und sagte vergnügt: „Ich gehe auf und ab und suche Fräulein Lydia, und da sitzt sie im Gartenzimmer.“ Wir gingen Alle hinein; mitten im Zimmer war ein zierlich mit Blumen geschmückter Tisch; in einer Ecke saß Lydia in ihrem ganzen Confirmationsschmuck, den Shawl über den Kopf geworfen, daß er das ganze Gesicht bedeckte und tief auf den Boden herabhing. Mein Vetter näherte sich bescheiden und sagte innig bewegt: „Liebe Lydia! Sie wissen, ich liebe Sie, und obwohl ich hiermit erkläre, daß Sie mir nie das geringste Zeichen von Gegenliebe gegeben, kann ich mich doch nicht beruhigen oder Sie verlassen, ehe Sie hier in Gegenwart Ihrer Aeltern und der übrigen Personen erklärt haben, daß Sie ohne Zwang, frei und offenen Herzens Herrn Ottavio Ihre Hand geben. Ich beschwöre Sie im Namen der Wahrheit bei Allem, was heilig ist, ihm und mir diese Erklärung nicht zu verweigern.“ Kein Wort, nicht das mindeste Zeichen verrieth, daß Lydia hörte, was er sagte. Nun trat Herr Ottavio vor und sagte: „Fräulein! ich glaube dieses Schweigen zu meinem Vortheil deuten zu dürfen. Beehren Sie mich mit der Erklärung Ihrer Liebe zu mir, die meine glühenden Blicke und Briefe gewiß verdient hat.“ Als Lydia noch nichts antwortete, eilte Frau Polonius zu ihr hin und riß ihr den Shawl vom Kopf, und — o Schrecken! — nicht Lydia, sondern Fräulein Hedwigs jüngster Bruder, ein wilder Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren sprang mit lautem Hurrahgeschrei in die Höhe und fuhr mit Schreien und Lachen im Zimmer umher, lief an den Tisch, daß Glas und Blumen klirrend

zu Boden flogen, und während dieser Cavalcade riß er das schöne Seidenkleid und alle übrige Herrlichkeit ab, warf es auf den Boden, sprang darauf und durch die Gartenthüre hinaus, indem er rief: „Fräulein Lydia können Sie lange suchen."

Wir standen Alle wie versteinert da. Frau Polonius und die Pfarrerin waren bereits im Hause umhergelaufen und kamen athemlos schreiend zurück: „Lydia ist todt, sie ist nirgends zu finden." Wir liefen nun Alle jedes nach einer andern Seite, kamen jedoch unverrichteter Dinge zurück. Es war, als ob die gemeinschaftliche Sorge unsere gegenseitige Freundschaft zum Schweigen gebracht. Natürlicherweise führte unser erster Gang nach dem Herrenhof. Der älteste Junker und das Fräulein waren nach der nächsten Stadt gegangen, unsere Tante zu besuchen, man erwartete sie jedoch vor Abend zu Hause. Von dem jüngsten Eulenspiegel war nichts herauszubringen, als daß die Verkleidung ein Scherz gewesen, den ihm seine Schwester vorgeschlagen und mehrere Tage vorher mit ihm verabredet hatte. Gegen Abend kam Hedwig und der älteste Bruder zurück. Sie wußten von nichts. Hedwig sagte, sie habe nach der Kirche Lydia auf ihrem Zimmer besucht, ihr geholfen, sich in eine häuslichere Tracht zu kleiden, und war sogleich darauf nach der Stadt gefahren. Sie stellten sich sehr erschrocken über Lydia's Ausbleiben. Abends ging ich wieder nach dem Pfarrhof. Herr Ottavio nahm mich auf die Seite und sagte: „Es scheint wirklich, daß meine Braut fortgelaufen!" — „Ja, ich glaube auch!" — „Kann nun," fuhr er fort, „mein Onkel oder irgend Jemand mir verdenken, wenn ich Herrn Polonius sein Wort zurückgebe?" — „Nein," rief ich vergnügt, „Sie thun wohl daran." — „Ja," sagte er, „ich sage das zu Ihnen, da Sie ein cultivirter Mensch sind, denn ich will mit Niemanden hier etwas zu schaffen haben; ich möchte die Sache lieber schriftlich abmachen, dann bin ich frei von aller Unannehmlichkeit, — mit dem

Einen und Andern." Und wirklich kam sein Diener nach Verlauf von einer Stunde und brachte Herrn Polonius einen Zettel, mit einer förmlichen Verzichtung auf alle Forderungen seiner Tochter, und mit dem Bescheid, daß er bereit stehe, nach Kopenhagen zu reisen. Nach einigen Tagen reisten Herr und Frau Polonius auch wirklich ab, nachdem alle Nachforschungen nach Lydia vergeblich gewesen. Mein Vetter und ich durchstreiften die Gegend nun noch einige Zeit ohne weiteren Nutzen. Es war, als ob das Mädchen, wie Iphigenie, von der Göttin Diana davongetragen worden; aber statt daß sie damals eine weiße Hindin substituirt, schien sie diesmal uns durch einen jungen Geisbock an der Prinzessin Statt gefoppt zu haben.

Endlich kam ich auf den Gedanken, daß Lydia sich vielleicht hier in Kopenhagen verborgen. Ferdinand schien eine Ahnung, das Gegentheil zu sagen. Wir trennten uns deßhalb, er reiste im Lande umher, ich zog hierher, und habe nun seit vierzehn Tagen alle Mittel aufgewendet, der Verschwundenen auf die Spur zu kommen. Von meinem Vetter habe ich nichts gehört; von dem Poloniusschen Hause dagegen, mit Hülfe meines oben erwähnten Spiones, die greulichsten Dinge, denen ich weit entfernt bin, Glauben zu schenken. Indessen weiß ich keinen bessern Rath, als unsere Sache den Händen der fliegenden Post anzuvertrauen, und hoffe, daß Ihre Blätter, die so weit umher fliegen, diese Linien Lydia zu Gesichte bringen werden, und in dieser Erwartung beschwöre ich diese junge Dame, wie es früher mein Vetter machte, mir, als ihrem aufrichtigen und stummen Freunde, Nachricht von ihrem Aufenthaltsorte zu geben. Sollte auch, wie ich durchaus nicht glaube, etwas Wahres an den Neuigkeiten sein, die ich von dem Hause ihrer Aeltern erfahren, so bitte ich sie, doch die Theilnahme eines Freundes nicht zu verschmähen, und überdies zu bedenken, daß ihr Vetter Horazio jeden Tag hier erwartet werden kann, daß ich ferner verspreche, wenn sie es wünscht, ihm und seiner Frau sogleich Nachricht

von ihrer lieben Lydia zu geben, die eine Stütze und Zuflucht bei diesen Freunden niemals missen wird, und daß sie unter allen Umständen einen bereitwilligen und brüderlichen Freund finden wird in

Laertes.

Zweiter Brief.

Vom Lieutenant an die Redaktion der fliegenden Post.

Kopenhagen, den 14. Juli 1827.

Mein Herr!

Wenn Sie bisweilen Ihre Gedanken bei dem Geliebten Lydia's weilen ließen, der im Winter seine Zuflucht zu Ihnen und Ihrem Blatte nahm, so muß ich befürchten, daß es Sie verdrießt, seine Angelegenheiten Ihren Lesern vor Augen gelegt zu haben, und daß Sie ihn für undankbar halten, wenn er gesteht, schon vor sechs Wochen im Stande gewesen zu sein, Sie von dem Ausgang seiner einfachen Erlebnisse zu unterrichten, die einzige Art, wie er seine Erkenntlichkeit gegen Sie und Ihre Leser an den Tag legen kann, die ihm ihre Theilnahme gewidmet. Diese Schuld, bitte ich Sie nun, bezahlen zu dürfen. Doch halte ich es nicht für unpassend, erst folgende Bemerkungen vorauszuschicken.

Ich weiß, daß die unbedeutenden Ereignisse, welche in diesen Blättern durch die vorangegangenen Briefe mitgetheilt sind, von den Meisten für einen Roman gehalten

werden. Wirklich! wenn es ein Roman wäre, so müßte man ihn mit Recht schlecht nennen. Nein, dieser Blätter einziger Vorzug ist die Wahrheit, die — nach meiner Meinung — aus ihnen leuchtet. Und unbegreiflich ist es mir, wie Jemand, z. B. in Clara's Bekenntnissen, die Ergießungen eines weiblichen Herzens vor einer vertrauten Freundin verkennen kann. Wer würde mit dieser Einfachheit dichten, sich in erdichteten Dingen mit solcher Wahrheit ausdrücken, in einen Roman diese häuslichen Details mischen, die jeden Unbetheiligten nur langweilen müssen? — Allerdings ist dieses Bekenntniß nicht dazu gemacht, veröffentlicht zu werden, und ebenso gewiß hat die Verfasserin desselben, weit entfernt, zu wünschen oder zu vermuthen, daß dieß geschehen würde, die Geschichte ihres eigenen Herzens gebeichtet. Freilich muß es Jedem wunderlich erscheinen daß manche von den Personen, welche in diesen Briefen vorkommen, sich hier in der Stadt aufhalten, in der Gesellschaft leben, sich gewöhnlich an öffentlichen Orten zeigen, und daß doch ungemein wenige Menschen sich träumen lassen, sie von anderswo, als aus diesen Blättern kennen zu lernen. Nicht ohne Grund wagte ich deßhalb in meinem ersten Briefe zu sagen: „ich halte meinen Schleier als Anonymus für undurchdringlich." Ein kleines Wort, ein unbedeutender Umstand ist der Schlüssel zu dem ganzen Geheimnisse, und mein Vetter ist ein so vortrefflicher Diplomat, daß Sie selbst, Herr Redakteur, ungeachtet Sie die wirklichen Namen vor Augen hatten, doch ohne diesen Schlüssel nicht vollkommen unsere Chiffreschrift zu lesen vermögen. Und nun beginne ich meine Erzählung, wo mein Freund und Vetter sie schloß.

Drei Wochen lang suchte ich meine verschwundene Lydia mit einer Unruhe, einem Eifer, die sich Jedermann vorstellen kann; jede Spur war verschwunden. Endlich erinnerte ich mich, daß mein Vetter und ich, während unseres Aufenthaltes auf dem Herrenhof, im Garten einen

Brief von Fräulein Hedwig an Lydia gefunden. Wir lasen ihn, lachten über ihren hochtrabenden Styl, und ich nahm ihn zu mir, um ihn Lydia zurückzugeben, was ich jedoch vergessen. Da es nun oft geschieht, daß man in unruhigen Stunden einen Ruhepunkt für seine irrenden Gedanken sucht, kam ich darauf, in diesem Brief nach einer möglichen Aufklärung zu forschen. Und wirklich, ich glaubte eine Spur in folgenden Worten zu finden:

„Madame Rosen, von der benachbarten Handelsstadt, war heute Vormittag in derselben Absicht hier, nämlich die Mutter zu bitten, ihr ein Nähmädchen zu recommandiren, das ihrer Tochter bei der übermäßig eleganten Aussteuer helfen könnte. Ich dachte daran, wie gut Du die Frau leiden magst, die ich nicht ausstehen kann, und wie Du wünschtest, ein Nähmädchen zu werden, wie sie es haben muß. Es war ein unbesonnener Wunsch. Du solltest Dich in ihre Einsiedlerwohnung begraben können, wohin nie Jemand kömmt, namentlich jetzt, da der Schwiegersohn weggereist ist, der so eifersüchtig ist! Nein, meine geliebte Lydia, Du sollst wie eine Sonne in meines Bruders prächtigem Rittersaale glänzen! Du sollst blühen, wie eine Rose ...“ u. s. w. u. s. w.

Madame Rosen in der nächsten Stadt! eine Dame, zu der kein Mensch kömmt! die Lydia leiden mag!... War das nicht möglich?... Im nächsten Augenblicke saß ich zu Pferde und galoppirte nach der Stadt, wo ich endlich das vor der Stadt liegende kleine, freundliche Haus von Madame Rosen erfragte. Nachdem ich lange geklopft, kam endlich ein junges Frauenzimmer und ließ mich ein, indem sie versicherte, daß ihre Mutter nicht zu Hause sei. Ich nannte meinen Namen und fragte, ob Lydia sich nicht dort im Hause aufhalte, und meine Unruhe, mein Kummer müssen bei dem gutmüthigen Fräulein Rosen für mich gesprochen haben; sie betrachtete mich stumm, schien sich zu bedenken und sagte dann: „Können

Sie einen Augenblick hier warten?“ Sie verließ mich, kam sogleich wieder, bat mich, ihr zu folgen und führte mich durch einen Gang, über den Hof, die Treppe hinauf, nach einem abgelegenen Zimmer, dessen Thüre sie öffnete, und ging fort. Mit klopfendem Herzen trat ich ein und plötzlich stand Lydia vor mir, ganz wie ich sie zum ersten Male gesehen, in einem gestickten Shawl, mit einem kleinen Kinde auf dem Arme. Sie reichte mir die Hand, brach in Thränen aus und sagte: „Ich danke Ihnen! Sie suchen mich armes, verlassenes, verstoßenes Kind auf.“ Es dauerte einige Minuten, ehe wir uns beiderseits fassen konnten. Endlich fragte ich: „Wem gehört dies Kind?“ — „Mir,“ antwortete sie. — Es war, als ob ein Dolch durch meine Brust zuckte. Sie fuhr ruhig fort: „Es hat Niemand in der Welt, als mich; es fiel in meine Hände; ich weiß nicht, wem es gehört.“ Ich athmete wieder, und nun erzählte sie, was ich vergeblich mit der Naivetät wiederzugeben versuchen würde, mit der es von ihren Lippen tönte. — Lange, sagte sie, hatte Fräulein Hedwig sie überreden wollen, zu fliehen und sich bei einer Tante zu verbergen, welche diese in der Stadt hatte, und von deren Theilnahme für Lydia sie immer sprach. Nach der Confirmation kam sie zu Lydia auf ihr Zimmer und sagte, der Wagen halte am Ende des Gartens, um sie Beide zu dieser Tante zu bringen, die Lydia mit offenen Armen aufnehmen würde.

Das arme Mädchen, von Angst vor der gezwungenen Verlobung gepeinigt, welche ihre Aeltern noch am selben Mittage feiern wollten, unentschlossen, zerrissen von streitenden Gefühlen, ließ sich von Fräulein Hedwig entführen, setzte sich zu ihr in den Wagen und fuhr fort, ehe sie sich recht hatte besinnen können. Am Eingang zum Walde hielt der Wagen, und der hoffnungsvolle älteste Junker sprang hinein, worauf die Reise fortgesetzt wurde. Unterwegs jedoch begannen nun diese Geschwister Lydia mit Bitten und Drohungen zu bestürmen, um sie zu vermögen,

sich mit dem Junker sogleich zu verloben. Sie behaupteten, die Einwilligung ihrer Aeltern zu Allem, was sie in dieser Sache thun würden, zu besitzen, Alles sei mit der Tante verabredet und ein Geistlicher bereit, um noch am selben Abende das junge Paar zu verbinden. Lydia weigerte sich standhaft; es kam zum Streite und förmlichen Freundschaftsbruch, der damit endete, daß Lydia aus dem Wagen stieg und ohne Weiteres von den Andern verlassen wurde.

Das arme Mädchen befand sich nun ganz allein, losgerissen von Verwandten und Freunden unter Gottes freiem Himmel, ohne Heimath und Zuflucht. Mit ihrem kleinen Bündel unter dem Arme, eilte sie durch den Wald und setzte sich müde und traurig auf einen Baumstamm an der Landstraße, wo sich mehrere Wege kreuzten, ungewiß, welchem von diesen sie folgen sollte. Zurück zu ihren Aeltern wagte sie nicht zu gehen. Natürlich fielen ihre Gedanken auf diese Madame Rosen, die so oft der Gegenstand des Gespräches für sie und Hedwig gewesen. Sie sah es als eine gute Eingebung an, daß sie ihre Zuflucht zu dieser rechtschaffenen und frommen Frau nehmen sollte, die ihr so oft Aufmerksamkeit gezeigt. Während sie sich in diesem Vorsatz bestärkte, hörte sie hinter sich ein abscheuliches Schreien, fühlte sich am Arme ergriffen, und als sie den Kopf drehte, begegnete ihrem erschrockenen Auge ein häßlich verzogenes Gesicht, das sie mit wahnwitzigem Lächeln anstierte und sagte: „Ich kenne Euch wohl, Frau, ich sah Euch, als Ihr aus dem Wagen stieget. — Da habt Ihr Euren Jungen! ich glaubte, es sei m e i n Kind, denn so lag es damals in der Wiege . . . hu! hu! . . . Ich habe dem Pferde das Kind gelobt, daß es mir meinen Geliebten wiederbringe, den es mir genommen, aber ich darf nicht! denn ich glaube, sie sind mir auf der Spur, sie . . . Du weißt doch; nimm Dich in Acht! Laß nicht Blut in die Grube kommen! Es ist hart, sich den Kopf abhauen zu lassen,

wie sie mir gethan, und zu gehen, wie ich gehe. Ich hab' es so fest gemacht, als ich konnte; hu! hu!"... Während dieser Worte, die Lydia beinahe vor Schreck vergehen machten, legte das wahnwitzige Mädchen ein in einen Wiegenteppich gewickeltes Kind auf die Erde und eilte heulend in den Wald. — Lydia nahm es rasch auf und lief aus allen Kräften den Weg entlang, glücklich, es gerettet zu haben. Es weinte. Sie lüftete den Teppich und betrachtete das Kind. Es war ein ganz kleines, ungemein hübsches Kind. Das arme Mädchen benetzte es mit Thränen, und verging beinahe vor Angst und Unentschlossenheit. Die Nacht brach ein. Sie zitterte davor, dieser Wahnwitzigen wieder zu begegnen. Sie rief alle guten Mächte des Himmels an, faßte endlich Muth und beschloß, ihren Vorsatz auszuführen, und Zuflucht bei Madame Rosen zu suchen, was frelich in dieser neuen, unschuldigsten, und doch verdächtigsten von aller Begleitung doppelt schwierig war. Erst spät am Abend erreichte sie den ersehnten Hafen, wo sie das Vertrauen und die gute Aufnahme fand, die sie gehofft. Man räumte ihr ein abgelegenes Zimmer ein, und beschloß, bis man nach reiflicher Ueberlegung seine Verhaltungsmaßregeln getroffen, ihre Nähe vor Allen geheim zu halten, mit Ausnahme der treuen, alten Person, welche das ganze Dienstpersonal des Hauses bildete.

Nach Verlauf von einigen Tagen beschloß Frau Rosen, vereint mit Lydia, die Eltern der letzteren von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Der Brief war bereits mehre Tage alt, als Herr und Frau Polonius bei ihrer Zurückkunft nach Kopenhagen ihn vorfanden und in der ersten Hitze antworteten, daß sie nie mehr von einer Tochter hören wollten, die am Confirmationstag ihren Eltern davon gelaufen und mit einem Kind auf dem Arme bei fremden Leuten angekommen. —

Als die arme Lydia an diese Stelle ihrer Erzählung gekommen, überließ sie sich dem heftigsten Schmerze. Ich

tröstete sie mit der Ueberzeugung, die ich wirklich besaß, daß sie namentlich ihr Vater herzlich lieb habe, trotz alle dem, was vorgegangen; davon zeuge sein Schmerz, dessen Zeuge ich an dem Tage gewesen, als sie verschwunden. Aber was ich hier aufbaute, stürzte ich unbewußt wieder zusammen, als ich der Maskerade erwähnte, welche der kleine Junker sich bei dieser Gelegenheit erlaubt. Beinahe verzweifelt rief Lydia: „Gott! ist es möglich! nein, nun können mir meine Eltern nicht wieder vergeben! welch' abscheulicher Scherz! welch' rasender Einfall der häßlichen Hedwig! Konnte Sie mir etwas derart zutrauen? Und war doch so gut, mich aufzusuchen? — Meiner Lydia schöne, reine Seele entzückte mich; ihre Versicherung, nie ihre kleine Pflegetochter verlassen zu wollen, es sei denn, daß sie sie ihren eigenen Verwandten zurückgeben könnte, vermehrte meine Achtung vor ihr. „Lassen Sie uns dieses verlassenen Kindes Vater und Mutter sein," sagte ich: „Geben Sie mir Ihre Hand, geliebte Lydia, und lassen Sie uns als Gatten vor Ihre Eltern treten und aller Nachrede den Mund verbinden." — Lydia war gerührt, sie gestand, daß sie mich liebe, schlug mir jedoch aufs bestimmteste ab, ohne die Einwilligung ihrer Eltern mir zum Altare zu folgen.

Ich blieb beständig in der Nähe Lydias und sah sie täglich. Eine innige Freundschaft verband sie jeden Tag enger mit der Tochter des Hauses. Die jungen Mädchen arbeiteten zusammen, lasen zusammen, sangen mit einander, pflegten und versorgten das kleine Kind, das Lydia mit größter Aufopferung und Hingebung aufzog. Sie sagte einmal: „Auf ihrem Zeug stand ein J; ich nenne sie Isidora, nach einer kleinen verstorbenen Cousine, die ich sehr lieb hatte."

So waren ungefähr drei Wochen verflossen, als Lydia zu Madame Rosen kam. Aus Furcht vor falschem Urtheil und Mißdeutungen, wie aus Sorge für Lydias guten Ruf hatte diese gute Frau sich nicht entschließen

können, einen Schritt zu thun, der auf die Spur der Eltern des Kindes führte, die aller Wahrscheinlichkeit nach es nur durch einen unglücklichen Zufall verloren und es nicht absichtlich weggegeben. Daß etwas derart doch geschehen müßte, sahen wir alle ein.

Kaum acht Tage waren verflossen, seit ich Lydia wieder gesehen, als ich zufällig, während Lydia und Fräulein Rosen in einem andern Theile des Zimmers beschäftigt waren, an der Wiege des Kindes saß und es mit Wohlgefallen betrachtete. Es schlug im selben Momente seine Augen auf und wie frappirte mich die Aehnlichkeit mit Lydia! Diese ungewöhnlich dunkeln Augen, dieser eigenthümliche Ausdruck derselben, dieser merkwürdige Mund, es war Alles ganz wie bei ihr! So originelle Familienzüge, daß sie selbst bei einem kleinen Kinde zu erkennen waren! „Ich träume," sagte ich zu mir selbst: „Es ist eine Verblendung, ein Spiel meiner Phantasie," aber beständig müßte ich meine Augen auf das kleine Mädchen richten und beständig wurde ich von demselben Anblick durchbohrt. Es war Abend, ich ging sogleich nach Hause und nach einer schlaflosen Nacht, in der ich mir bitter meinen unwürdigen Mangel an felsenfestem Vertrauen auf die Geliebte vorwarf, schwang ich mich beim Grauen des Morgens auf mein Pferd und da ich mich erinnerte, daß am selben Tage das Fest der Einweihung der Akademie Sorö war, ritt ich dorthin, um bei diesem feierlichen Akte das kleine Kindergesicht zu vergessen, das beständig vor meiner Phantasie schwebte. Und wirklich, meine kleinlichen Gedanken, meine eifersüchtigen Plagegeister flogen wie Nachteulen beim Anbruch des Tages davon, als ich in die an alten Erinnerungen so reiche Kirche trät und im Glanze der Herrlichkeit der Jetztzeit, in Gegenwart des Königs ein Werk für die Nachwelt einweihen sah.

Gegen Abend wünschte ich, ehe ich mich auf den Heimweg begab, allein in die Kirche gehen zu können,

wo Absalon und Holberg ruhen, und mich dort ungestört meinen Betrachtungen zu überlassen. Ich fand die Kirche offen und ging ungehindert hinein. Mit Andacht und erhebenden Gedanken nahte ich den heiligen Ruhestätten, welche in dieser Kirche die Gebeine derer einschließen, die auf so verschiedene Art heute noch den Stolz und Ruhm der Nation bilden, und mit Freuden fühlte ich, wie sich der Aufruhr in meinem Herzen legte. Ich lehnte mich an die Gitterthüre von Holbergs Grab; mich den Gedanken an meine eigenen Angelegenheiten überlassend, verlor ich mich ganz in geistiger Betrachtung des reinen Wesens meiner Lydia und in dem Gefühle der Veredlung, welche meine Liebe aus den jüngsten Ereignissen geschöpft, als mich ein unerwarteter Anblick aus meinen Träumen weckte. Den langen Kirchengang hinab schritten ein paar Leute, ein Herr und eine Dame, deren Aeußeres mir auffallend war und ein Echo der Gedanken zu bilden schienen, die mich den ganzen Tag umschwebt hatten. Sie waren wie Schatten einer verschwundenen Zeit, wie ein derber und edler Ritter der Vorzeit, begleitet von einer schönen Jungfrau, die unter ihrer irdischen Gestalt ihr ätherisches Wesen nicht zu bergen vermag, so leicht schwebte sie über den Kirchenboden, so ganz paßte auf sie der Ausdruck des sinesischen Romans: „Ihre Glieder waren wie aus den weißen Nebeln der Berge gebildet.“ — Sie näherten sich und die junge Dame trat zu dem Orte, wo ich stand und sah in die kleine Kapelle Holbergs, so daß sie ihr Antlitz ganz nahe an das Gitter drückte, als wollte sie mit ihrem Athem die Luft um diesen heiligen Staub erwärmen. Sie wandte dann ihr Gesicht nach mir und . . . o Himmel! Es waren wieder diese Augen, deren dunkler Glanz meine Seele erleuchtete; es war wieder dieser kleine raphaelische Mund. So verschieden im Ausdruck und doch so ähnlich Lydia und dem kleinen Kinde! Erschrocken sagte ich zu mir selbst: „Ich muß verrückt sein! ich muß eine Gehirnkrankheit haben, die meine Au-

gen stets dasselbe Bild sehen läßt, das nur in meiner kranken Phantasie existirt."

So von meinen Gedanken überwältigt, hatte ich nur dunkel bemerkt, daß verschiedene Umstände andeuteten, es werde eine neue Festlichkeit in der Kirche vorgehen. Es trat ein Paar geschmückter Damen ein und hinter ihnen wurde ein neugebornes Kind getragen. Der Herr und die Dame, von denen ich gesprochen, wandten sich, wie ich, an den Kirchendiener und erfuhren von ihm, daß es das Kind eines Professors sei, das zur Taufe getragen werde. — „Eine Kindtaufe in der Kirche um diese Abendstunde?" fragte der fremde Herr. „Ja. Sie müssen wissen," antwortete der Kirchendiener, „daß dieses Kind in einer glücklichen Stunde geboren wurde, nämlich diesen Morgen, als die Einweihung beginnen sollte, und deßhalb stehen Seine Majestät der König selbst Gevatter und es soll die Ehre haben, seinen Namen zu tragen." Meine Augen fielen auf die junge Dame, sie war todtenbleich und zitterte. Ihr Begleiter schlang seinen Arm um sie und führte sie nach einem entfernten Winkel der Kirche, wo sie sich beide setzten. Es war mir unmöglich zurückzubleiben und unbemerkt setzte ich mich hinter sie. Ich hörte die Dame in den ergreifendsten Tönen klagen und den Mann ihr zureden und sie trösten, aber ich konnte ihre leisen Worte nicht zusammenbringen. Endlich hörte ich sie sagen: „In einer glücklichen Stunde geboren! Doch diese Worte sagtest auch Du, als meine arme kleine Isidora am ersten Frühlingstage geboren wurde. In einen solchen Mantel, wie dieses Kind, war sie auf der Reise eingehüllt, als ich sie zum letzten Male sah. O, daß sie hier begraben läge!" — „Wie, meine Clara!" rief der Mann: „Du wünschest unserem Kinde den Tod?" — Clara? — Isidora? — Ich lauschte mit größter Anstrengung. „Ja," antwortete die Dame, „das wünsche ich. Läge sie doch hier in dieser Kirche, wie eine kleine Blume am Fuße dieser berühmten Gräber, so ginge

ich getröstet von hinnen. Aber nun, wo sollen sie unsere Gedanken suchen? Vielleicht auf dem Arme einer Bettlerin, aufgewachsen in Mangel und Laster."

Jedermann kann sich meine Freude und Verwunderung denken. Beinahe außer mir, rief ich: „Horatio und Clara! Das ist ihr Kind!" — — — Das Uebrige läßt sich leicht ahnen, aber unmöglich beschreiben: das Entzücken der Eltern, ihre Zusammenkunft mit Lydia, zu der wir eilten, so rasch ihre Pferde und das meine laufen konnten. Die gute Madame Rosen und ihre Tochter ließen unter diesen Umständen mit Freuden ihre liebe Lydia ziehen. Spät in der Nacht kamen wir alle vier auf dem Landhause an, wo Horazio sich bei einem alten Bekannten aufhielt und kaum waren wir dort, als Clara's Kammermädchen und eine Bauersfrau hereinstürzten und in Thränen schwimmend Lydias Kleider und Hände küßten. Diese treuen Menschen warfen sich selbst das Unglück ihrer Herrschaft vor. Am selben Tage nämlich, als Lydia confirmirt wurde, war die Familie auf ihrer Reise nach Kopenhagen in einem Wirthshause angekommen. Horazio und seine Frau waren sogleich weggegangen, um einen Freund zu besuchen, der in der Nähe wohnte; ihr älteres Kind, ein dreijähriger Knabe, war in Begleitung eines Dieners mitgegangen. Die kleine Isidora (wie Lydia sie mit prophetischem Geiste genannt hatte) blieb im Wirthshause mit den beiden genannten Frauen zurück; das Bauermädchen, das sie bewachte, war sehr einfältig und schläfrig. Sie saß in einem Zimmer bei dem Kinde, das in seiner Wiege schlief und da sie selbst vom Reisen müde war, setzte sie sich neben ein Bette, legte den Kopf darauf und schlief ein. Das Kammermädchen, das in einem andern Zimmer mit der Umpackung eines Koffers beschäftigt war, kam herein, sah das Kind und die Aufwärterin schlafen, hatte die Vorsicht, die Thüre in's Schloß zu legen und ging darauf wieder an ihre Arbeit. Erst einige Stunden spä-

ter vermißte man das Kind. Die äußerste Thüre war geschlossen, es war verschwunden. Die Eltern kamen zurück. Das ganze Haus war in Aufruhr. Die Leute im Wirthshause hegten sogleich Argwohn gegen das wahnsinnige Mädchen, das sich täglich in der Gegend umtrieb und schon früher in die Fenster, freilich nur im Stalle, gestiegen war. Das Zimmer, wo das Kind geschlafen, lag nicht hoch und ein Fenster war offen gestanden. Man sandte Boten nach allen Richtungen aus; am nächsten Morgen fand man die Wahnsinnige todt im Stalle und wie man sah, von einem Pferde erschlagen, unter welchem sie lag und das sie wahrscheinlich durch ihre furchtbare Nähe erschreckt hatte. Auch hierher war sie durch ein Fenster gekommen, denn die Stallthüren waren geschlossen. Man erzählte, daß die Unglückliche ein des Kindsmordes beschuldigtes Frauenzimmer sei, das lange im Gefängnisse gesessen und dort allen Verstand verloren.

Nur unter der Hand hatten die betrübten Eltern gewagt, Nachforschungen nach ihrem Kinde anzustellen, da die Obrigkeiten der Umgegend, denen sie von diesem Ereigniß Mittheilung gemacht, dies so wünschten, und meinten, daß sie durch Bekanntmachungen in öffentlichen Zeitungen, Aussetzung von Belohnungen und dergleichen die Gefahr für das Kind vergrößern würden, da es leicht Betrügern Veranlassung geben könnte, nach einiger Zeit ihnen ein fremdes zu bringen und dadurch sich Vortheile zuzuwenden. Sie konnten indeß, noch immer an der schwachen Hoffnung hängend, sich nicht entschließen, ihre Reise fortzusetzen.

Ein paar Tage wollte Horazio, daß seine Frau nach so manchen Leiden ausruhen sollte; dann wollten wir alle nach Kopenhagen reisen. Mein Vetter Laertes, den ich von Allem unterrichtete, eilte zu uns und theilte mit einem treuen Freundessinne unser Glück. Am Abende vor dem zur Abreise bestimmten Tage wurde zu unserer Verwunderung unsere Gesellschaft durch Herrn Polonius

vermehrt, der seine Tochter (die er für strafwürdig hielt) bei Madame Rosen aufgesucht und von ihr Alles erfahren hatte. Seine überströmende Liebe zu Lydia, sein Kummer wegen des Unrechtes, das er ihr zugefügt, war wirklich rührend. Er versprach ihr alle Kopenhagener Vergnügungen, neue Kleider, Shawls, Alles, was ein weibliches Herz erfreut; aber das Einzige, was nach Lydia's eigener Erklärung sie glücklich machen konnte, seine Einwilligung zu ihrer Verbindung mit mir, verweigerte er hartnäckig. „Dieser Herr hat mich zu sehr beleidigt," sagte er, „denn er ließ in öffentliche Blätter ...." Hier unterbrach ihn Clara: „Ist diese Sünde so groß, mein Onkel? Was soll ich dann zu Ihnen sagen?" — Der Eindruck, den diese Worte auf Herrn Polonius machten, läßt sich nicht beschreiben. Sein Gesicht wurde doppelt so lang, als sonst, sein Mund blieb offen stehen, seine Arme sanken kraftlos herab, seine goldene Tabaksdose fiel ihm aus der Hand und er ließ sie auf dem Boden liegen. Horazio benützte diese Stimmung sprach ihm kräftig zu und wußte seinen Einfluß auf ihn so wohl zu benutzen, daß er sich zuletzt stillschweigend erhob, Lydias Hand und die meine ergriff, sie in einander legte und sagte: „In Gottes Namen! Ich segne Euch, meine Kinder." Als wir am folgenden Tage nach der Stadt kamen, ging Horazio allein mit ihm zu Frau Polonius und brachte auch ihre Einwilligung zurück.

Vor vierzehn Tagen wurde Lydia meine Frau. Beim Hochzeitsmahle tranken meine Braut und ich auf das Wohlergehen der fliegenden Post, denn ihr gebührt ein großer Antheil an dem glücklichen Erfolge, dessen wir uns freuen. In dieser seligen Zeit erhöhten wir das stille Glück unserer Liebe, indem wir an allen Belustigungen Theil nahmen, die sich uns boten und Jeder, der öffentliche Orte und Sommerschauspiele, deutsche wie dänische, besuchte, wird dort alle in diesen Blättern berührte Personen gesehen haben.

Und nun, liebe fliegende Post, lebe wohl! habe Dank für die Dienstfertigkeit, für die Diskretion, für all die wahre Lebensart und Liberalität, die man mit Recht von Dir erwarten kann. Freitag, den 3 August wird jeder Leser dieser Blätter, der uns mit seiner Theilnahme beehrt hat, mich und meine Lydia auf dem Dampfschiffe Prinzessin Wilhelmine finden und Jeden, der sich mir nähert und von der fliegenden Post grüßt, werde ich mit einem Glase hundertjährigen alten Rheinweins bewirthen, den mir mein Schwiegervater für die Reise verehrte.

Ihr verbundener

Ferdinand * * *

Lieutnant bei * * *

Eine in Allen.

An einem schönen Vormittag im Anfang des September saßen zwei Männer beisammen in der Stube eines Conditors und würzten das Frühstück, das sie genoßen, mit einer munteren und traulichen Unterhaltung. Es waren alte Bekannte, die sich freuten, ~~sich~~ endlich nach so langer Zeit wieder zu sehen. Der Eine, ein Großhändler, war schon ziemlich bejahrt, der Andere, ein Capitän im See-Etat, war ein Mann von mittlerem Alter.

Sie hatten kaum ihre Zufriedenheit darüber ausgedrückt, sich ganz allein in den im Allgemeinen wenig besuchten Zimmern dieses Conditors zu befinden, als die Thüre aufging und ein neuer Gast eintrat. Doch schien dieser Niemanden geniren zu wollen, im Gegentheil suchte er sich selbst der Aufmerksamkeit zu entziehen. Es war ein hübscher junger Mensch, in einer einfachen, aber anständigen Kleidung. Er grüßte die beiden älteren Herren sehr höflich und näherte sich dann dem Aufwärter, zu dem er beinahe flüsternd ein paar Worte mit halb verschämter Miene sagte, worauf er in ein anderes Zimmer ging, und die beiden älteren Herren bemerkten, daß er, nachdem er eine Jalousie vor dem Fenster herabgelassen, sich bei diesem niedersetzte und die Erfrischungen verzehrte, die er verlangt hatte. Dann zog er eine Mappe heraus, die er auf dem Tische ausbreitete, und stellte diesen und sich selbst so, daß ihn die beiden Anwesenden nicht beobachten konnten. Und schon hatten diese den stillen Nachbar ganz vergessen, als ein anderer Gast eintrat, der in Wesen und Aussehen durchans mit dem Ersten zu contrastiren schien. Es war einer von den jungen Herren, welche man gentile

Cavaliere nennt und aus seiner ganzen Haltung und Miene schien die Selbstzufriedenheit zu leuchten, womit er sich bewußt war, den erwähnten Ehrentitel zu verdienen. Mit lauter Stimme rief er dem Aufwärter, verlangte Chocolade, Kuchen und Liqueur, trat dann an einen Spiegel und richtete sein Haar zurecht: und als er im selben Augenblick die beiden alten Herren bemerkte, näherte er sich dem Kapitän und grüßte ihn als einen Bekannten. Dann setzte er sich an einen Tisch beim Fenster und nahm ein paar Blätter, in welchen er flüchtig las, während seine Blicke gewöhnlich an den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses hafteten. Dazu pfiff er eine Melodie und schlug den Tact mit dem einen Beine, das er vor- und zurückbaumeln ließ.

„Kennen Sie diesen Menschen?" fragte der alte Großhändler mit flüsternder Stimme. „Nur von Ansehen," antwortete der Kapitän: „Es ist ein Candidat der Jurisprudenz, mit Namen Mörk." — „Er scheint seinem Namen (Finster) zu entsprechen, er sieht sehr sauer und mißvergnügt drein." — „Ach! das ist nur das Aussehen, das sich unsere jungen Herren geben. Ich glaube, es ist eine Mode, die wie andere Moden von Paris zu uns kömmt. Vor zwei Jahren, als ich mich kurze Zeit dort aufhielt, bemerkte ich dieses indolente und mißmuthige Aussehen bei der Mehrzahl der jungen Leute." — „Ih! das thut mir ordentlich leid, die Franzosen mir so denken zu müssen! diese Nation, deren heiterer und leichter Sinn, deren behagliche Conversation im Umgange die Fehler ersetzt, die man ihnen sonst gerne mit Recht oder Unrecht beilegt. Was kann der Grund davon sein? Wahrscheinlich das Unglück, das die Revolution in so viele Familien gebracht." — „Ach, nein! Die unter ihnen, welche das Unglück jener Zeit erlebt, sind ältere Männer und diese haben im Ganzen ihre nationale Liebenswürdigkeit erhalten; aber ich spreche hier von dem jungen Frankreich. Ich halte es für eine politische Affectation; es soll wohl den Anschein haben,

als läge ihnen das Beste des Staates am Herzen und beschwere ihr Gewissen, daß kein Raum für andere Interessen in ihrem Herzen, und die Blüthen der Jugend und des Lebens bereits für sie abgefallen seien.“ — „Es ist mir zuwider, die Jungen alt zu sehen. Ich hielt immer viel auf die Jugend und es sollte mir leid thun, diese Mode fortgepflanzt zu sehen, um so mehr, als es mir scheint, daß man durch das affectirte Mißvergnügen am Leben und die Verachtung seiner unschuldigen Freuden, wirklich ernstlich Unlust am Leben bekömmt und stumpf und grämlich wird, wovor wir Alten uns auf jede Weise zu schützen suchen . . . . Hm! vergeben Sie, ich sage, wir Alten! Das paßt ja nicht auf Sie; Sie sind gute zwanzig Jahre jünger, als ich.“ — „Ach!“ antwortete der Kapitän lächelnd: „Ich bin alt genug — ich kann wohl hinzusetzen: Gottlob! — um noch zu der Generation zu gehören, die das von der Jugend festhält, was festzuhalten in ihrer Macht steht, die einen schweren Tag durch einen lustigen Abend vergessen kann, die zu lachen und zu weinen und Mensch zu sein vermag, ohne sich dessen zu schämen.“ —

Dieses natürlich flüsternd geführte Gespräch wurde von einem Geräusche unterbrochen; der stille Gast ließ im andern Zimmer etwas auf den Boden fallen. Der junge Herr Mörk erhob sich rasch, sah in das Zimmer und ging wieder an seinen Platz. Als der Aufwärter gleich darauf kam, um seine Chocolade zu bringen, sagte er zu diesem, daß die andern Herren es hörten: „Kennen Sie den Menschen, der drinnen sitzt? Kömmt er öfters hieher?“ — „Gestern,“ sagte der Aufwärter, „saß er Vormittags eine Stunde hier; aber ich kenne ihn nicht.“ — „Es ist ein Maler, ein armer Bursche, der im Zeichnen Unterricht gibt. Ich rathe Ihnen, ihm nicht zu viel Credit zu geben.“ — „Ach!“ antwortete der Diener lachend: „das würde uns nicht ruiniren, denn er hat bis jetzt nichts genossen, als ein Glas Wasser und ein Zuckerbrod. Uebrigens

hat er es jedesmal sogleich bezahlt.“ Mörk lachte laut: die beiden ältern Herren schüttelten den Kopf und warfen ihm zornige Blicke zu.

Die Gesellschaft wurde nun durch einen eigenthümlichen Mann vergrößert, der, so wie er stand und ging, das Alte und Neue in sich verband. Er war alt, aber groß und schlank, rasch in seinen Bewegungen wie ein junger Mensch und mit einer Physiognomie, deren regelmäßige und scharfe Züge deutlich von vergangenen Zeiten, Leidenschaften und Sorgen sprachen, und deren bleiche Wangen und Lippen mit den lebendigen Augen und frischen Zähnen contrastirten. Sein dünnes Haar war gepudert und gekräuselt; er trug einen sehr feinen, wie es schien, neuen Rock mit ziemlich modernem Schnitt, aber von hellerer blauer Farbe, als sie sonst gebräuchlich; eine Weste von geblümtem Seidenzeug nahm sich elegant aus und enge schwarze Pantalons umschlossen das lange, schmale Bein. An den Füßen trug er sehr blanke Schuhe und schwarze Seidenstrümpfe. Er trat rasch in das Zimmer und grüßte die Anwesenden flüchtig, während seine Augen den Aufwärter zu suchen schienen. Der Großhändler erhob sich rasch und ging ihm entgegen, während er rief: „Ei, mein guter, alter Freund! Sehen wir uns doch auch wieder mal?“ Der Kapitän näherte sich gleichfalls und sagte: „Ich hoffe, Herr Legationsrath, daß Sie sich meiner erinnern.“ — Der Fremde ergriff ihre Hände, die sie ihm darboten, mit einer freundlichen, aber verlegenen Miene; er stammelte einige höfliche Worte und nachdem er dem Aufwärter noch etwas zugeflüstert, eilte er in ein anderes Zimmer. Beim Eintreten schien er zu stutzen, als er sah, daß bereits ein Gast da war; indessen grüßte er den jungen Maler und setzte sich an das Fenster, das am entferntesten Ende des Zimmers war. Die Gäste im äußeren Zimmer konnten ihn sehen und bemerkten, daß er wie Mörk seine Blicke auf dieselben Fenster des gegenüberliegenden Hauses richtete. Aber noch unver-

wandter als Mörk sah er mit einer Lorgnette so versunken in diese Betrachtung hinüber, daß er es durchaus nicht bemerkte, als ihm der Diener den verlangten Kaffee brachte, den er unberührt stehen ließ.

Der Großhändler sagte lächelnd zu seinem Nachbar: „Es scheint mir, als ob unser guter, alter Freund nicht sonderlich darüber erfreut wäre, uns hier zu treffen.“ — „Nein,“ antwortete der Kapitän, „er schien ganz verlegen, als er mich sah. Man sollte beinahe glauben, der Herr Diplomat haben eine heimliche Mission in diesem Kaffeehause.“ Mörk schlich sich nun zu den älteren Herren und sagte: „Das ist ja die alte Carricatur, dieser Legationsrath Trolle? begleitete er wirklich ein diplomatisches Amt oder hat er überhaupt je diese Carrière gemacht?“ — „Nein, er war nicht bedeutend,“ antwortete der Großhändler, „er hatte mal eine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, aber es ist schon viele Jahre her, seit er seinen Abschied nahm. Er reist unaufhörlich in der Welt umher; glaubt man, daß er sich endlich mal irgendwo wohl fühle, so bestellt er plötzlich Postpferde oder geht an Bord und weg ist er.“ — „Jetzt ist er wohl nicht mehr so flüchtiger Natur und so reiselustig, als sonst?“ fragte der Kapitän. „Nun, das möchte ich nicht gerade sagen, es ist noch nicht länger, als einen Monat her, seit er von Holstein oder Hamburg zurück, und die ganze Reise dauerte nicht über vierzehn Tage. Wie gesagt, er besitzt noch keine Ruhe, deßhalb hat er auch wohl daran gethan, alle öffentlichen Geschäfte aufzugeben, denn ein solcher Sinn paßt nicht für ein festes Amt.“ — „Ja,“ sagte der Kapitän, „er braucht ja auch kein Amt, denn er ist reich genug.“ — „Er ist sehr wohlhabend,“ antwortete der Andere, „aber ich glaube doch, daß er nicht so reich ist, als er gewesen, er versteht es nicht, sein Geld zusammenzuhalten, wie sein seliger Vater, der reiche Brauer Trolle in Christianshavn. Ja, das war in Christianshavns guten Zeiten! Mein seliger Vater

saß damals auch warm hinter dem Ofen. Wir wohnten nahe bei Trolle, und Ferdinand, wie er heißt, und ich, sind zusammen aufgewachsen. Der alte Trolle war stolz auf sein Geld und wollte, daß der Sohn ein vornehmer Mann werde. Das war nun Ferdinands Sache nicht; er war ein guter Knabe und ein geschickter Mensch, der Lust hatte — Arzt zu werden, aber der Vater arrangirte die Sache anders. Der Kapitän kann sich vielleicht erinnern, einen deutschen Großprahler gesehen zu haben, der sich Baron Gordon nannte und sich wie ein Engländer benahm. Er wohnte vor mehren Jahren hier in der Stadt und war mit einer reichen dänischen Frau verheirathet, deren Geld er verschwendete, um den großen Mann zu spielen, und dann als mecklenburgischer Gesandter nach London ging. Gott weiß, durch welche Connexionen er diesen Posten erhielt! Dieser Baron stand in Geldverbindung mit Brauer Trolle, der es zu machen wußte, daß der Baron Ferdinand als Privatsekretär mitnahm. Diese Freude dauerte jedoch nicht lange. Ein paar Jahre später kam er wieder heim und erhielt einen kleinen Posten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Alle die hohen Plane, welche der Vater in seinem Kopfe hatte, wurden zu nichte und waren kaum zu des Sohnes Glücke. Sein Leben ist meiner Meinung nach nutzlos vergeudet worden und die Heiterkeit seiner Jugend ist längst dahin. Nun ist er alt; aber er wäre immerhin noch lebendig genug, um an dem Treiben der Welt Theil zu nehmen. Das thut er jedoch nicht; er lebt wie ein Eremit." — „Na!" rief Mörk: „Wollte Gott, ich hätte sein Geld und der Herr seine Seele!" — „Ach, das wäre eine Sünde, ihm den Tod zu wünschen, er ist ein braver alter Mann, der viel Gutes im Stillen thut." — „Ein guter Mann?" wiederholte Mörk: „Ich hörte von Leuten, die es wissen können, daß er ein höchst verdorbener Mensch ist, ein reiner Libertin, der noch in seinen alten Tagen den Frauenzimmern nachläuft." — „Ach, was!

Die Leute sagen so viel." — „Aber," fuhr Mörk fort, „sehen Sie, wie der Kapitän leise lacht? Er glaubt es, wie ich." — „Nein, das will ich durchaus nicht sagen, aber ich kann mich nicht enthalten zu lachen, wenn ich den alten Mann drinnen sitzen und nach dem Fenster hinüberlorgnettiren sehe, wo gerade ein hübsches Mädchen sitzt." — Der Großhändler nahm sein Augenglas und sah zum Fenster hinaus, indem er sagte: „Da saß vor Kurzem noch eine ältere Frau, wenn ich recht gesehen." — „Ja, am andern Fenster saß früher eine ältere Frau, aber sie ist fortgegangen und das junge Mädchen saß die ganze Zeit am selben Fenster und nähte. — Ist das nicht wahr, Herr Mörk?" fügte der Kapitän mit politischer Miene hinzu. Mörk hatte sich indessen erhoben und mit unruhiger Eile zuerst in die andere Stube und dann nach dem erwähnten Fenster gesehen. „Zum Teufel!" sagte er: „das will ich dem alten Gecken nicht rathen, seine Augen auf das Mädchen zu werfen. Die Familie, die drüben wohnt, ist eine sehr achtungswerthe Familie, äußerst moralische Menschen. Ich gehe viel mit ihnen um und komme beinahe täglich in das Haus." — Er rief mit lauter Stimme dem Aufwärter und während er seine Rechnung bezahlte, kam auch Trolle durch das Zimmer, grüßte mit Freundlichkeit und einigen rasch hingeworfenen Worten die beiden alten Bekannten und ging dann fort, indem er im Vorübergehen dem Kellner einiges Geld gab und sagte: „Lassen Sie es nur gut sein! Sie brauchen mir nichts herauszugeben." — Mörk ergriff seinen Hut und fuhr so nahe an ihm vorbei, daß er ihn beinahe umgerissen, und die beiden erwähnten Gäste befanden sich wieder allein: denn der Maler saß still, wie früher, im Nebenzimmer, daß man seine Gegenwart ganz vergaß.

Sie mußten beide recht herzlich über den letzten Auftritt lachen und der Kapitän bemerkte, es scheine wirklich, daß diese zwei in jeder Hinsicht so höchst verschiedenen Persönlichkeiten von demselben Pfeile aus dem Auge der

Nachbarin getroffen seien. „Sie scheint sehr jung zu sein," fügte er hinzu: „man sollte doch kaum glauben, daß der alte Trolle daran denken werde, dem jungen Mädchen den Hof zu machen." — „Ja," antwortete der Großhändler: „Darf ich nach einer Geschichte urtheilen, die ich mit ihm erlebte, so kann ihn gerade ein Kind am allerbesten fangen." — „Das wäre sonderbar!" rief der Kapitän: „Ich könnte dem entgegenhalten, daß nach einer Geschichte, die ich mit ihm erlebt, es eher die alte Frau sein würde, die seine Eroberung zu machen im Stande wäre." — „Ach! erzählen Sie mir das! So alt man auch wird, so unterhält man sich doch gerade bei solchen Geschichten." — „Nein, wahrhaftig, ich bin des Handels und Wandels nicht so unkundig, daß ich meine Birnen hergeben sollte, ohne dafür Aepfel zu bekommen. Soll ich meine Geschichte erzählen, so muß ich zur Vergeltung die hören, deren Sie erwähnten und zu alle dem ist die Zeit wohl heute zu kurz." — Der Großhändler sah auf seine Uhr: „Nein, es ist noch eine volle Stunde bis zur Börse. Obwohl wir schon eine gute Weile hier sitzen, so bleibe ich doch noch mit Vergnügen eine Stunde, wenn Sie mir die Freude machen wollen, Ihre Gesellschaft zu genießen, die ich so lange entbehrte. In früherer Zeit sahen wir uns doch so häufig." Der Kapitän willigte in verbindlichen Ausdrücken ein und sagte: „Nun wollen wir uns also die Liebesabenteuer erzählen. Wer soll beginnen? Ich schlage vor, daß wir dem Alter den Vorrang geben, und daß der zuerst spricht, dessen Geschichte am ältesten ist. Die meine — warten Sie! — ja, sie ist bereits zehn Jahre alt." — „Nun! Da könnte die meine bereits ihr Großvater sein, denn sie ist über vier und zwanzig Jahre alt. Und somit hat die meine das Wort."

In der Blühte meiner Jugend sandte mich mein Vater nach London, wo ich natürlich sogleich den Freund meiner Kindheit und Jugend, Ferdinand Trolle, aufsuchte. Ich fand ihn als Reconvalescenten von den Masern, an denen er gelegen hatte, ohne daß sein schönes und frisches Aeußere sich besonders verändert. Er hatte sich diese Krankheit im Haus des früher erwähnten Gesandten zugezogen, wo alle Kinder an den Masern lagen. Wohlwollend und gutmüthig, wie er ist, hatte er die Kranken gepflegt und bei ihnen gewacht; dessen ungeachtet jedoch schickte ihn die Herrschaft aus dem Hause, als er selbst von der Krankheit befallen wurde. Er erzählte mir, daß ihn das Fieber so heftig gepackt, daß er ganz bewußtlos gewesen, als man ihn nach der Wohnung gebracht, wo er sich jetzt bei einer einfachen Familie befinde, die er wegen der Sorgfalt und Güte, womit sie ihn gepflegt, sehr rühmte. Es wunderte mich, daß er große Sehnsucht nach Baron Gordons Familie äußerte und bedauerte, daß sie indessen von England weggereist sei; denn ich wußte, daß sein Vater vor meiner Abreise von Kopenhagen einen ziemlich hochmüthigen Brief von dem Baron erhalten, der ihm zu wissen that, daß er seinen Sohn nicht länger als Sekretär behalten könne. Auch theilte mir Ferdinand in einem vertraulichen Augenblicke mit, daß sich Baron Gordon plump und übermüthig gegen ihn benommen, und daß seine Frau eine nichtssagende und eitle Person sei; wenn er jedoch von den Kindern sprach, von der Steifheit und Strenge der Aeltern gegen sie, von ihren Leiden in der jüngst überstandenen Krankheit, so standen ihm die Thränen in den Augen; denn es gibt wirklich kein besseres Herz, als das seine. Ich brachte ihm Briefe und Wechsel von seinem Vater, welcher wünschte, daß er sobald als möglich nach Hause komme, was er auch Willens war, wenn er wieder recht zu Kräften gekommen. Inzwischen machte er nach der Vorschrift des Arztes jeden Vormittag einen Spaziergang im Garten des Kensingtonpallastes, der unfern von

seiner Wohnung lag. Auf diesen kleinen Wanderungen begleitete ich ihn sehr häufig, und eines Tages, als noch ein Landsmann mit uns gegangen, geschah es, daß wir zwei jungen Mädchen begegneten; die Eine war im schönsten Alter, die Andere schien nicht über dreizehn Jahre zu sein. Sie waren nett, aber einfach gekleidet und man durfte sie ohne Bedenken der unbemittelten bürgerlichen Klasse zurechnen. Ferdinand blieb stehen und schien den Mädchen ungemein aufmerksam nachzusehen. Die Jüngste drehte sich gleichfalls um und sah ihm nach, während die Aeltere sie gewaltsam mit sich fort zu ziehen suchte. Wir Andern lachten und warfen Ferdinand einige kurze, heitere Bemerkungen zu, während wir weiter gingen und mit ihm sprachen, da wir glaubten, er begleite uns. Als es uns etwas lange dauerte, ehe wir eine Antwort bekamen, wandten wir uns nach ihm um und entdeckten zu unserem Erstaunen, daß er uns nicht folgte. Wir gingen ein Stück Weges zurück und suchten überall, aber es war kein Ferdinand zu finden. Am folgenden Tage suchte ich ihn in seinem Logis, ohne ihn zu treffen, und da ich ihn nun für gesund und wohl hielt, so vergingen einige Tage, ohne daß wir uns sahen. Als ich indeß wieder kam, hörte ich zu meiner Verwunderung, er habe seine Logis verlassen, mit welchem er bisher so sehr zufrieden gewesen. Seine Hausleute sagten, er sei nach Dänemark zurückgekehrt. Ich konnte dies kaum glauben, da wir verabredet hatten, zusammen zu reisen, sobald das Geschäft, wegen dessen ich nach England gekommen, zu Ende gebracht war. London ist zu groß, als daß man einen Menschen suchen könnte, dessen Wohnung man nicht weiß. Ich mußte den Vogel fliegen lassen. Aber vierzehn Tage später kam Ferdinand in eigener Person zu mir, sagte, er habe ein anderes Logis bezogen, das ihm besser behage, nicht weit von mir. Er gab mir seine Adresse und wiederholte sein früheres Gelübde, mit mir zu reisen. Einige Tage später besuchte ich ihn, und während wir beisammen sitzen, kommt ein

junges Mädchen und bringt ihm Thee; zu meinem größten Erstaunen erkenne ich in ihr die Jüngste der Beiden, die uns in Kensingtongarden begegnet. Sie warf mir einen ungehaltenen Blick zu, in welchem deutlich geschrieben stand, daß ich ihr ungelegen war. Als sie gegangen, mußte ich unwillkürlich lachen und konnte einige spitzige Bemerkungen nicht unterlassen. Ferdinand war verlegen, sagte jedoch, es habe sich zufällig getroffen, daß er in dieses Haus sich eingemiethet. Das Aussehen des kleinen Mädchens habe ihn frappirt, als wir ihr im Garten begegnet, denn sie schien ihm so bekannt, daß er sie früher schon oft gesehen zu haben glaubte, unwillkürlich sei er ihr deßhalb gefolgt, sie selbst sei ihm entgegengekommen und habe gefragt, ob er mit ihr sprechen wolle, und so habe sich ein Gespräch angeknüpft, trotz der Winken und Ermahnungen der älteren Schwester, die ihm nicht entgangen seien, ungeachtet sie den Zorn derselben so gut als möglich zu besänftigen gesucht. Die Kleine ließ sich nicht stören, sondern sprach ungemein lebhaft mit ihm unter anderem, daß ihre Mutter, eine Wittwe, zwei Zimmer habe, für die sie einen Miethsherrn suche. Ohne die Sache weiter zu überlegen, habe er sich in den Handel eingelassen und seine Einwilligung gegeben, daß sie ihre Mutter mit der Freude überrasche, einen vortrefflichen Gentleman gefunden zu haben, der ihre Zimmer miethen wolle, und am nächsten Tag beaugenscheintigte er die Wohnung, die ihm gefiel und wo er nun eingezogen war. Ich that, als ob ich all' das für baare Münze ansähe, obgleich ich nicht das mindeste Behagliche an dieser Wohnung finden konnte.

Einige Tage später kam ich wieder und zeigte ihm einen Brief von meinem Vater, worin er mich beauftragte, die Heimreise Ferdinands zu beschleunigen, da der alte Trolle, ein heftiger Mann, der gewohnt war, daß man ihm pünktlich gehorchte, höchst ungehalten sei, daß sein Sohn nicht zurückkehre. Meine Geschäfte waren zu Ende

gebracht und wir wollten uns gerade näher über die Abreise besprechen, als wir von einem Geräusche auf der Treppe unterbrochen wurden: plötzlich flog die Thüre auf und die beiden Schwestern stürzten in großer Aufregung herein. Die Jüngere, die kleine Miß Jenny, wandte sich mit einem Strom von Thränen und einem noch größeren Strom von Worten an Ferdinand und verlangte, daß er in Gegenwart ihrer Schwester erkläre, ob er wirklich, wie diese behaupte, sie zum Lohne für innige Liebe zum Narren habe oder ob er, wovon sie überzeugt sei, sie von Herzen liebe und ehrbare Absichten hätte. Ferdinand war sehr verlegen und wollte sie darauf aufmerksam machen, daß ein Fremder zugegen sei; aber sie ließ sich nicht verblüffen, sondern antwortete, daß ich nach seiner eigenen Aussage — sein Freund sei und ihr Vertrauen theilen könne, daß sie aber nicht mehr länger den Hochmuth ihrer Schwester zu ertragen vermöge, die, weil sie neunzehn Jahre und Braut sei, sie zur Verzweiflung bringen wolle, indem sie beständig wiederhole, daß der, der vorgebe, er sei in ein dreizehnjähriges Mädchen verliebt, sie zum Narren habe: aber daß er sie liebe, habe er selbst gesagt, und nun müsse er sich erklären. Die ältere Schwester, welche sich besser beherrscht, näherte sich nun Ferdinand und sagte: sie habe sich blos deßhalb in den Wunsch ihrer kleinen Schwester gefügt, mit ihr heraufzugehen, um ihn zu bitten, dem dummen Abenteuer ein Ende zu machen und dem Kinde den Kopf nicht mit unzeitigem Scherze zu verwirren. Trolle stammelte einige Worte, die ich nicht hören konnte, denn die Kleine wurde so desperat und die beiden Mädchen geriethen in solchen Streit, daß Niemand zu Worte kommen konnte. Ferdinand fand indessen Zeit, sich zu fassen und sagte zu der Aelteren: „Ich gestehe, liebe Miß Betty, daß ich Ihre junge Schwester sehr einnehmend finde, und daß ich ihr dieß oft aus vollster Ueberzeugung gesagt, entfernt nicht daran denkend, ein so liebenswürdiges Mädchen, wie Miß Jenny, zum

Besten zu haben: was meine Absichten jedoch betrifft, so hatte ich natürlich keinen anderen Plan, als den, mich an dem Anblick meiner kleinen Freundin zu ergötzen, und diese Freude ist leider bald vorüber, denn ich muß in mein Vaterland zurückkehren und der Freund, der hier zugegen, ist gerade in diesem Augenblicke zu mir gekommen, um sich über unsere Abreise mit mir zu verabreden." Miß Jenny warf mir nun ein paar Flammenblicke zu und sagte: „Sie sind es also, mein Herr, der einen Liebhaber zu der schlechten Handlung verführen will, seine Geliebte zu verlassen?" — Ich antwortete mit größter Ruhe, daß ich damit nur einen Auftrag vollziehe, der mir geworden; Trolle sei abhängig von seinem Vater und sie noch so jung. Aber da kam ich gut an. Jenny wurde im höchsten Maße aufgebracht über dieses letzte Argument und rief: ich habe ihr nicht ihre Jugend vorzuwerfen, sie sei kein Kind, sie habe gehört, daß Prinzessinnen und vornehme Damen in noch jüngeren Jahren verlobt und verheirathet worden, Master Trull (wie sie englisch unsern Freund nannte) habe ausdrücklich gesagt, er sei in sie verliebt, sie seine Geliebte genannt, unzählige Male geküßt und umarmt, ihr hübschen Schmuck versprochen, wie ihn ein Bräutigam seiner Braut gebe und nun solle er als ein Mann von Ehre bei ihrer Mutter um sie freien, sich mit ihr verloben und alle seine Gelübde halten, ehe er wegreise. Er könne sie auch mit sich nehmen und sie bis zur Hochzeit bei seinem Vater wohnen lassen. Die Schwester lachte, Jenny weinte und schrie, Ferdinand stand wie ein armer Sünder da und ich empfahl mich, nachdem ich kurz mit ihm verabredet, daß ich ihn am andern Tage bei mir erwarte.

Er kam auch wirklich, aber in sehr schlechter Laune, klagte sich selbst einer unverzeihlichen Thorheit an, die ihn, wie eine Fieberphantasie ergriffen, als er zum ersten Male die kleine Jenny traf und der er in diesem seinem Traum-

zustande die anmuthigste, frömmste Kindlichkeit angedichtet; denn er gestand, daß nichts in der Welt ihm so bezaubernd erscheine, als ein Mädchen in dem Alter, in welchem das Kind auf dem Uebergang zur erwachsenen Jungfrau sei (das waren seine Worte, deren ich mich noch erinnere); aber Jenny — fügte er hinzu — war nichts Anderes, als ein unerzogenes und unartiges Kind und er wünschte blos, daß er sie gar nicht mehr sehen könnte. Er erzählte mir, daß am selben Morgen die ganze Familie mit einem Freund des Hauses, einem Geistlichen, an der Spitze des Zuges, zu ihm heraufgekommen, und daß dieser ihn ermahnt, die große Sünde wieder gut zu machen, die er begangen und sich durch einen feierlichen Eid zu verpflichten, in einigen Jahren zurückzukommen und Jenny zu heirathen, vergebens habe er ihnen zu erklären gesucht, daß die ganze Sache eine Kinderei, Jenny habe dagegen in ihrer Aufregung jede kleine Liebkosung aufgezählt, die sie ihm gestattet, und dieser Mangel an Jungfräulichkeit habe ihr den letzten Funken seiner Zuneigung geraubt.

So lächerlich und thöricht mir auch die ganze Geschichte erschien, so hatte ich doch Mitleid mit Ferdinands unangenehmer Stellung und schlug ihm deßhalb vor, seine Wohnung bei mir aufzuschlagen und mich zu den Leuten gehen zu lassen, um die Sache so gut als möglich abzumachen: Trolle vermochte es nicht, Jenny in Kummer und Feindschaft zu verlassen. Er kaufte eine Damenuhr und eine hübsche Kette nach der Mode jener Zeit und bat mich, ihr Beides mit den freundlichsten Grüßen zu bringen. Gegen Abend nahm ich einen Wagen, um darin seinen Koffer und die übrigen Effekten nach Hause zu bringen und trat nun dreist und höflich bei der Familie ein, indem ich versicherte, mein Freund habe sich durch die Umstände gezwungen gesehen, sogleich seine Heimreise anzutreten; er sei bereits vor mehren Stunden mit der raschesten Gelegenheit an einen Ort abgegangen, wo er

mich und seine Effekten erwarte, die ich mir hiemit zugleich mit der Rechnung erbitte, welche ich zu bezahlen den Auftrag habe. Alles stürmte nun mit Scheltworten und Vorwürfen auf mich ein, mit Ausnahme der älteren Schwester Miß Betty, welche lachte. Die Mutter schwieg gleichfalls bald; aber Jenny lachte und geberdete sich ziemlich häßlich. Die Mutter ging murrend aus dem Zimmer, um die erwähnten Effekten ausliefern zu lassen, und ich wagte mich nun zu Jenny, suchte in den gewähltesten Worten ihr meines Freundes Gruß und Lebewohl zu sagen und überreichte ihr ein hübsches Etui mit seinem Geschenke. Das kleine Mädchen sprang aus der Ecke, wo sie auf einem Schemel saß, auf mich zu, ergriff mit der einen Hand das Etui und gab mir mit der andern eine solche Ohrfeige, daß ich ihren Kräften nach zu urtheilen ihrer Behauptung, sie sei kein Kind mehr, Recht geben mußte. Aber ich war nicht träge, schlang beide Arme um sie und mit den Worten: „Der Deutsche sagt, auf 'ne tüchtige Ohrfeige gehört ein tüchtiger Kuß," drückte ich ihr einen Kuß auf den Mund. Ihre große Keckheit schien durch meine Verfahrungsweise doch etwas gedämpft zu werden, sie ging stumm an das Fenster und öffnete das Etui; und als indessen die Mutter zurückgekommen und ich mich noch etwas aufhielt, um das Nöthige mit ihr abzumachen, war ich Zeuge, daß Jenny mit triumphirender Miene auf die Schwester zuging, ihr Ferdinands Gabe zeigte und rief: „Na! was sagst Du? Ist das vielleicht ein Spielzeug für ein Kind? Ist das nicht ein nobles Geschenk? Siehst Du nun, daß Master Troll in mich verliebt gewesen?" Zu Ferdinands Trost erzählte ich ihm dieß bei meiner Heimkunft und zwei Tage später reisten wir von London ab; und damit hatte die Geschichte ein Ende.

Der Kapitän lachte, schüttelte jedoch den Kopf und sagte: „Solche Geschichten sind im Grunde häßlich, denn gesetzt, daß diese kleine Jenny ein frommes kindliches Gemüth gewesen, wofür sie ja Trolle im Anfange hielt, so konnte sein Leichtsinn ihr doch viel Schlimmes zugefügt und ihr wenigstens die wenigen Jahre verdorben haben, die für jeden Menschen nur allzu kurz und allzu rasch verschwunden sind. Nein, da ist das Abenteuer, das ich von Trolle weiß, in sofern besser, als darin weder von Unschuld, noch von Arglosigkeit die Rede ist." — Auf die wiederholte Bitte des Großhändlers nahm nun der Kapitän das Wort und erzählte Folgendes:

„Sie wissen, daß ich vor zehn Jahren Gesundheits- und Vergnügens halber eine Reise nach Deutschland machte. Der erste Ort, wo ich mich aufhielt, war Berlin, wo ich außer einigen Landsleuten, Trolle und Kapitän Morell traf, den Sie wohl kennen?"

„Ja, ich kenne ihn. Es ist ein hübscher Mann."

„Ja, vor zehn Jahren war er noch weit hübscher. Damals war er Lieutenant bei den Husaren, und wenn man ihn in seiner schönen Uniform sah, konnte man dem Gerüchte leicht Glauben schenken, daß er, obgleich unvermögend, doch Glück bei der Dame machte, welche sonst nur ihre Gunst an den Meistbietenden zu verschenken pflegte. Diese Dame war eine Sängerin an der großen Oper und damals sehr beliebt. Sie war in Deutschland geboren, rühmte sich aber italienischen Blutes und Abkunft. Morell war nicht blos verliebt bis über die Ohren, sondern auch so stolz auf diese Eroberung, daß er der geziemenden Diskretion zu nahe trat und sich nicht ver-

sagen konnte, jede Gelegenheit zu ergreifen, Mademoiselle Laurettas Schönheit und Verdienste zum Gegenstande des Gespräches zu machen. Mir, den er von seinen Knabenjahren her gekannt, vertraute er ohne Weiteres an, daß diese Liebesgeschichte daran Schuld sei, daß er, trotz verschiedener Umstände, die ihn von Berlin hätten abrufen sollen, doch nicht im Stande gewesen, diese Stadt zu verlassen, und daß dieser verlängerte Aufenthalt zu viel von seinem für die Reise bestimmten Gelde verschlungen habe, wozu noch kömmt, daß er als täglicher Gast in Fräulein Laurettas Hause, anständiger Weise, kleine Aufmerksamkeiten schuldig sei, die nicht ohne Ausgaben abgehen. Er hatte z. B. immer das Vorrecht an allen öffentlichen Orten, auf Spaziergängen u. s. w. sie und ihre Tante zu begleiten, eine ältere Dame, die mit ihr lebte und deren Gunst man sich versichern mußte, da sie großen Einfluß bei der Nichte hatte. Bei dieser und andern Gelegenheiten suchte er natürlicher Weise seinen guten Willen zu zeigen, der, wie er sagte, ja leider Alles sei, was er einer Person bieten könne, die ganz Berlin vergötterte und ihm mißgönnte. Aber bei all' dieser Glückseligkeit war er in so große Geldverlegenheit gerathen, daß er weder aus noch ein wußte', bis sein gutes Schicksal den guten Trolle nach Berlin führte. Dieser gutmüthige Landsmann hatte ihm sogleich aus aller Noth geholfen und lieh ihm beständig Geld, obwohl er wußte, daß keine sonderliche Aussicht vorhanden sei, es wieder zu bekommen: und diese Handlungsweise war um so hübscher und liebevoller von Trolles Seite, als er selbst des jungen Mannes Verbindung mit Lauretta mißbilligte, die er, — wie Morell meinte — ganz falsch und nach den Einflüsterungen eifersüchtiger Menschen beurtheile. Trolle ist ebenso brav und gut, als seltsam und unbegreiflich in vielen Hinsichten.

Morell und ich speisten gewöhnlich zusammen mit Trolle und nach Tische besuchten wir oft ein und das

andere Theater. Dies ging nun nie ohne einen kleinen vorläufigen Streit zwischen Trolle und Morell ab, welchem Theater wir unser Geld zuwenden sollten, da Morell natürlich nie eine Oper versäumen wollte, in der seine Geliebte auftrat, und er auch nicht ertragen konnte, daß wir Andern so geschmacklos waren, einen andern Kunstgenuß vorzuziehen. Gewöhnlich geschah sein Wille, da Trolle gutmüthig nachgab, wenn man ihm nur zuvor zugestand, seinem Herzen durch die Behauptung Luft zu machen, daß alle Musikkenner darin übereinstimmen, Madmoiselle Lauretta sei keine große Sängerin und gefalle ihm persönlich gar nicht. Alles dieß äußerte er indeß mit einer gewissen Schonung gegen den heftigen Liebhaber, weßhalb dieser auch nie aufgebracht war, sondern im Gegentheil ihm zu verschiedenen Malen anbot, ihn in dem Hause der Sängerin vorzustellen, damit er durch nähere Bekanntschaft einen richtigen Begriff von ihrem Werthe erhalte: etwas, wofür Trolle immer auf höfliche Weise dankte.

Eines Abends gingen Trolle und ich in den sogenannten Thiergarten. Auf dem Wege kamen wir auf Morell zu sprechen und ich konnte nicht umhin die Schwachheit zu beklagen, die ihn verführte, seine Pflicht zu vernachlässigen, die ihn ausdrücklich von Berlin wegrief. Trolle billigte meine Meinung, was die Pflicht betraf, entschuldigte jedoch eifrig die Schwachheit, die stark genug sei, jede Rücksicht zu überwinden, nur bedauerte er, daß der Gegenstand der Liebe Morells seiner unwürdig sei. Mit größter Verachtung sprach er von der berühmten Sängerin, behauptete, sie sei ein eigennütziges, niedrig denkendes Frauenzimmer und erzählte zum Beweise davon verschiedene Züge, von welchen er behauptete, daß sie allgemein bekannt seien. Er sagte: „Es war mir immer unbegreiflich, wie ein Mann im vollen Ernste sein Herz an ein Frauenzimmer hängen kann, das nicht unschuldig, schamhaft und rein, wie Schnee ist.“ — Er seufzte tief

auf bei diesen Worten und fügte hinzu: „Ja, das versteht sich! man täuscht sich, man sucht sein Ideal und glaubt es überall zu sehen. So ist es auch dem armen Morell gegangen.“ — Ich habe diese Worte in meiner Erinnerung aufbewahrt, weil sie mir später so seltsam in Trolles Mund erschienen.

Als wir nach dem Thiergarten kamen und uns bei ein paar Krügen Bier und Kuchen auf gut preußisch niederließen, entdeckten wir an einem andern Tisch in der Nähe unsern Freund Morell in Gesellschaft der Demoiselle Lauretta und einer älteren Dame, die wir sogleich für die früher erwähnte Tante hielten. Trolle betrachtete diese Gruppe mit großer Aufmerksamkeit und wurde immer zerstreuter und ernster. Als ich diese veränderte Stimmung bemerkte, antwortete er: „Ich werde ganz wehmüthig bei der Betrachtung dieser Dame, welche bei Mademoiselle Lauretta sitzt. Die arme Frau war, nach dem, was ich erzählen hörte, verheirathet, oder ist es wesentlich noch, und zwar mit dem Onkel der Sängerin, der sie sehr unglücklich machte und zuletzt verließ. Sieh' sie mal recht an! Welchen melancholischen Ausdruck haben die überstandenen Sorgen ihrer feinen, edeln, klugen Physiognomie aufgeprägt. Es ist gewiß eine Frau über vierzig, aber ich finde sie noch sehr schön und einnehmend.“ — Ich fand zwar, daß die Dame ein feines und kluges Gesicht habe, aber etwas Listiges, Lauerndes schien in ihren Augen zu liegen; das Edle, Melancholische konnte ich durchaus nicht finden. Trolle fuhr mit gerührter Miene in seinen Betrachtungen über das Schicksal fort, das ein Frauenzimmer erwartet, welches in jungen Jahren, vielleicht gegen den Wunsch ihres Herzens, an einen rohen Menschen gebunden ist, der — wie er sich ausdrückte — wie ein Barbar und Bilderstürmer sich ein Fest daraus macht, das Schöne und Herrliche zu zerstören, das in einer gebildeteren Hand bewahrt, ja verehrt werden würde.

Schon am folgenden Mittag hörte ich nicht ohne

Staunen — daß Trolle Morell gebeten, ihn Demoiselle Lauretta vorzustellen, und am zweiten Tage erfuhr ich, daß die Vorstellung bereits am vorhergehenden Abend stattgefunden, und daß Trolle sich bei dieser ersten Vorstellung mit einer Courtoisie benommen, welche manchen Cavalier beschämen würde.

Es verflossen einige Wochen, während welcher ich meine beiden Landsleute seltener sah, da ich theils kleine Reisen im Lande umher unternahm, theils die Bekanntschaft mehrer Familien gemacht, zu welchen ich häufig kam. Indessen bemerkte ich doch, daß Morell in der letzten Zeit etwas sehr Gespanntes und Reizbares in seinem Wesen bekommen, und daß diese Veränderung sich namentlich im Umgang mit Trolle zeigte, auf den er früher nie böse wurde, der ihm aber jetzt nichts zu recht reden konnte.

Eines Abends stürzte Morell in mein Zimmer. Schon ehe er den Mund öffnete, war ich über sein verstörtes Aussehen erstaunt. In den härtesten Ausdrücken klagte er Trolle an, sagte, dieser alte Verräther habe ihn auf heimtückische Weise dessen beraubt, was ihm kostbarer als das Leben gewesen, schwur mit den gräßlichsten Ausdrücken, sich zu rächen, und nur mit Mühe gelang es mir endlich, den Grund zu seiner eigentlichen Anklage herauszufinden, welcher darin bestand, daß Trolle durch Geschenke und Liebesbriefe Mademoiselle Lauretta dahin gebracht, ihm eine geheime Zusammenkunft zuzugestehen; vergebens hielt ich ihm vor, daß ein Frauenzimmer, dem er eine solche Handlungsweise zutraue, vernünftiger Weise alles Interesse für ihn verlieren müsse. Er antwortete: „O, mein Gott! Du weißt nicht, was leidenschaftliche Liebe ist, Du kennst Laurettas bezaubernde Liebenswürdigkeit nicht. Sie liebt mich, das weiß ich; sie liebt Niemanden, als mich; aber ein armes Mädchen, wie sie, hat durch Beispiel und Erziehung eine beinahe abergläubische Ehrfurcht zu solchem Schmuck und dem abscheulichen Golde eingesogen. Die

Tante, die sich immer günstig gegen mich gestimmt zeigte, brachte ich dazu, mir die Wahrheit zu sagen; denn ich hege schon lange Mißtrauen. Sie zeigte mir einen Brief von Trolle, mit seinen schändlichen Wünschen und Versprechungen; und da ich bei dem Gedanken in Raserei ausbrach, ihre Nichte könne sich zu Dergleichen einlassen, wurde die gute Dame ordentlich erstaunt und fragte sehr naiv: wie mich so etwas aufbringen könne? — „Mein Gott!" sagte sie: „Ist das etwas Unerhörtes? Was schadet das Ihnen? Lauretta liebt nur Sie; aber ein Mädchen in ihrer Stellung muß an die Zeit denken, wo Stimme und Schönheit aufhören und das Gold nicht auf den Bäumen wächst. Sie sind der glückliche Liebhaber; bei Ihnen wird sie sich für das Opfer trösten, das sie sich auferlegt, indem sie einem älteren Manne Gehör schenkt, der ihr durchaus nicht gefällt." Sieh, das sagte sie ganz naiv, wie die vernünftigste Rede. Ich möchte rasend werden. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn das unkluge Rendezvous nicht noch heute Abend stattfindet. Sie wollten mich nach der Oper durchaus nicht, wie sonst, empfangen, aber ich werde dennoch kommen. Dieser Schlüssel, mit dem ich einen Gang öffnen kann, der zu Laurettas Zimmer führt, soll nur ein Grab für Trolle oder mich öffnen. Er soll die Frucht seiner Verrätherei an einem Freunde nicht genießen, der ihn für so gut hielt."

Mit solchen Reden raste Morell wie ein Wahnsinniger im Zimmer auf und nieder. Mit ihm zu sprechen, war nicht möglich, und obgleich ich wohl dachte, daß solche blutigen Anschläge meist sich in Nichts auflösen, fand ich es doch bedenklich, ihn auf eigene Hand in dem Zustande gehen zu lassen, in welchem ich ihn sah. Ich überredete ihn deßhalb, mich als Zeuge oder Sekundanten mitzunehmen, als welcher ich ihm zur Seite zu stehen versprach, in der Hoffnung, daß es mir glücken werde, dem Schlimmsten vorzubeugen; und nachdem wir ein paar langweilige Stunden gewartet, bis wir annehmen

konnten, daß die Oper aus war, gingen wir in der Stille nach dem Hause, wo die Sängerin wohnte.

Es war ein Haus von altmodischer Bauart. Hinter den beiden Zimmern, welche Lauretta selbst bewohnte, war ein kleiner, dunkler Gang, welcher sein Licht von einem Fenster in jeder der Thüren erhielt. Dieser Gang war eine Art heimlichen Zugangs, zu welchem nur sie selbst und Morell Schlüssel hatten. Dieser bediente er sich nun und ganz leise schlichen wir uns nach der Thüre zu einem Cabinette oder Boudoir, das wir ohne Hinderniß durch das Fenster sehen konnten. Es war erleuchtet und ein Tisch mit Erfrischungen und zwei Couverts stand gedeckt. Einen Augenblick nach unserer Ankunft wurde Trolle von dem Kammermädchen der jungen Dame eingeführt. Bei diesem Anblick begann Morell so zu zittern und zu beben, daß er sich an die Wand stützen mußte, und ich hatte meine Noth, die Scheltworte und Flüche zum Schweigen zu bringen, die er zwischen den Zähnen gegen das Kammermädchen ausstieß, von dem er eine andere Behandlung verdient zu haben behauptete. Ich betrachtete Trolle, während er allein da saß und wartete. Er hatte sich nach besten Kräften herausgeputzt, sah übrigens durchaus nicht wie ein glücklicher Liebhaber bei einem Stelldichein aus: er saß in Gedanken versunken da und mit neugierigem Staunen bemerkte ich, daß er eine kleine Kapsel, die er um den Hals an einer Kette trug, öffnete, betrachtete und küßte. Als man jedoch im selben Augenblicke jemand sich der Thüre nähern hörte, von der er gekommen war, verbarg er rasch die Kapsel und sprang mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf. Lauretta trat ein und nun begann sogleich eine Scene von völlig anderer Art, als man hätte erwarten sollen. Trolle, welcher auf die Thüre zugeeilt war, trat einen Schritt zurück, als ob er erschrocken wäre, verbeugte sich mehre Male und brachte endlich die höflichsten Entschuldigungen wegen seiner Anwesenheit vor.

Hier unterbrach der Großhändler den Erzählenden und fragte: „Konnten Sie denn hören, was sie sagten? Und welche Sprache sprachen sie?" —

Sie sprachen natürlich ziemlich ordentlich Deutsch und wir konnten jedes Wort hören. Die Sängerin antwortete freundlich, merkte jedoch bald, daß ein Mißverständniß stattfinden müsse. In großer Verlegenheit und mit tausend Bitten um Vergebung, daß er die junge Dame gestört habe, schickte sich Trolle an, das Zimmer zu verlassen, als Lauretta ihn zurückhielt und eine Erklärung seines sonderbaren Benehmens verlangte. Sie sagte: „Nach den Briefen, die Sie mir geschrieben, den Geschenken, die Sie auf die bescheidenste Art in meine Hände zu bringen gewußt, indem Sie dieselben in das eine oder andere Kästchen oder einen verborgenen Winkel legten, damit ich sie finden sollte, wenn Sie fortgegangen." . . .

Der unglückliche Trolle machte eine Bewegung, als wollte er umfallen und schlug sich vor die Stirne. Plötzlich aber faßte er Muth und sagte: „Ach, meine schöne Dame! Das unglückseligste Mißverständniß hat in dieser Sache geherrscht. Wie sollte ich, ein alter, unbedeutender Mann, mich erdreisten, meine Augen zu Demoiselle Lauretta zu erheben? Welche Schätze vermöchte ich einer Dame zu bieten, der die Vornehmsten und Reichsten zu huldigen wetteifern? und obendrein, wie könnte ich mir erlauben, so das Vertrauen eines Freundes zu mißbrauchen, der mich in Ihr Haus eingeführt und Sie selbst anbetet?" —

Mit Erstaunen sah ihn Lauretta an und fragte, was er damit meine? ob er von Sinnen sei? — Er gestand nun freimüthig, daß nicht sie, sondern ihre Tante die sei, um deren Gunst er geworben, und da sie denselben Familiennamen führe, ja denselben Anfangsbuchstaben des Taufnamens habe, so seien die Briefe gegen seinen Willen verwechselt worden; er behauptete indeß, daß der Inhalt hinreichend habe ausweisen müssen, wen er meinte; auch habe er mit Wink und Miene der Tante genugsam zu

verstehen gegeben, daß die kleinen Billets und Gaben für sie bestimmt seien.

Ich will nicht versuchen, die Erbitterung Demoiselle Laurettas bei dieser Entdeckung zu beschreiben; sie lachte und weinte, spottete und schalt zu gleicher Zeit, sie klingelte und befahl den herbeeilenden Dienstleuten, sogleich ihre Tante zu holen. Diese kam rasch herbei, das Mädchen und der Diener folgten ihr. Sie schienen Alle zu glauben, es brenne oder Mord und Räuber seien im Anzug. Die arme Tante wurde — wie man sagt, — wie ein Hund beim Kegelspiel empfangen, Lauretta überhäufte sie mit Vorwürfen und Scheltworten, sagte, daß sie in Verbindung mit dem alten Narren, welcher hier stehe, sie zum Besten habe, daß sie aus Bosheit und Neid ihr eine Demüthigung ohne Gleichen bereitet, eine unsittliche Aufführung sich habe zu Schulden kommen lassen, doppelt abscheulich für eine Frau in ihrem Alter, und befahl ihr zuletzt, sogleich das Haus zu verlassen. — Die unschuldige Delinquentin stand anfangs wie versteinert da; als die aufgebrachte Nichte jedoch am Schluß ihrer Rede ein Kästchen öffnete und ihr vor die Füße warf, daß der ganze Staat aus Schachteln und Futteralen fiel, schien ihr endlich ein Licht aufzugehen. Sie beeilte sich ihr Eigenthum zusammenzulesen und stieß das Kammermädchen bei Seite, das in derselben Absicht herbeigeeilt war. Die aufgebrachte Sängerin, deren starke Stimme bei dieser Scene ihren Ruhm bewährt hatte, warf sich nun erschöpft, weinend und halb ohnmächtig in das Sopha; Trolle hatte die Hand der Tante ergriffen und führte sie an ein Fenster, wo er flüsternd mit ihr sprach. Morell konnte sich nicht länger halten, sondern stürzte zum Schrecken Aller in das Zimmer, eilte auf Trolle zu, umarmte und preßte ihn an sich, als wollte er ihn aus lauter Liebe ersticken, dann eilte er zu der erzürnten Schönen, die ihn von sich stieß und auszuschelten begann. Ich fand nun, daß meine Gegenwart überflüssig sei und schlich mich leise zur Gang-

thüre, in welcher der Schlüssel glücklicher Weise noch stack, worauf ich mich aus dem Hause schlich und nach Hause ging, sehr vergnügt über den friedlichen Ausgang dieser kriegerischen Begebenheit.

Am nächsten Tage kam Morell zu mir, strahlend vor Freude. Weder seiner Geliebten projectirte Untreue, noch ihre nicht zu bändigende Gereiztheit, von der wir Zeugen gewesen, vermochten seine ungereimte Neigung wankend zu machen. Die Gereiztheit schien ihm sogar an ihr gefallen zu haben und die Untreue vergab er leicht, da sie — wie er sagte — gar nicht stattgefunden habe. Er erzählte, Trolle hätte seine Geliebte nach seinem Hôtel gebracht, wo er logirte, und für sie einige der besten Zimmer einer andern Etage eingerichtet, als der, in welcher er wohnte.

Ich verließ nun Berlin und trat nach meiner Bestimmung eine Reise an den Rhein an. Als ich nach Verlauf eines Monats wieder nach Berlin kam, fand ich Morell in sehr schlechter Laune, er hatte neuen Kummer und neue Nebenbuhler, die noch gefährlicher waren, als Trolle. Dieser dagegen schien sehr zufrieden und lebte in bestem Einverständniß mit seiner Dame, wie ich von Andern hörte; denn er selbst beobachtete das tiefste Schweigen über seine Verhältnisse und war in dieser Hinsicht ganz das Gegentheil von Morell. Da ich mich eigentlich auf der Heimreise befand und sie in wenigen Tagen fortsetzen wollte, so gab mir Trolle einige Commissionen nach Dänemark mit und äußerte, daß er sich den Winter über in Berlin aufzuhalten gedenke. Am selben Tage, an welchem er mir dieß sagte, wurden wir beide mit mehren Landsleuten zu einer großen Gesellschaft bei unserem Gesandten eingeladen. Nach Tische meldete man einige Reisende, welche bei dem Minister und seiner Frau Besuch machen wollten. Es war ein Graf von einem kleinen deutschen Hofe; er reiste mit seiner Frau auf einen Gesandtschaftsposten bei einem andern kleinen Hofe (ich erinnere mich weder des Hofes, noch des Mannes Namen). Er selbst

sah aus, wie ein grämlicher, ausgetrockneter Roué, seine Dame dagegen besaß ein ausnehmend feines und angenehmes Aeußere, ungeachtet sie nicht mehr jung war. Namentlich fiel mir ihre wunderbar melodische Stimme auf. In diesen Tönen, die ich nie vergessen kann, obgleich ich sie nur so kurz hörte, sprach sie mit der Frau des Gesandten von dem Schicksale, das ihr und ihrem Manne zu Theil geworden, nie lange an ein und demselben Orte zu bleiben. „In meiner Jugend," sagte sie, „fand ich etwas Anziehendes in diesem umherschweifenden Leben. In der Jugend ist man selbst neu und fühlt sich vom Neuen angezogen; beginnt man aber selbst älter zu werden, so fühlt man einen Drang, sich an das Alte, das Gewöhnte, anzuschließen. Davon könnte man wirklich auf den traurigen Gedanken kommen, daß diese Welt uns um so mehr anziehen werde, je näher wir daran sind, sie verlassen zu müssen." — Ich hörte aus dem Gespräche, daß man die Fremden vor mehren Monden schon in Berlin erwartet hatte, daß sie sich jetzt aber nur wenige Tage aufhalten wollten. Trolle und ich waren schon im Begriffe gewesen, zu gehen, als dieser Besuch angemeldet wurde. Nun wollte ich ihm einen Wink zum Gehen geben, als ich gewahr wurde, daß er sich der fremden Dame genähert hatte. Sie begrüßten sich als alte Bekannte, und als die Frau unseres Ministers indessen neuen Besuch von Damen erhielt, die ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, sah ich Trolle in tiefem Gespräche mit der deutschen Gräfin, ein Gespräch, das, wie es schien, von ihrer Seite mit milder, aber gewöhnlicher Höflichkeit geführt wurde, von seiner Seite jedoch mit einem Ausdrucke, den ich nicht beschreiben kann; es war eine Mischung von Ehrfurcht, von Glück und Schmerz, ein so wunderbares Spiel der Muskeln in seinem Gesichte, daß ich nicht wußte, ob ich bei seinem Anblicke lachen oder erschrecken sollte. Plötzlich stürzte der plumpe Ehemann auf sie zu und fragte seine Frau in rohem Tone:

ob sie im Sinne habe, ihre Wohnung bei dem dänischen Gesandten aufzuschlagen? — Sie sprang rasch auf und nahm Abschied. Ich weiß nicht, welche Bedeutung dieses flüchtige und unbedeutende Ereigniß für Trolle haben konnte; aber etwas muß darin gelegen haben, was es nun auch sei; denn er war mit einem Male ganz verändert und wir saßen kaum im Wagen, als er mich bat, ihn nach Hause zu fahren, da er unwohl sei und nicht an der kleinen Partie Theil nehmen könne, die wir für den Abend verabredet hatten. Am folgenden Tage erhielt ich ein Billet von ihm, in welchem er bat, seine nach Dänemark bestimmten Briefe ihm zurückzusenden, da er eingetretener Umstände wegen seinen Entschluß geändert und nun selbst nach Hause zu reisen gedenke. Schon am nächsten Morgen verließ er Berlin und da ich noch ein paar Tage blieb, hörte ich von Morell, daß Mademoiselle Lauretta sich mit ihrer Tante versöhnt und Letztere wieder mit einer bedeutenden Geldsumme, die ihr Trolle verehrt, in ihr Haus zurückgekommen.

Nachdem die beiden Männer, deren Gespräch wir hier berichteten, auf ihre Uhren gesehen und den allzu raschen Flug der Zeit beklagt, eilten sie fort. Der junge Maler ging gleich darauf. Gegen seine Absicht war er Zeuge ihrer Erzählungen, die sie sich mit lauter Stimme und ohne, daß das Mindeste auf ein Geheimniß deutete, mittheilten. Doch hatte der junge Mann, da er vermuthete, daß die Sprechenden seine Nähe vergessen, sich sogleich aufgemacht und seine Arbeiten zusammengepackt; aber das, was er hörte, erweckte seine Neugierde und den Wunsch, etwas von der wunderlichen Person zu erfahren,

deren stierer Blick auf dieselben Fenster und denselben Gegenstand gerichtet gewesen, der ihn selbst an diesen Ort geführt und der nicht blos in dem Bilde lebte, das er eben zu entwerfen im Begriffe war, sondern auch in seinem eigenen Herzen. Er konnte sich nicht losreißen, setzte sich still wieder nieder und hörte die oben mitgetheilten Erzählungen. Der Held derselben flößte ihm ein Interesse ein, das er sich selbst nicht erklären konnte, da dieser Mann weit entfernt war, wie man sagt, die Palme in der Hand zu tragen, weder von ästhetischer, noch moralischer Seite. Er ging, den Kopf voll von dem, was er gehört und gesehen, nach Hause und entwarf auf dem Papiere eine Carricatur, deren Aehnlichkeit mit Trolle auffallend und unverkennbar war. Er betrachtete sie lächelnd und wohlgefällig und verbarg sie dann in seiner Mappe bei dem jugendlichen Bilde der Geliebten. Der junge Künstler blickte auf dieses und sagte bei sich selbst: „Das frische blühende Gesicht wird sich weit besser ausnehmen, wenn ich es ordentlich mit Oelfarbe male. Das, denke ich, wird mir glücken, wenn ich diese Zeichnung vor Augen habe; denn es ist wirklich außerordentlich ähnlich, aber einmal muß sie mir noch sitzen, mir sitzen. Ich muß über mich selbst lachen: Die ganze Straße und zwei Fensterscheiben sind zwischen mir und ihr. Ich könnte sie ungefähr ebenso gut aus dem Gedächtnisse abzeichnen. Aber . . . . mir ist, als könnte ich sie so deutlich sehen, ihre Nähe begeistert mich . . . und noch mehr der liebevolle Gruß, den sie mir verstohlener Weise sendet. Sie weiß es, sie ahnt es, daß es ihr Bild ist, an dem ich arbeite, und daß es mein Schatz und Trost in meiner Einsamkeit sein soll. Wie der alte Bursche, der Trolle, so vertieft in ihrem Anblick war: Sollte er ein Nebenbuhler sein? In dem Herzen meiner Elise brauche ich keinen Nebenbuhler zu fürchten. Aber ihre Mutter? Bei ihr könnte ein Schwiegersohn, wie der alte Herr, der reich sein und einen Titel haben soll, ein gefährlicher

Nebenbuhler werden, nicht blos für mich, sondern auch für Mörk! Ach, ich könnte das wünschen, nur um Mörk zu ärgern. Meine Elise würde sich doch nicht zwingen lassen und die gute Großmutter wird ihr gewiß eine treue Alliirte sein. Na! ich will mich nicht von künftigen Sorgen quälen lassen, die gegenwärtigen könnten mehr als genug sein. Frischer Muth zwingt den Gegenwind sich zu drehen, sagte ein alter Seemann." —

Der Maler nahm nun die Carricatur in die Hand und betrachtete sie aufmerksam: „Hm! diese Carricatur ist mir recht geglückt! Ich kann selbst nicht klug daraus werden, was mich an diesem Original und seinen albernen Legenden so ungemein anspricht. Es kommt mir wie ein verwirrtes Räthsel vor, dessen Auflösung ein bedeutungsvolles Wort sein muß, eine lächerliche Maske, hinter der ich ein interessantes und trauriges Gesicht ahnte."

Am nächsten Vormittage saß der Maler wieder im Fenster des Conditors mit seinem gewöhnlichen Glas Wasser und Zuckerbrod, die schwarze Kreide neben sich und die geöffnete Mappe vor sich, auf deren einer Seite Elisens nunmehr vollendetes Bild und auf deren anderer die erwähnte Carricatur lag. Er war gerade damit fertig und sagte bei sich selbst: „So, ganz so, wie sie hier sitzt, will ich sie malen. Hinter dem Fenster soll sie sitzen. Es soll offen stehen und zur Einfassung für das anmuthige Bild dienen: die dunkelrothe Gardine wird das braune Haar, die frischen Lilien und Rosen auf Angesicht und Hals heben; der kleine Vogel in seinem Bauer mit den Reseden sollen im Rahmen des geschlossenen Fensters, der Nähtisch mit dem Buche und dem niedlichen Arbeitskorbe vor ihr stehen, aber das schmucke Gesicht darf man nicht im Profil sehen, wie jetzt. Nein, en face werde ich es aufnehmen. Das soll mir einen von den Augenblicken verewigen, in welchen sie schüchtern und bange davor, überrascht zu werden, mir einen der

holdseligen Grüße sendet, von denen mir heute noch keiner zu Theil geworden. Sie hat doch herübergesehen, aber gerade, als ob sie mich nicht sähe. Mama muß in der Nähe sein." Im selben Augenblicke wandte das junge Mädchen ihr Gesicht nach dem Fenster des Conditors, nickte und lächelte dem glücklichen Freunde zu, während eine sanfte Röthe über die kindlich runden Wangen flog. Der entzückte Liebhaber beantwortete ihren Gruß mit leuchtenden Augen und nachdem er sich vor den Blicken der Vorübergehenden in Sicherheit gesetzt, sprang er auf und hielt die Zeichnung in die Höhe, während er mit Zeichen und Blicken seine Meinnng verständlich machte. Elise zeigte ihrerseits, daß sie ihn vollkommen verstand, sie wagte sogar ihre kleine Hand den Lippen zu nähern und dem Künstler einen Kuß zum Lohn zuzuwerfen. Er beantwortete ihn auf dieselbe Weise von Herzensgrund und drückte das Bild an seine Brust.

Elise eilte rasch vom Fenster weg und der junge Mann, der unter diesem fröhlichen Signalisiren, weder Ohr noch Sinn für die Welt hatte, die hinter ihm lag, wandte sich nun um und sah Trolle, der auf die erwähnte Carricatur seiner eigenen Person herabgebeugt dastand und sie aufmerksam betrachtete. Bei diesem Anblick erschrack der Maler. Unbeschreiblich verlegen, als ob er über einem Bubenstreich ergriffen worden, blieb er ganz stumm stehen, ohne zu wissen, was er sagen oder thun sollte. Trolle erhob seine hohe Gestalt und erschien dem Maler in diesem Augenblicke noch größer, als er war. Er lächelte und ohne ein Zeichen, daß er sich beleidigt fühle, sagte er: „Wirklich! ich kann selbst sehen, daß diese Carricatur mir ganz frappant ähnlich sieht. Natürlich mag ich nicht gerade glauben, daß meine Gestalt so gespensterhaft, daß meine Beine so mager und meine Füße so lang sind; aber wie dem auch sei, ich will diese Mängel gerne verschmerzen, wenn ich auf der andern Seite glauben dürfte, daß mein Gesicht wirklich diesen Ausdruck besitzt,

den Sie ihm gegeben, denn aufrichtig gesprochen, ich finde, daß trotz der scharfen Nase, der verfallenen Züge doch noch etwas Interessantes in dieser Physiognomie ist.“ — „Ja, gewiß, darin haben Sie Recht!“ rief der Maler, ganz leicht ums Herz und gerührt von der Gutmüthigkeit des alten Mannes. Mit einer schüchternen und treuherzigen Miene fügte er hinzu: „Ich kann Sie wirklich versichern, daß es nicht ein unfreundliches Gefühl war, was meinen Pinsel bei diesem flüchtigen Entwurfe führte, und wenn Sie es nicht unbescheiden finden wollen, so möchte ich Sie bitten, — wenn es Ihnen mal gelegen und Sie nicht genirt — mir die Ehre zu geben, mir zu sitzen, damit ich ordentlich und ruhig das Vergnügen haben kann, Ihr Portrait zu malen. Ich habe bereits mehre gemalt, die nicht mißglückten.“ — „Sie sind zu gütig, mein junger Herr! Es wäre fast eine Sünde, die schöne Kunst dazu zu mißbrauchen, etwas darzustellen, was eigentlich einem abgestorbenen Baume gleicht, doch nehme ich mit Dank Ihr Anerbieten an. Es ist zu verführend für mich, mein Gesicht — wie soll ich es nennen? — idealisirt — das ist nicht mal das rechte Wort — nein, ich möchte sagen, mild und christlich beurtheilt zu sehen, wie Sie mich bereits in dieser Carricatur behandelten. Ich dachte manchmal mit Kummer an das Doppelwesen, das in uns Menschen ist und das sich gewiß auch in unsern Gesichtszügen ausprägt. Die schlimme Seite unseres geistigen Wesens muß durch die Malerei hervorgehoben werden können, wie durch Worte, und wahr und ähnlich sein: ganz wie die gute. Die Carricatur pflegt eine solche Darstellung unserer schlechten und lächerlichen Seite zu sein, deßhalb amüsirt sie uns, wie die Satire, ja leider wie die Verläumdung. Aber Sie haben, indem Sie eine Carricatur von mir machten, was die Physiognomie betrifft mich wirklich von der guten Seite geschildert und dafür empfangen Sie meinen Dank. Ein Künstler sieht durch die äußere Schaale; was Andere nicht gewahr

werden, das offenbart sich für ihn im Menschen und in der Natur, und deßhalb kann auch zum Beispiel ein abgestorbener Baum, wie ich vorhin sagte, von unbezahlbarer Wirkung in seinem Werke sein, während man ihn in der Wirklichkeit ausrotten würde. Da ich jedoch nun so glücklich bin, eine Bekanntschaft gemacht zu haben, die ich mir nicht so leicht aus der Hand möchte schlüpfen lassen, so bitte ich Sie, mir die Ehre zu geben, mein Gast bei einem Frühstücke und einem Glase Madeira zu sein, oder womit es Ihnen sonst beliebt, unsere erste Begegnung einzuweihen. Mein Name ist Trolle, und der Ihre?" — „Mein unbedeutender Name ist Anton Werner. Ihr Name, Herr Legationsrath, war mir bereits bekannt. Ich hörte ihn gestern von den Herren, welche hier waren." — „Legationsrath! Ja, dieser Titel kömmt mir immer wie ein Spottname vor; man gab ihn mir, um mit meiner bürgerlichen Thätigkeit zu spotten, die es nie höher, als bis zu einer Null gebracht. Ich habe beständig meinem Diener verboten, mich bei diesem Titel zu nennen und meine Freunde — unter welche ich Sie rechnen zu dürfen wünsche — bitte ich, mich ganz einfach Trolle zu nennen."

Das Frühstück wurde nun hereingebracht. Trolle zeigte sich bei diesem kleinen Mahle als ein aufmerksamer und zuvorkommender Wirth und das Gespräch wurde auf beiden Seiten sehr lebendig. Indessen machten sie, Jeder für sich, die stumme Bemerkung, daß der Andere, während des Ganges der Unterhaltung nicht vergaß, die Fenster des Nachbarhauses im Auge zu behalten, an welchen sich übrigens Niemand sehen ließ. Ehe sie sich trennten, verabredeten sie, am nächsten Tage sich am selben Orte wieder treffen zu wollen, um sich über Trolles Portrait zu besprechen: darauf ging Jeder seines Weges.

Schon vor der bestimmten Stunde kam Trolle am folgenden Tage. Das junge Mädchen sowohl, als die ältere Frau saßen beide am Fenster, wie es schien, in tiefem

Gespräche. Trolle schien dieß schon zu wissen, ehe er bei dem Conditor eintrat; denn in einer Hast, als wollte er einen Vogel im Fluge fangen, eilte er durch das Zimmer, ohne den sich verbeugenden und lächelnden Aufwärter eines Blickes zu würdigen. Er warf sich in einen Stuhl, zog seine Doppellorgnette hervor und beide Ellbogen auf den Fenstersims stellend, versank er ganz in die Betrachtung der beiden Damen, welche ihrerseits ihn durchaus nicht zu bemerken schienen. Der Aufwärter, der ihn bereits als einen Gast ausgezeichnet, welcher alle Aufmerksamkeit verdiene, näherte sich höflich und fragte, ob er nichts zu befehlen habe. Nachdem er mehremal seine Frage wiederholt, antwortete Trolle endlich: „Geben Sie mir, was Sie wollen, was Sie gerade zunächst haben.“ Als der verwunderte Diener dieß brachte, wandte Trolle sich an ihn und sagte: „Wer sind die Leute, die im Erdgeschosse gegenüber wohnen?“ — Mit großer Bereitwilligkeit antwortete der Aufwärter: „Das ist die Frau Derby, eine Beamtenwittwe, welche mit ihrer Mutter und Tochter dort wohnt.“ — „Ist das die Frau, welche dort dem jungen Mädchen gegenüber sitzt?“ — „Die mit dem blauen Bande an der Haube? Nein, das ist nicht die Frau, es ist ihre Mutter.“ „Wie heißt sie?“ — „Ja, das erinnere ich mich wirklich nicht. Es ist die Wittwe eines Schiffkapitäns. Sie hat etwas Vermögen von ihrem Manne geerbt, von dessen Renten sie leben, denn die Pension der Frau Derby ist wohl nicht groß.“ — „Leben sie in bedrängten Umständen?“ — „Nein, das glaube ich gerade nicht. Sie haben zwar nichts übrig, aber sie sind sparsam und genügsam und leben ziemlich ordentlich.“ Trolle antwortete nicht, sondern seufzte und wandte wieder Augen und Gedanken auf einen Punkt nicht im Leben, sondern auf der Straße.

In dieser Stellung traf ihn Werner, und verwundert und verdrießlich blieb er einige Augenblicke stehen, ehe er ihn anredete. Mit halb verlegener Miene wandte

Trolle sich nach ihm um und bat ihn freundlich, heute wieder sein Frühstück theilen zu wollen. Werner entschuldigte sich mit Mangel an Zeit und machte den Vorschlag, die Staffelei und die übrigen Apparate zu Trolle schicken zu wollen, um ihn dort zu malen, und ihm die Mühe zu ersparen, in ein entferntes Quartier gehen und viele Treppen steigen zu müssen. Nach einem kurzen Höflichkeitsstreit wurde dies so verabredet und ein Tag bestimmt, an welchem man zum Werke schreiten wollte; und als dies geschehen, ließ der junge Maler sich nicht abhalten und eilte fort. In dem vordersten Zimmer trat er jedoch an's Fenster und suchte seiner Geliebten einen flüchtigen Gruß zuzuwerfen, den sie auf dieselbe Weise beantwortete. Nicht in der besten Laune ging er fort und sagte bei sich selbst: „Was soll das doch heißen? daß der alte Trolle, ich möchte beinahe sagen, der alte Kobold (Trold) da sitzt und meine Elisa mit seiner großen Lorgnette anglotzt, als ob er eine Klapperschlange wäre, die mit ihrem Stieren sie in ihren gefräßigen Rachen hinabziehen wollte? — Ist er toll? Oder ist er, wie der fremde Mann andeuten zu wollen schien, ein herzloser Verführer? In seinen Jahren! wie abscheulich! Aber herzlos, das glaube ich nicht. Da müßte jedes sympathetische Gefühl lügen. Welcher Ausdruck in seinen Augen! in seiner Stimme! welcher Verstand, welche Gutmüthigkeit in seinem Gespräche! — Nein, ich will glauben, daß ein unglücklich Schicksal, etwas Verfehltes in seinem Leben ihn auf Abwege in seiner Jugend gebracht; aber daß er jetzt in ältern Tagen, ohne Leidenschaft . . . Du guter Gott, weßhalb sitzt er aber den ganzen Tag da und stiert nach dem Fenster hinüber, daß ich, wie es heute der Fall war, nicht mal den schwachen Trost haben konnte, mich mit dem Anblick des liebenswürdigen Mädchens eine halbe Stunde zu erheitern, da ich sie nicht mehr in der Nähe sehen darf. Nein, vielleicht ist es gut, daß ich bisweilen in diesem bescheidenen Glücke ge-

stört werde. Mein täglicher Besuch beim Conditor kann leicht entdeckt werden und die Absicht ist unschwer zu errathen. Merkt der fatale Mörk etwas von dem kleinen Telegraphen, den Elise und ich stillschweigend errichteten, so ist der Teufel los und Elise hat Verdruß davon. Vorsichtig muß ich sein. Aber ich kann mir doch selbst nicht läugnen, ohne meinem geliebten Mädchen ein Wort davon zu sagen, daß ich stets derselbe bin, daß ich mich nach ihr sehne und nur an sie denke. Auch muß ich sehen, ob in dem Hause Alles noch beim Alten ist. O Trolle! Ja ihn muß ich auch im Auge behalten."

Es verflossen einige Tage, ohne daß Werner und Trolle beim Conditor zusammentrafen. Auch beobachtete der Maler in Folge seiner oben erwähnten Betrachtungen die Vorsicht, nicht täglich und namentlich nicht lange sich bei dem lieben Fenster aufzuhalten, sondern begnügte sich ab und zu damit, einige Male die Straße auf und nieder zu gehen und einen glücklichen Moment abzuwarten, Elisen einen flüchtigen Gruß zuzusenden. Diese Art von Stelldichein fand immer zu bestimmter Vormittagsstunde statt, und das junge Mädchen verfehlte selten, den Gruß des Geliebten abzuwarten und zu beantworten, und zwar so verständlich für ihn, als unbemerkt für alle Andern.

Indessen hatte sich der junge Maler, der Verabredung gemäß, bei Trolle eingefunden, um das erwähnte Bild zu beginnen. Er fühlte sich angenehm überrascht, als er die stille Wohnung betrat, denn Alles, von dem alten Diener bis auf den Hühnerhund herab, kam ihm mit unverstellter Freundlichkeit entgegen, ja selbst ein großer grauer Papagei verbeugte sich höflich, um ihn zu Liebkosungen aufzufordern. Die ganze Umgebung trug das Gepräge der Ruhe und Behaglichkeit. In einem hellen Zimmer, dessen Fenster auf einen Garten hinausgingen, fand Werner seine Staffelei aufgestellt. Ein Kaffee- und Frühstücktisch war zierlich gedeckt, und mit heiterer Miene lud Trolle ihn ein, einige Erfrischungen

zu sich zu nehmen, ehe er seine Arbeit beginne. Der alte Mann war in auffallend guter Laune. Er hatte sich auf das Beste herausgeputzt, und der Maler konnte sich eines Lächelns kaum enthalten, als er ihn betrachtete. Er sagte bei sich selbst: „Ich hatte im Sinne, ihn im Schlafrocke oder Oberrock zu malen, um damit sein sonderbares Costüm zu vermeiden; aber ich glaube, ich hatte Unrecht. Dieser feine, grüne Rock, diese goldgewirkte Weste von Atlas paßt für den ganzen Mann. Solche altväterische Zierlichkeit erscheint wie ein Theil seines Lebens.

Als sowohl Meister, wie Modell ihre Plätze eingenommen, und der erste Entwurf gemacht war, kam der alte Diener hereingeschlichen und schielte mit unsäglich lächelndem Gesichte nach dem begonnenen Werk, und der Maler sah in einem Spiegel, daß er hinter seinem Rücken dem Herrn Zeichen gab, als wollte er sagen: „Wie wird das ähnlich und hübsch!" Auch der Hund setzte sich neben ihn und betrachtete mit klugen Augen das ungewöhnliche Schauspiel. Mit einem wehmüthigen Gefühle dachte Werner: „Es scheint, mein Kommen und meine Arbeit macht Epoche in diesem Hause. Wie eintönig hier das Leben sein muß, ließe sich hieraus schließen, wenn ich mir nicht vorher denken könnte, wie leer das Leben eines alten Hagestolzen ist, selbst mitten in allem Ueberfluß." —

Daß sich indessen in dem Innern des alten Hagestolzen ein Leben regte, das nichts weniger als leer war, davon überzeugte sich Werner immer mehr, so oft er auf diese Weise einige Stunden mit ihm verlebte. Trolles Gespräch war so reichhaltig, er erzählte mit so großer Lebendigkeit von fremden Ländern, wo er sich aufgehalten, von merkwürdigen Personen die er gekannt, er äußerte ein so großes Interesse für die schönen Künste, sprach mit so großer Sachkunde und Geschmack von älterer und neuerer Literatur und Kunst, daß Werner sich bald nach der Stunde, die ihn zur Arbeit rief, wie nach einem großen Vergnügen sehnte.

Ja es ging so weit, daß er ihm vergab, sogar beinahe vergaß, daß er ihn bei dem Conditor getroffen, wie er nach Elisens Fenster hinüber lorgnettirte. „Ach!" dachte der junge Liebhaber, „wie kann es mich ärgern, daß er sich bei ihrem Anblick ergötzt und verjüngt? Wer wird nicht hingerissen, wenn er sie betrachtet!" Auch Trolle schien täglich mehr Behagen an der Gesellschaft seines jungen Freundes zu finden. Er sehnte sich mit Ungeduld nach seinem Erscheinen und suchte sich auf alle Arten seine Gegenwart zu sichern. Beinahe jedesmal, so oft er ihn gesehen, lud er ihn ein, mit ihm in einer Restauration, wohin er gewöhnlich kam, zu Mittag zu speisen, und bei dieser Gelegenheit wußte er nicht, was er erfinden sollte, um es seinem Gaste recht angenehm zu machen. Er lud ihn auch ein, das Theater mit ihm zu besuchen, und um dem jungen Mann ein Vergnügen zu machen, betrat er jetzt diesen Ort, wohin er in vielen Jahren keinen Fuß gesetzt. Aber er wurde für diese Gutmüthigkeit dadurch belohnt, daß sein Interesse für diesen Genuß, der in seinen früheren Jahren zu seinen liebsten gehörte, nun auf's Neue in ihm erwachte, und so begann für Beide ein angenehmeres Leben. Der Alte freute sich, geben zu können, und der Jüngere, den sein knappes Auskommen von allen Vergnügungen seines Alters ausschloß, freute sich des Empfangs.

Eines Tages sagte Trolle zu ihm: „Etwas, was mich sehr an Ihnen freut, ist der Vorzug, den wenige Künstler mit Ihnen theilen. Sie erwarben sich nämlich die wahre Bildung. Nicht blos, was unmittelbar zu Ihrer Kunst gehört, haben Sie sich erworben, sondern Alles, was dazu gehört, ein Mensch in des Wortes wahrer Bedeutung zu sein. Sagen Sie mir, haben Sie studirt?" — Werner antwortete lächelnd: „Nein, leider nicht! Ich kann nur wie Trop sagen, ich war nahe am Examen. Mein Vater hatte mich zum Studium bestimmt, und als kleiner Knabe besuchte ich eine gelehrte Schule, aber ein

Jahr, ehe ich das Examen artium machen sollte, starb er, und ich mußte das Studiren aus Mangel an den nöthigen Mitteln aufgeben." — „Wie das? nahm sich Niemand Ihrer an?" — „Nein und ja, kann ich antworten, mein Vater war Bevollmächtigter eines großen Handlungshauses. Meine Mutter war todt. Er hatte blos mich und ich nur ihn. Alles, was er besaß, verwandte er auf meine Erziehung. Da ich eine überwiegende Lust zum Zeichnen und Malen besaß, so verschaffte er mir einen guten Lehrer. Der machte mir große Freude, und alle meine freie Zeit, ja eigentlich mehr, als meine freie Zeit verwandte ich darauf, mich in der theuren Kunst zu üben. Als mein Vater starb, war ich wirklich verlassen, ohne Freunde und Verwandte. Der Wirth des Hauses, wo wir wohnten, nahm sich meiner Noth an und machte mir den Vorschlag, seine Kinder im Zeichnen zu unterrichten, und dagegen ein Zimmer und freien Tisch bei ihm zu haben, was ich natürlich mit Dank annahm. Am selben Tage kam mein Zeichenlehrer zu mir, und erfreut darüber, daß ich nun seinem oftwiederholten Rathen, mich ganz seiner Kunst zu widmen, folgen wolle, führte er mich zu einem der Professoren der Kunstacademie, der mich mit großer Güte aufnahm und mir sogleich eine Stelle als Eleve der Academie verschaffte. Ich muß mit Dank anerkennen, daß mir von Seiten der Academie alle Aufmunterung und Unterstützung zu Theil wurde; auch habe ich für den Augenblick einige Informationen, und diese gewähren mir das Nöthige zum Unterhalt. Da haben Sie in Kürze meinen ganzen Lebenslauf, und die Rechenschaft von all meinem dürftigen Glücke." —

„O mein lieber junger Freund! Nennen Sie ein solches Glück nicht klein! Eines Künstlers Loos! Wollten Sie es gegen etwas Anderes vertauschen?" — „Vielleicht möchte ich es nicht, wenn ich wirklich im Ernste glauben dürfte, daß ich ein wahrer Künstler sei; aber der Zweifel an meinem Beruf martert mich in mancher Stunde. Ich

sehe aus Ihrer Miene, daß Sie mich trösten wollen, oder daß Sie mir vielleicht das Unrecht thun, mir eine affectirte Bescheidenheit zuzutrauen. Aber ich will so aufrichtig sein, meine schwachen Seiten vor Ihnen darzulegen. Sehen Sie! hätte ich eine wahre Künstlerseele, so müßte in ihr eine große Beweglichkeit, eine Schöpferkraft vorhanden sein, die — wie das christliche Lehrbuch sich ausdrückt — aus Nichts oder aus untauglichem Stoffe etwas zu bilden im Stande ist. Ich müßte, wie Sie selbst kürzlich sagten, sehen können, was vor dem gemeinen Auge verborgen liegt, das Schöne im Trivialen, den Schmetterling in der Larve erkennen können. Aber hier fehlt es mir. Nur ein einziges Mal vermochte ich eine Arbeit nach Aufgabe auszuführen. So oft ich die Preisaufgaben der Academie erfahre, nehme ich mir vor, zu concurriren; aber meine Einbildungskraft ist selten oder nie so beweglich, daß sie einer nicht selbst gewählten Aufgabe einen idealen, der Kunst würdigen Gesichtspunkt abgewinnen könnte. Und das ist thöricht; denn geben Sie Thorwaldsen eine Aufgabe, welche Sie wollen, bestellen Sie bei ihm z. B ein Grabmal für einen unbedeutenden Philister, und ohne zu schmeicheln, ohne Alles, was man unwahr nennt, wird er etwas Edles und Schönes zu bilden wissen, etwas, was hinreißt und uns auf den Schwingen der Poesie zum Himmel erhebt, wohin kein Mensch bei solcher Gelegenheit zu kommen gedacht. Ach! diese Kraft fehlt mir, diese liebenswürdige Schmiegsamkeit, das ist mein größter Kummer. Es geht mir auch so mit Portraits. Auf triviale Gesichter, und das sind ja die Meisten, kann ich keinen Fleiß verwenden; sie werden nachlässig behandelt; ja, das geht so weit, daß diejenigen von meinen Schülern, denen das Talent mangelt, unter meiner Unlust, sie zu unterrichten, leiden. Es sind meist Kinder, und die Aeltern, welche alle Vollkommenheiten an ihnen sehen, finden auch Talent zur Malerei. Die Meisten aber besitzen weder Genie, noch Fleiß, und wenn ich so den

größten Theil des Tages mich mit Stundengeben geplagt, sehne ich mich, nach Hause zu kommen und mich mit Arbeiten nach meinem Sinne zu beschäftigen; ich vermag auch nur nach meinem eigenen Kopfe zu arbeiten. Das, was mich nicht interessirt, lasse ich von Tag zu Tage unberührt stehen, und das ist in zweifacher Weise mein Unglück; denn gerade der schwere Ballast undankbarer Arbeit macht es dem jungen Künstler möglich, sein kleines Boot flott zu machen. Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen! Diesen ersten Fluch der gefallenen Erde fühlt e r vielleicht am schwersten von Allen."

„O lieber Werner! Sie nennen dieses Gericht einen Fluch. Vor vielen Jahren sagte Rahbeck irgendwo: Dieser sogenannte Fluch sei der größte Segen. Wie oft sind mir diese Worte nicht eingefallen, mir, der ich, wie so so mancher Andere, das Unglück fühlte, zu Reichthum geboren, und in dem Gedanken erzogen zu sein, daß ich mir nicht die Wege durch das Leben zu bahnen brauche, daß sie bereits geebnet und ich nur zu wählen habe, welchen Pfad ich einschlagen wolle. Gerade diese scheinbare Freiheit hat mich untreu gemacht. Wäre ich ein armer Student gewesen, so würde mir mein Vater die Freiheit gegönnt haben, das zu wählen, wozu ich Beruf zu haben glaubte. Ich wäre Arzt geworden, ich hätte mich dem Studium der tröstenden, wohlthätigen Wissenschaft gewidmet, die mir nun fremd und unbekannt ist. Ich wäre den ganzen Tag umhergegangen, den Kranken zu helfen und die Betrübten zu trösten, und da ich mit den Betrübten sympathisirte, so würde ich dadurch mich selbst getröstet haben. Was an meinen Pflichten trivial und beschwerlich gewesen, hätte ich als den Acker betrachtet, den ich mit meinem Schweiße bearbeiten sollte, aber eine um so seligere Ruhe würde mich in meinem stillen Studirzimmer erwartet haben, denn gerade in dem Theile unserer Arbeit, der uns als Bürde auferlegt ist, liegt eine Befreiung, vorausgesetzt, daß der Zwang nicht

zu groß ist und daß wir unsern Theil mit gutem Willen ausrichten, denn dieser Druck befreit uns von einem weit unerträglicheren, nämlich dem der Zeit, der leeren Zeit. Und hier fühlen wir die rechte Bedeutung unseres Sündenfalles, diese Schwachheit in unserer menschlichen Natur, welche die Ursache ist, daß wir nur für Augenblicke können begeistert werden, daß wir stets die Schuld an die Nothdurft der Erde bezahlen müssen, um mit frischem Muthe und liebevoller Sehnsucht uns an das hinzugeben, was ihr nicht gehört; und deßhalb meine ich mit Rahbeck, daß der Urtheilsspruch, wir sollen unser Brod im Schweiße unseres Angesichtes essen, kein Fluch ist, sondern ein Heilmittel, welches der Göttliche mitleidig der gefallenen Menschheit reichte, damit sie in der Arbeit, die ihr eine Bürde dünkt, das Glück der Arbeit finde, die ihr eine Ruhe ist und so ihre höhere Natur erkenne und sich ihrer höheren Bedeutung erinnere."

„Aber," sagte Werner, „für jede edlere Natur gibt es ja Beschäftigung genug in Kunst und Wissenschaft, Studien genug, welche sie von dem Drucke der Zeit befreien können, ohne daß sie so manche schöne Stunde ihres kurzen Lebens opfern müßte, um sich ein knapp zugemessenes Brod zu erringen. Sie selbst sind ja ein Beweis für meine Behauptung. Die mancherlei Kenntnisse, die Sie sich erworben, sind allerdings nicht von sich selbst, ohne Studium und Arbeit gekommen; aber zu dieser Arbeit waren Sie nicht um des täglichen Brodes Willen gezwungen. Und außerdem ist ja niemals Mangel an Last, Schwerem und Stoffartigem, was ich den Ballast in jeder Kunst nannte; und davon kann man genug haben, ohne eines größeren Druckes zu bedürfen."

„Verstehen Sie mich recht? Es ist durchaus nicht meine Meinung, daß ein Mensch seine Kräfte in Arbeiten zersplittern soll, die mit seinem eigentlichen Berufe heterogen sind, sondern daß er seine Kräfte irgend einem Berufe widme, als Etwas, das an sein Leben und seine

Kraft einen Anspruch hat, etwas, was er also auch nicht wegen jedes plötzlichen Einfalles auf die Seite setzen darf, mit dessen Schwierigkeiten er im Gegentheile kämpfen und Alles daransetzen muß, sie zu überwinden. Sehen Sie, das thut selten der, der zum Reichthum geboren ist. So manche Wege zur Thätigkeit stehen ihm offen, daß er sich am Ende von allen abwendet. Gold reizt zum augenblicklichen Genusse, es ebnet so Vieles, nicht blos zum Guten, sondern auch zum Bösen. Es predigt die falsche Lehre, daß es Unrecht wieder gut machen könne, die versäumte Zeit wieder zurückzubringen vermöge, — als ob dies in menschlicher Macht stünde, als ob Jemand ohne Gott das Gute aus dem Bösen sich entwickeln lassen könnte. Gold schmilzt, ohne etwas Gutes und Schönes gewirkt, das Leben schwindet, ohne das Ziel erreicht und die höchste Sehnsucht, die besten Wünsche zufrieden gestellt zu haben. Wie ganz anders ist ein Leben, das dem armen Künstler oder Gelehrten winkt, sich selbst seinen Weg zu bahnen; die Nothwendigkeit führt ihn als ein strenger, aber sicherer Mentor den rechten Weg, und die Muse begleitet und tröstet ihn für jeden Verlust. Die Muse ist eine edle Geliebte, sie fragt nicht nach Rang und Stand, nach Convenienz und unwahren Tugenden, sie gibt sich nicht halb dem hin, der sich ihr ganz widmet, sie mildert seine Sorgen, und ich glaube, nur in ihrem Umgang muß es möglich sein, seine einzige irdische Geliebte zu vergessen. Kein Mensch liebt mehr als einmal."

Trolle schwieg und seufzte tief. Werner seufzte auch. Er ging bald nachher in tiefen Gedanken fort und wiederholte bei sich selbst: „Kein Mensch liebt mehr, als einmal! Ja, mein Herz glaubt diese Worte gerne! Kein Mensch liebt mehr, als einmal! — Wie seltsam sind doch diese Worte in Trolles Munde! Er, von dem man so wunderbare Abenteuer erzählt? Er, den ich noch gestern in der Anschauung meiner Elise versunken sah! — Dieses Räthsel ist nicht so leicht zu errathen."

Trolles Portrait war so weit fertig, daß er nicht

mehr zu sitzen nöthig hatte. Werner wünschte es nach Hause zu nehmen, um die letzte Hand an seine gelungene Arbeit zu legen und ließ es zu dem Ende abholen. Eines Tages, als er gerade davor saß, trat das lebendige Original in die Thüre. Der überraschte Maler empfing ihn höflich und bedauerte, daß sein Gönner so viele Treppen habe steigen müssen, um ihn in seiner dürftigen Wohnung aufzusuchen. Trolle, dem man keine Anstrengung anmerkte, antwortete: „Ei, meine dünnen Beine, deren Länge Sie wohl kennen, laufen noch so rasch, als in meinem zwanzigsten Jahre. Das Gehen ermüdet mich nicht sehr; dagegen saugt mir die Sehnsucht das Herzblut aus und ich sehnte mich während der vier Tage, die ich Sie nicht gesehen, recht herzlich nach Ihnen. Mein Zimmer war so behaglich, so lange die Staffelei dort stand und der Maler beinahe jeden Tag kam. Nun habe ich mich an Ihren Umgang gewöhnt und Sie wissen nicht, was Gewohnheit in meinen Jahren heißt: Weßhalb können Sie nicht zu mir kommen, wenn Sie nicht malen?“ Werner antwortete mit ungeheuchelter Wärme auf diese Anrede: er fühlte sich neu belebt durch diese Güte und Theilnahme, die so unerwartet ihre Sonnenstrahlen in sein einsames Dasein warf.

Trolle sah sich im Zimmer um und betrachtete die Skizzen, sammt den ganz und halb vollendeten Bildern, die es anfüllten. Unter diesen Letzteren war Elisens anmuthiges, mit auffallender Vorliebe ausgeführtes Portrait. „Vortrefflich!“ rief Trolle, indem er mit gekreuzten Armen davor stehen blieb. Lächelnd wandte er sich dann an Werner und sagte: „Nicht zum ersten Male sehe ich dieß Bild; das heißt: die Zeichnung, nach der es gemacht ist, die sehr hübsche Zeichnung habe ich gesehen.“ — „Wie?“ fragte der Maler, verlegen darüber, daß er in dem Besitz dieses Portraits überrascht wurde, das aus Vergessenheit heute profanen Blicken ausgesetzt war. „Ich sah es,“ antwortete Trolle: „am selben Tage und zur

selben Stunde, als ich zum ersten Male das Vergnügen hatte, mit Ihnen zu sprechen. Sie hielten es am Fenster in die Höhe, das Licht schien durch und zeigte es mir. Mehre Minuten lang stand ich hinter Ihnen, ohne daß Sie mich bemerkten, obgleich ich mich vor Ihnen verbeugte und Sie sogar anredete und" — fügte er mit schalkhaftem Lächeln hinzu, indem er seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte — „das kam daher, daß Ihr Geist nach der andern Seite der Straße — zu den Nachbarn hinübergeflogen war. Ich freute mich nicht blos über die Arbeit des Künstlers, sondern auch über den süßen Lohn, der ihm zu Theil wurde." Werner wandte sein Angesicht ab. „Werden Sie nicht böse," fuhr Trolle mit herzlicher Gutmüthigkeit fort, „Gott weiß, wie ehrlich ich mich über Ihr Glück freute." Er nahm die Hand des Malers. Werner drückte die seine und fragte, ohne ihn jedoch anzusehen: „Finden Sie das Portrait ähnlich?" — „Ich glaube, o ja! . . . Aufrichtig gesprochen, ich habe das hübsche Original nur flüchtig betrachtet und wurde auf sie erst an dem Tage aufmerksam, als sie so liebenswürdig und ängstlich mit Ihnen eine stumme und doch so beredte Unterhaltung führte. Bis zu jenem Momente habe ich sie eigentlich gesehen, ohne sie zu sehen." Erstaunt und ernst betrachtete ihn Werner. „Vergeben Sie mir, aber ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll. Sie nicht gesehen, sagen Sie? Und doch wie manchmal habe ich Sie nicht mit meinen leiblichen Augen sitzen und sie lorgnettiren sehen, als ob Sie nichts in der Welt, als sie sehen könnten." Trolle trat einen Schritt zurück und sah gleichfalls verwundert und ernst Werner an. Dann brach er in ein Lachen aus und rief: „Was heißt das? Ich! ich sollte das junge Mädchen lorgnettirt haben! ich alter Narr sollte mich damit abgeben, Ihr Nebenbuhler zu werden? Wie kann Ihnen das einfallen?" — „Aber Gott bewahre! Was in aller Welt studiren Sie in den Fenstern dem Conditor

gegenüber?“ Eine flüchtige Röthe überflog die bleichen Wangen Trolles und mit einem leichten Wiegen des Körpers, das ihm eigen war, antwortete er: „Ist die Dame Ihres Herzens das einzige Frauenzimmer, das Sie in den erwähnten Fenstern gesehen?“ — „Ja, ich kenne keine andere, als .... ja, bisweilen sitzt ihre Großmutter auch da.“ — „Nun wohl!“ „Aber, Du mein Gott! Sie kann es doch wohl nicht sein?“ — „Weßhalb nicht?“ antwortete Trolle.

Es entstand eine kleine Pause, während welcher er sich niedersetzte, und indem er sich in den Stuhl zurück warf und nach dem Himmel sah, sagte er zu Werner, der mit den Händen auf dem Rücken und etwas ironischer Miene vor ihm stand: „Hören Sie, mein junger Freund! Es ist ein tausendmal wiederholtes Wort: das Herz werde nicht alt; und der Satz ist richtig, das fühle ich hier.“ Er deutete auf seine Brust. „Ich bin nicht gefühllos für weibliche Liebenswürdigkeit und wünsche es auch nie zu sein. Dagegen glaube ich, daß bei bessern Menschen, bei denen, deren Liebe nicht die bloße Sinnlichkeit ist, das Sprüchwort gilt: Gleich und gleich gesellt sich gerne. Es scheint mir natürlich zu sein, daß diese Sympathie, die wir Liebe nennen, uns zu der ziehen muß, von der wir uns vorstellen, daß sie das Ideal ist, das von der Jugend an in unserer Brust lebte, die Geliebte, die treulich an unserer Seite durch das Leben gewandelt, sei es nun, daß wir so glücklich waren, eine solche zu besitzen oder nicht. Auch hat jedes Alter seine Schönheit. Es würde mich schmerzen, wenn Sie, ein Künstler, nicht — um Göthes Wort zu gebrauchen, — durch den Schleier sehen könnten, den die Zeit über die Schönheit wirft. Das sollten Sie können, denn nicht blos der Dichter, sondern auch der bildende Künstler muß etwas vom Propheten oder Seher haben. Er muß das haben, was man den Doppelblick nennt. Ich bin leider

kein Künstler, aber bei mir wird dieses Sehen von einer nie erstorbenen Liebe bewirkt, die mich bei dem Anblick eines weiblichen Wesens ergreift, gerade eines solchen, wie die Frau, von der wir sprechen. Ich kann nie müde werden, dieß Gesicht zu betrachten, über dessen feine Züge eine gewisse Bläße, ein Ausdruck von Mattigkeit wie ein ätherischer Schleier gebreitet ist. Welche hohe Ruhe, welche Resignation leuchtet nicht aus dieser Physiognomie! Ist es nicht, als hätte das Geistige das Uebergewicht über das Körperliche? als wäre es eine — wie soll ich es nur nennen — Verfeinerung des Materiellen, die das Geistige mehr sichtbar macht. — O! wenn ich diese Frau so still, so bescheiden dasitzen sehe, die weiße Haube mit den einfachen Bändern um das kleine Gesicht, wenn ich sie, vertieft in das Buch, sehe, in welchem sie liest, während die kleinen weißen Hände rasch die Stricknadeln bewegen, oder ich sehe sie so mild, so mütterlich mit ihrer jungen Schwestertochter sprechen, dann kann ich mich nicht losreißen von diesem Anblick, und tausend vergessene Jugendgefühle und Erinnerungen erwachen in meiner Seele und beleben mein todtes Dasein."

Werner lächelte und sagte bei sich selbst: „Herr Gott! dieser Mann kömmt mir wie ein Don Quixote vor! Seine Beredtsamkeit läßt einen beinahe die Phantasiebilder sehen, die ihm selbst vorschweben."

Als Trolle schwieg, sagte der junge Maler: „Ja, ich will weder mit Ihnen, noch mit irgend Jemand disputiren, um den Werth der Madame Berg herabzusetzen. Dazu halte ich selbst zu viel von ihr. Daß eine gewisse Feinheit über ihr ganzes Wesen ausgebreitet ist, daß ein edler und verständiger Geist aus ihrem Antlitz leuchtet, habe ich oft bemerkt, und es ist kein Wunder. Auch gleicht Elise weit mehr ihr, als ihrer Mutter!" — „Sie kennen also diese Familie?" — „Ob ich sie kenne? Ich bin mit ihr verwandt und hatte von Kindesbeinen an Umgang mit ihr. Madame Berg nenne ich Tante. Meine

Mutter war eine Schwestertochter ihres verstorbenen Mannes, des Kapitän Berg." — „Kapitän Berg! Kauffahrtei-Kapitän Berg, der ein Schiff führte, das „die gute Hoffnung" hieß?" — „Ja, ich erinnere mich, gehört zu haben, daß er viele Jahre lang ein Schiff dieses Namens führte." — „Ei, du mein Gott! so habe ich den Mann ganz gut gekannt; ich machte zwei Reisen mit ihm. Diese Entdeckung ist mir sehr willkommen; ich bin Ihnen dafür zu großem Danke verpflichtet."

Trolle schwieg und versank in Gedanken. Werner sah ihn fragend an. Nach einer kurzen Pause sagte Trolle, aus seinem Grübeln erwachend: „Aber sagen Sie mir, wenn Sie mit dieser Familie bekannt und sogar verwandt sind, was bestimmt Sie da bei dem Conditor zu sitzen und das junge Mädchen abzuzeichnen, das Sie weit besser in der Nähe betrachten könnten? Weßhalb gehen Sie nicht hinüber, da Sie sie doch lieben? und sie liebt auch Sie, das habe ich belauscht, ich weiß es gewiß. — Werden Sie nicht böse! Ich sprach vertraulich mit Ihnen und bin Ihr wahrer Freund, davon dürfen Sie überzeugt sein."

„Das bin ich auch, ich schmeichle mir mit Ihrer Freundschaft und Güte und werde Ihnen ehrlich antworten. Vor vier Jahren machte ich mit Unterstützung der Akademie eine Reise in das Ausland und war drei Jahre fort. Ich war damals noch sehr jung und Elise noch ein Kind. Als ich vor einem Jahre heimkehrte und meine junge Cousine sah, verliebte ich mich ernstlich in sie. Ich verschwieg meine Liebe, aber ich glaubte doch zu wissen, daß die unschuldige Elise sie in ihrem Herzen erwiderte. Ich mußte mir selbst sagen, daß meine Aussichten mäßig und weit vom Ziele entfernt seien, daß ich folglich schweigen müsse; aber ich wagte meine Hoffnung auf die Zukunft zu setzen, da wir beide noch jung sind; und wenn man auch schweigt, so ist es doch unendlich schwer, den wahren Zustand seines Herzens zu verheimlichen." —

„Nein!“ rief Trolle, „das ist allerdings auch nicht möglich.“ — Werner fuhr fort: „Elisens Mutter ist eine wunderliche Frau. Sie sorgt stets für den morgenden Tag, und als glaubte sie sich die unmittelbare Hülfe und den Schutz der Vorsehung durch eine überspannte Pflichterfüllung und Verzichtung auf alle Ruhe und jeglichen Genuß zuwenden zu können, ist sie in ihrer Moral und Strenge gegen das, was sie böse nennt, so exaltirt, daß sie in dem Gedanken, je größere Opfer man bringe, desto größer werde die Belohnung des Himmels sein, selbst ihre Tochter aufopfern würde, wie Agamemnon, um guten Wind zu bekommen. Da ist ein junger Mensch, ein Jurist, der Mörk heißt, der hat Zutritt im Hause erhalten; er besitzt einen reichen Vater, dessen einziger Sohn er ist, dabei versteht er die Kunst, sich bei Frau Derby mit moralischen Reden einzuschmeicheln, die beim Lichte besehen, nur Lobreden auf ihre strengen Tugenden und seine eigenen sind. Dieser mir verhaßte Mensch freit durch die Mutter um Elisen und hat ohne Zweifel ihr Versprechen wegen der Hand der Tochter. Ich glaube sicher, daß er es ist, der die Frau auf meine Liebe aufmerksam gemacht hat; denn plötzlich bekam sie den Einfall, in Gegenwart ihrer Mutter und Elisens mir zu sagen: „Ich merke, mein Guter, daß Sie meiner Elise die Cour machen. Sie ist ein Kind und leicht zu bestricken. Sie haben keine Aussichten, sich mit ihr verheirathen und sie anständig ernähren zu können; und wenn Sie es auch könnten, so muß ich Ihnen doch ehrlich gestehen, daß Ihr Lebenswandel weder so unbefleckt, noch Ihr Charakter moralisch so vortrefflich ist, als ich es von meinem Schwiegersohn fordere.“ Gott weiß, was sie mit der letzten Phrase meinte. Vergebens fragte ich sie darum, ihre Rede endete mit den tröstlichen Worten: „„Sie werden es mir als Mutter deßhalb nicht verdenken, wenn ich Sie bitte, sich ferner nicht mehr in meinem Hause sehen zu lassen.““ —

Trolle rief: „Gott soll mich bewahren! Welch ungereimtes altes Weib! Aber was sagte die liebenswürdige Großmutter und das arme Mädchen?“ — „Das arme Mädchen brach in heftiges Weinen aus und warf sich in die Arme ihrer Großmutter, und diese war ebenso versteinert als ich und suchte mit Wink und Miene, wenn auch ohne Worte, ihre Tochter zu versöhnen. Natürlicher Weise ging ich sogleich meiner Wege und die Freude hatte ein Ende.“ — „Nein, das verhüte Gott! mein lieber Werner, denn das will hier mehr sagen, als man gewöhnlich durch diese Redeweise bezeichnet: ,die Freude, des ganzen Lebens Freude, kann leicht mit dem Verluste der Geliebten ein Ende haben. O wie sind doch die Aeltern strafwürdig. Sie ziehen die Kinder auf, wie der Landmann seine Lämmer und Füllen, um sie zu verkaufen, wenn sie groß werden. Sie lassen sich, weil sie ein Leben gegeben haben, das sie doch nicht aus Liebe zu den Kindern gegeben, mit dem Glücke des ganzen Lebens bezahlen. Ach! wie ich solche Aeltern hasse! Aber sagen Sie mir doch, haben Sie sich seit jenem Tage Ihrer Verweisung ganz passiv verhalten?“ — „Nein, das habe ich gerade nicht, und es ist Frau Derby gegangen, wie es meist mit den strengen Verhaltungsmaßregeln geht: sie fördern gewöhnlich das, was sie verhindern wollen. So habe ich allerdings nie mit Elisen gesprochen, auch ihr nicht geschrieben, aber über die Straße hinüber haben wir uns durch Zeichen und Mienen verstanden, und was wir wahrscheinlich nicht so leicht gethan, wenn Alles beim Alten geblieben, wir haben uns ohne Worte unsere Liebe gestanden nnd ich betrachte uns für wirklich Verlobte.“ — „Nun, der Himmel segne Ihren stummen Bund! Und das prophezeie ich Ihnen gewißlich, daß Sie, mein junger Freund und Ihre Elise, die ihrer Großmutter gleicht, nicht aufgeopfert werden sollen. Nein, ich ahne, daß ich so glücklich sein werde, dieser Schändlichkeit vorzubeugen. Im Augenblicke sage ich nicht mehr.“ Werner dankte ihm

herzlich, und obwohl er bei näherer Ueberlegung nicht so sicher auf Trolles Plane für die Zukunft trauen zu können glaubte, fand er doch einen Trost in seiner ehrlichen Theilnahme.

Am folgenden Vormittag saß Frau Derby mit Mörk in ihrer Wohnstube, Elise saß am Fenster mit ihrer Arbeit. Auf die geschickteste Weise, als ob sie mit den Zähnen einen Faden abbeißen wollte, hielt sie ihr Nähzeug an das Gesicht, so daß es einen Schirm zwischen ihr und denen bildete, die im Zimmer saßen; und hinter diesem Schild grüßte sie liebevoll den vom gegenüberliegenden Fenster spähenden Freund, warnte ihn verständlich vor dem Feinde, der im Hinterhalte laure, beantwortete seine Fragen und Versicherungen und warf ihm einen süßen Kuß zum Abschiede zu; Alles so rasch, so geschickt, daß es nicht mal bei Mörk Verdacht erregen konnte, obwohl er während seines Gespräches mit der Mutter beständig mit mißtrauischen Augen den Bewegungen der Tochter folgte; als sie jedoch wieder mit ehrbarer Miene auf ihre Arbeit herabsah, rief er: „Gott! Fräulein Elise, wie Ihre Wangen plötzlich blutroth geworden! Sehen Sie etwas auf der Straße, was Sie in Unruhe versetzt?“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte er an das Fenster und sah nach allen Seiten, auch nach dem Fenster des Conditors, aber glücklicher Weise ohne den gewarnten Geliebten zu entdecken, der sich bei Zeiten hinter die erwähnte Jalousie verborgen. „Was fehlt Dir, Elise?“ fragte die Frau. „Ach,“ antwortete Elise verdrießlich, „mir fehlt nichts.“ Mörk sah sie fest an und schüttelte den Kopf, setzte sich jedoch später an den Tisch neben die Frau. Er nahm ihre Hand mit freundlicher Miene und sagte: „Meine beste Frau! Sie sehen heute wieder so leidend aus. Woher kömmt das?“ — „Ist die Mutter krank?“ rief Elise, indem sie sich erhob und der Mutter näherte. „Ich bin nicht wohl,“ antwortete die Frau, „ich habe Kopfweh, ich konnte heute Nacht

nicht schlafen, ich habe so viele Sorgen, und wenn ich daran denke, so flieht mich Schlaf und Gesundheit. Es war Alles so theuer im Sommer. Alles Geld der Mutter und meine eignen wenigen Schillinge für dies Quartal sind aufgebraucht, und das nächste, was zu den nothwendigsten Ausgaben bestimmt ist, wird nicht zureichen, uns die Winterkleider, Hüte und dergleichen, was wir nicht entbehren können, wenn wir zur Thüre hinauswollen, anzuschaffen. Wie soll das werden?" — „Ach, liebe Mutter! wir helfen uns doch!" — „Ja, das hast Du von der Großmutter gelernt, uns mit solchen Redensarten abzuspeisen. Du weißt nicht, was es heißt, mit Nahrungssorgen zu kämpfen, und die Mutter hat nicht durchgemacht, was ich durchmachen mußte. Als ich meinen seligen Mann heirathete, da weiß Gott, daß er mir versprach, die geringen Umstände, in denen sich so Viele quälen müssen, sollten unser Haus nicht berühren, und das Versprechen hielt er auch manche Jahre; nachdem er aber durch seine Unvorsichtigkeit sein Vermögen verloren und obendrein krank und elend wurde, ließen sich die Tage zählen, an denen ich nicht geweint, und die Nächte, die ich nicht gewacht." Elise ging stumm an ihren vorigen Platz zurück. Die Mutter fuhr fort: „Wenn ich jetzt meine Gesundheit und meinen Humor verloren, so ist es kein Wunder. Ich weiß, daß ich über meine Kräfte gearbeitet, und das thue ich noch jetzt; ich frage weder Nacht noch Tag nach Mattigkeit oder Lust, sondern thue meine Pflicht bis aufs Aeußerste. Und manchmal muß ich obendrein von meiner Mutter hören, daß ich mir unnützer Weise auf diese Weise das Leben sauer mache, und was noch schlimmer, es ihr und meiner Tochter sauer mache, aber das rührt mich nicht. Das Zeugniß meines Gewissens genügt mir und der Gedanke, daß ich von Gottes Gerechtigkeit bessere Tage erwarten darf, denn er sieht, wie ich mich selbst aufopfere." Mörk rief mit Begeisterung: „O, meine vortreffliche Freundin!

mit Bewunderung und Freude hörte ich Ihnen zu. Ja, es ist herrlich, die Höhe der Tugend zu betrachten, zu welcher es der Mensch bringen kann. Ja, Sie haben gewiß Recht, wenn Sie auf bessere Tage hoffen. Möchte es mein beneidenswerthes Loos werden, Ihr Leben zu versüßen. Ich habe wirklich Aussicht auf ein nahe bevorstehendes Glück. Ihnen kann ich es wohl anvertrauen. Ich darf noch nicht deutlich von meinem Plane sprechen, nur so viel kann ich sagen, daß die Erfüllung meiner Wünsche auf meinem Vater beruht. Er ist wunderlich und bornirt, wie alle alten Leute; aber ich denke doch, daß, wenn ich vernünftig mit ihm spreche, ihm vorstelle, daß, was ich von ihm verlange, keine Gnade ist, — denn ich verachte und hasse Gnade — sondern nur Recht, daß meine Gesundheit zart ist und ich keinen Aerger ertragen kann, man doch glauben sollte, das Leben und Glück seines ältesten Sohnes . . . . ."

Herr Mörk wurde durch ein starkes Ziehen an der Glocke draußen unterbrochen. Elise lief hinaus, um aufzuschließen, und Trolles alter Bedienter in sehr zierlicher Livree zeigte sich vor der Thürschwelle, die er, sich ehrerbietig verbeugend, nicht betrat; nachdem er jedoch gefragt, ob Frau Berg nicht hier wohne, übergab er dieser Dame einen auf feines rosenrothes Papier geschriebenen Brief und bat um Antwort darauf. Vor dem Wohnzimmer war ein kleines Entrée, nicht viel größer, als ein großer Schrank. Elise bat ihn höflich, in das Zimmer zu treten. Er that es und blieb an der Thüre stehen, während sie sich mit dem Briefe in das Zimmer ihrer Großmutter schlich. Frau Derby und Mörk maßen den unbekannten Diener mit den Augen. Mit vornehmer Miene fragte Mörk: „Von wem ist Er?" — „Von Legationsrath Trolle." — „So?" sagte Mörk verwundert und fragte die Frau flüsternd: „Wie kommt dieser alte Abschaum dazu, Ihrer Mutter zu schreiben?" — „Kennen Sie ihn?" fragte die Frau. — „Ja! leider." Ich

sage leider, denn es ist sehr schlimm, das Böse zu kennen." — Madame Berg trat nun in das Zimmer und sagte zu dem Diener: „Grüßen Sie Ihren Herrn und sagen Sie ihm, daß wir die Ehre haben werden, ihn heute Abend Schlag sechs zu empfangen."

Als der alte Bote gegangen war, rief Mörk: „Wie, Madame Berg! Wollen Sie diesen Menschen empfangen?" — Die Frau rief beinahe zu gleicher Zeit: „Mörk kennt ihn und sagt, daß es ein schlechter, abscheulicher Mann sei." — Die Großmutter lachte: „Was geht das mich an? Er will mit mir in Geschäftsangelegenheiten sprechen. Lies selbst," fügte sie hinzu und übergab ihrer Tochter den Brief. Die Frau öffnete ihn und las laut:

„Sehr geehrte Frau! Ein alter Bekannter des seligen Capitain Berg bittet Sie, ihm einen Augenblick der Unterredung in einer unbedeutenden Geldangelegenheit zu gönnen, von der er zufällig erfahren, daß sie vergessen und noch unabgemacht ist. Ehrerbietigst

Ferdinand Trolle." —

„Na, Du guter Gott!" rief die Frau beinahe weinend: „hat es mir nicht geahnt, daß etwas Trauriges vor der Thüre steht. In diesem Augenblick, wo wir in der größten Geldverlegenheit sind, kommt gar noch ein Gläubiger mit einer alten Forderung!" Madame Berg antwortete ruhig: „Wer sagt, daß es ein Gläubiger ist. Versteht sich, daß es ein solcher sein kann, aber man wird sich mit dem Manne auseinanderzusetzen wissen. In jedem Falle, wo Nichts ist — sagt man — hat der Kaiser das Recht verloren." — „Nein," rief Mörk, „von dem Kerl ist nichts Gutes zu erwarten; aber hier gilt es, seine Jura zu verstehen, und da haben Sie mich, Gott sei Dank! Sie sollten nicht selbst mit ihm sprechen. Schicken Sie mich zu ihm, ich werde ihm mit Freuden eine Nase drehen." — „Nein, ich danke, ich will doch selbst hören,

was er will." — „Aber es ist ein alter, häßlicher Mensch, ein Libertin erster Classe, ein greulicher Verführer!" — „Ach, mich wird er jedenfalls nicht verführen wollen," antwortete die Großmutter lächelnd und verließ das Zimmer. „Ihre Mutter ist ordentlich leichtsinnig," sagte Mörk: „ganz der Ton aus dem vorigen Jahrhundert. Es taugt nichts, daß die Leute jünger sind, als ihre Jahre; aber so sind sie, wie gesagt, Alle, die aus jener verdorbenen Zeit stammen." —

Nachdem er die bestmögliche Toilette gemacht, fand sich Trolle zur bestimmten Zeit ein. Tief und mit dem Kopfe wiegend verbeugte er sich vor Elisen, welche vor ihm aufgeschlossen, dann vor der Frau, welche im Zimmer saß, und folgte endlich dem jungen Mädchen zu Madame Berg, die ihn in ihrem eigenen Zimmer erwartete. In der Thüre verbeugte er sich wieder mit verbindlichem Ausdruck vor Elisen, die ganz erstaunt über seine große Höflichkeit sich vor ihm neigte und ihn dann mit ihrer Großmutter allein ließ, welche sich erhoben hatte und ihm einen Platz in ihrem Sopha anbot. Als er nach den ehrerbietigsten Grüßen diesen eingenommen, erhob er seine Augen zu dieser Dame, die an seiner Seite saß, und betrachtete sie einen Augenblick stumm. Er seufzte und fuhr mit der Hand über das Gesicht. Er faßte sich indessen und sagte: „Ich bin verlegen, mein Anliegen auszusprechen, denn es zeugt von einer strafwürdigen Nachlässigkeit meinerseits. Ich war vor vielen Jahren so glücklich, zweimal als Passagier mit dem Schiffe die gute Hoffnung zu fahren, das von dem guten, braven Capitain Berg geführt wurde. Auf der letzten dieser Touren landeten wir in London, wo ich das Schiff verlassen wollte, um mich einige Zeit in England aufzuhalten. Der Banquier, an welchen ich ein Creditiv besaß, war gerade abgereist und ich dadurch in augenblickliche Geldverlegenheit versetzt. Der Capitain war deßhalb so gütig, mir hundert Reichsthaler zu leihen. Als ich wenige

Tage später ihm das Geld zurückbringen wollte, hatte er bereits London verlassen. Er hatte mir diesen Dienst an einem Tage erzeigt, an welchem er sehr beschäftigt gewesen, und ließ mir nicht Zeit, einen Schein für das Empfangene zu schreiben. Auch sagte er mir, daß es mit der Heimzahlung keine Eile habe. Als ich nach Kopenhagen zurückkam, suchte ich ihn; aber er war wieder zur See gegangen und man sagte mir, daß auch seine Frau fortgereist und später .... ja, ich weiß mir nicht zu erklären, wie es zugegangen, daß ich meine Schuld vergessen konnte; erst in den letzten Tagen fand ich sie in einem alten Notizenbuche aufgezeichnet, und äußerst ärgerlich über mich selbst erfülle ich hiemit meine versäumte Pflicht und bitte demüthigst um Ihre Entschuldigung."

Während der letzten Worte hatte Trolle sein Notizbuch hervorgezogen und einen in feines weißes Papier gewickelten nagelneuen Hundertthalerzettel herausgenommen, den er Madame Berg überreichte, die etwas zögerte, ihn anzunehmen. „Es ist sonderbar," sagte sie, „der selige Berg war so außerordentlich pünktlich in Geldsachen, und sprach doch niemals ein Wort von alle dem." — „Ach, meine Frau, um so mehr beschämt mich seine Güte."

Madame Berg dachte nun etwa so: „Was sollte wohl einen Menschen bewegen, den ich nie gesehen, mir hundert Thaler zu bringen, wenn sie mir nicht mit Recht zukämen. So machen's die Menschen gewöhnlich nicht."

Sie nahm also das Geld entgegen und ließ sich mit dem alten Freunde ihres verstorbenen Mannes in ein freundliches Gespräch ein, das sich hauptsächlich um den Letztern drehte und von beiden Seiten möglichst in die Länge gezogen wurde. Trolle erzählte verschiedene kleine Geschichten aus den beiden Seereisen und erwähnte unter Anderem, daß einer von den Passagieren, der sich mit Zeichnen beschäftigte, das Schiff abgebildet, wie der Ca-

pitain auf dem Vordersteven steht; diese wohlgelungene Zeichnung sei noch in seinen Händen. Madame Berg hatte ihren Mann außerordentlich geliebt und das Schiff, die gute Hoffnung, auf welchem er gefahren, war ihr ein theurer Freund gewesen und stand jetzt in ihrem Herzen als die gute Erinnerung aus ihren besten Tagen da. Mit großem Interesse und sichtlicher Bewegung lauschte sie deßhalb Trolles Worten, und er, der dies bemerkte, ergriff diese Gelegenheit, um Erlaubniß zu bitten, in den nächsten Tagen wieder zu kommen und nicht bloß die Zeichnung zu bringen, sondern sie ihr verehren zu dürfen, eine Gunst, die sie ihm aus den obenangeführten Gründen gerne zu Theil werden ließ; und so endigte diese erste Begegnung zur größten Zufriedenheit der Betheiligten.

Für eine Frau, die bereits verschiedene Schritte in das fünfzigste Lebensjahr gethan, war Madame Berg wirklich eine ungemein angenehme Person. Unverkennbare Züge früherer Schönheit und eine gewisse anspruchslose geschmackvolle Nettigkeit in ihrem Anzug und ihrer Umgebung, verbunden mit einer Feinheit im Umgang, die von ihrer Bildung und ihrem innern Werthe zeugte, machte sie zu einer angenehmen Bekanntschaft selbst für Den, der ihre Vorzüge nicht zu würdigen verstand. Sie hatte in ihrer Jugend eine sorgfältige Erziehung genossen und später ihre Anlagen zu einem inhaltreichen Leben ausgebildet, wozu sie dadurch Gelegenheit gehabt, daß sie sich lange und viel unter Menschen umherbewegt, indem sie ihrem Mann auf einige seiner Reisen gefolgt war und an fremden Orten gelebt hatte, wo ihre anziehende Persönlichkeit sie in den verschiedensten Kreisen der Gesellschaft gerne gesehen und gesucht gemacht. Es war somit kein Wunder, daß Trolle, der bereits in seinem Kopfe sich das Bild dieser Dame mit den vortheilhaftesten Farben ausgemalt, in ihrer Nähe fand, daß sie seine Erwartung noch übertraf, was er am selben Abend auch

vor Werner äußerte, sich innig freuend über die gut erfundene List mit der Schuld, durch die er sich, wie er meinte, um einen Spottpreis, den Zugang zu dem Hause verschafft hatte. Der junge Maler sagte bei sich selbst: „Herr Gott! Solch' ein dreistes Wagniß würde mir nun nie in den Kopf kommen; aber ich besitze auch nicht die Hülfsmittel dieses Mannes. „„Geld gibt Muth,““ das ist ein wahres Wort! Das sieht man hier.“ — Indessen freute er sich bei dem Gedanken, daß durch Trolles Eintritt in das Haus der Frau Derby eine Art Communication zwischen ihm und Elisen eröffnet worden.

Frau Derby, die in Folge der Aeußerungen Mörk's Trolle für eine Art grimmigen Raubthieres hielt, das umhergehe und suche, was es verschlinge, war, während die gefürchtete Person zu ihrer Mutter hineingegangen, auf und nieder gegangen, innerlich ungeduldig über die lange Unterredung, von welcher sie sich lauter Unglück und verdoppelte Geldsorge versprach. Vergebens suchte Elise sie zu beruhigen und sagte in ihrer Unschuld: der Fremde sei ein galanter, hübscher, alter Mann; eine Aeußerung, die ihre Mutter sehr übel aufnahm, und sie fragte, ob sie sich schon damit abgebe, Gefallen an der Galanterie zu finden und ein glattes, falsches Wesen ehrlicher Geradheit vorzuziehen.

Endlich kam der gefürchtete Gast, begleitet von Madame Berg, die ihn mit großer Artigkeit ihrer Tochter und Enkelin vorstellte, und sich an die Erste wendend, hinzufügte: „Der Herr Legationsrath ist ein alter Freund Deines seligen Vaters und hatte die Güte zu versprechen, öfters unserem stillen Hause die Ehre geben zu wollen.“ Die Frau war nahe daran, in den Boden zu sinken, als sie diese unbesonnenen Worte ihrer Mutter vernahm: sie verneigte sich stumm und unfreundlich vor Trolle, der mit großer Ehrerbietung sich von den Damen verabschiedete und bis zur Thüre von der höflichen Großmutter begleitet sich entfernte. Elise hatte sich gleichfalls erhoben,

wagte jedoch nicht, aus Furcht vor der Mutter, ihre Augen zu dem Fremden zu erheben, der sie mit innigem Wohlwollen betrachtete und grüßte.

Er war kaum vor der Thüre, als die Frau in einen Strom von Vorwürfen gegen ihre Mutter ausbrach wegen der freundlichen Aufnahme und Einladung, die dem Fremden zu Theil geworden, und damit schloß, daß sie sagte: „Nun erzähle mir offen, was er weiter Unglück gebracht. Wie hast Du die Geldsache mit ihm arrangirt?" — „Ja, das ging ziemlich gut. In unser Unglück müssen wir uns finden, wie es eben geht." Nach diesen Worten wandte sich die Großmutter an Elisen, nahm den Hundertthalerzettel und übergab ihr ihn, indem sie sagte: „Bitte das Mädchen, daß sie hinübergeht und den Zettel wechseln läßt; nimm dann dreißig Thaler davon, die ich Dir zu dem Hute und den übrigen kleinen Wünschen verehre, von denen ich weiß, daß sie meine fleißige und genügsame Elise schon lange genährt." Mit vor Freude erröthenden Wangen warf sich das junge Mädchen der Großmutter um den Hals, und Madame Berg erzählte nun ihren erstaunten Zuhörerinnen, was zwischen ihr und dem vermeintlichen Creditor vorgegangen war. — „Aber Du mein Gott!" rief die Frau: „es muß doch etwas Ehrliches und Rechtschaffenes in dem Manne sein." Und das unerwartete und im rechten Augenblicke eingetroffene Glück, das er in das Haus gebracht, zählte in einem Augenblick hundert gute Gründe für ihn auf, trotz all' des Bösen, das Mörk ihm am Vormittage beigelegt. Und als nun Trolle wenige Tage später die versprochene Zeichnung brachte, wurde er eingeladen zu bleiben und Thee mit der Familie zu trinken. Sein Gespräch und Wesen gefiel in hohem Grade, er wurde aufgefordert, öfters zu kommen, und so war Trolle als Hausfreund in Frau Derby's Haus eingeführt.

In denselben Tagen, in welchen sich dies zutrug, hatte Werner gerade Trolle's Portrait vollendet; und

ehe er es einrahmen ließ, kam der alte Herr nach dem Wunsche des Malers zu ihm, um es zu besehen und seine Bemerkungen zu machen, ob etwas daran sei, was er verändert wünschte. Trolle war entzückt über sein Bild und hatte Grund dazu, denn das Portrait war ein wahres Kunstwerk, aufgefaßt und ausgeführt mit Genie und Liebe. Es war eine zwar idealisirte, aber doch lebendige und treue Abspiegelung des ganzen Wesens des Originales. Etwas Harmonisches war im Ganzen vorherrschend. Der alte Mann in seiner zierlichen Tracht war aus einer verschwundenen Zeit, und auch seine ausdrucksvollen Züge zeugten von einer verschwundenen Schönheit, von verschwundenen, aber nicht inhaltslosen Tagen; er saß in einem Lehnstuhl, den einen Arm auf das Gesimse des Fensters gelehnt, durch welches man die Wipfel eines blühenden Kastanienbaumes sah, die andere Hand ruhte freundlich auf dem Kopfe seines Hundes, der mit den Vorderbeinen sich auf sein Knie erhoben hatte. Die ganze Umgebung, bis auf die Frühlingsblüthen des Baumes draußen, war so, wie sie sich in seinem früher erwähnten Zimmer fand; und doch war etwas Idealisirtes in all' diesen Details. Nachdem Trolle in warmen Ausdrücken dem Künstler gedankt, blieb er stumm und gedankenvoll vor dem Bilde stehen. Endlich sagte er mit bewegter Stimme: „Mir wird ganz wunderlich zu Muthe, wenn ich so dastehe und das Bild betrachte. Ich kann selbst sagen, daß ich es bin, und es kommt mir vor, als stünde ich außerhalb dieses meines irdischen Wesens und betrachtete mich selbst. Und da sehe ich nun den alten Ferdinand Trolle mit einem wahren Mitleiden. Bedeutungsvoll erscheint mir Alles in diesem schönen Kunstwerke. In dieser Physiognomie zeigt sich Etwas, was auf einen schönen Gedanken der schöpferischen Natur deutet, traurig vernichtet von einem verfehlten Leben. Mit der linken Hand stützt sich der arme Junggeselle auf seinen Hund, als ein Symbol der Treue, die nie sein

Herz verließ, aber den Kopf wendet er doch auf die entgegengesetzte Seite, nach dem im Winde schwankenden Wipfel des wilden Kastanienbaumes, der mit seinen üppigen und schönen, aber unfruchtbaren Blüthen ihm zu winken scheint." — Sie schwiegen Beide einige Augenblicke. Dann wandte Trolle sich von dem Bilde weg, setzte sich nieder und sagte lächelnd zu Werner: „Ich bin in einer ganz andern Absicht gekommen, als Ihre Arbeit zu bewundern; doch die Betrachtungen, die ich nun beinahe mir selbst unbewußt geäußert habe, können sehr gut als Einleitung zu dem dienen, was ich verhandeln will. Sagen Sie, lieber Werner: wissen Sie, was es heißt, sich allein zu fühlen? ein menschliches Wesen zu entbehren, das unsere Liebe annehmen, ich will nicht sagen vergelten möchte. Wissen Sie, was Sehnsucht heißt?" — „Ob ich es weiß? Ach, lieber Trolle! Sie kennen mein Verhältniß zu Elisen und dabei bedenken Sie, daß ich seit meinem sechzehnten Jahre keinen Menschen gehabt, der mir angehörte, oder dem mein Dasein wichtig war." — „Gott sei Dank! Was Sie sagen, kommt meinen Wünschen entgegen. Die kurze Zeit, während welcher ich Ihres Umgangs mich erfreue, hat mich schon so an Ihre Nähe gewöhnt, daß ich nicht mehr in meinem einsamen Hause leben kann, ohne Sie unbeschreiblich zu vermissen. Ich kann nicht mehr unter fremden Menschen beim Mittagessen in den Restaurationen sitzen, wo ich mehrmals Ihre Gesellschaft genoß. Ich sehne mich nach einem jungen Freunde, zu dessen Lebensannehmlichkeiten ich beizutragen im Stande wäre; ich sehne mich nach der Mission, daß Jemand existirt, dem mein Dasein einen Werth hat." — „O lieber Herr Trolle!" rief Werner gerührt und ergriff seine Hand. „Lassen Sie mich aussprechen, lieber junger Freund! Nehmen Sie einen Vorschlag an, den ich Ihnen machen will! Ich habe viele Zimmer, von denen einige unbenützt sind; ziehen Sie zu mir und leben Sie mit mir. Ver-

stehen Sie mich recht! Ich will Sie nicht geniren. Wir arbeiten Jeder in seinem Gemach, wann wir wollen, wir gehen Jeder seine Wege; aber wir kommen täglich zur einen oder andern Stunde zusammen, wie es uns convenirt; Sie sind jeden Tag mein Gast in der Restauration, und erlauben mir, unsere gemeinschaftlichen häuslichen Bedürfnisse zu besorgen, wogegen ich mir ausbedinge, daß Sie niemals auf den Gedanken fallen, mir Dankbarkeit schuldig zu sein, da das, was ich thue, nur geschieht, um mein eigenes Glück und meine Zufriedenheit zu fördern."

Dieses freundliche Anerbieten, das mit so großer Delikatesse, mit so unverkennbarem Ausdruck ehrlicher Zuneigung gemacht wurde, rührte den jungen Mann in hohem Grade. Mit liebevoller Ehrerbietung ergriff er Trolle's Hände und dankte ihm, indem er hinzufügte: „Als mein armer Vater fühlte, daß der Tod sich nahe, war er sehr um mich bekümmert. Gott sende Dir einen andern Vater! sagte er, und seine letzte Bitte ist erhört. In Ihnen finde ich einen Vater, und in Wahrheit, ich werde Ihnen ein Sohn sein."

Am selben Tage zogen der junge Künstler und sein Werk in Trolle's Wohnung ein und Jedes nahm von dem für sie bestimmten Platze Besitz. Werner fand zwei freundliche Zimmer und außerdem eines, das vollkommen für sein Atelier tauglich und eingerichtet war. Der alte Freund hatte sich eine Freude daraus gemacht, Alles bequem und in gewisser Weise prächtig für den willkommenen Gast einzurichten. Hübsche Kupferstiche schmückten die Wände, die Meubles und Zubehör waren lauter Prachtstücke aus dem vorigen Jahrhundert. Sie glichen ihrem Eigenthümer, sie waren mit Sorgfalt als Erinnerungen an den Luxus und Reichthum einer verschwundenen Zeit aufbewahrt. Werner hatte während seines ganzen Lebens nur mit Anstrengung sich das höchst Nothwendige

anzuschaffen vermocht. Das sorgenfreie Leben, der Ueberfluß, von dem er sich plötzlich umgeben sah, war ihm ein ebenso neuer, als glücklicher Zustand; aber was ihn noch glücklicher machte, war die Liebe, die ihm in dieser friedlichen Heimath von allen Seiten entgegenstrahlte, von dem väterlichen Freunde, dem alten Diener und dem Mädchen herab, bis zu dem vernunftlosen Thiere. Das alte Junggesellenhaus war ebenso still, als außerordentlich proper und überaus accurat und pünktlich. Nur selten kamen einige von Trolle's alten Freunden zu Besuch. Jeden Vormittag ging er aus, war jedoch mit dem Glockenschlag in der Restauration zu finden, wo er immer speiste und wo Werner beinahe nie versäumte, mit ihm zusammenzutreffen. Abends sah er gerne, daß sein junger Freund mit ihm war, und da dieser im Ganzen sehr wenig Verbindungen hatte, so fügte er sich in diesen Wunsch, während Trolle seiner Seits Alles that, was er konnte, um diese Abende angenehm zu machen, häufig mit ihm in das Theater ging und jede Veranlassung aufsuchte, ihm Vergnügen zu schaffen.

Nach und nach erschien Trolle seltener Abends zu Hause, und bei seiner Heimkunft sagte er zu dem wartenden Werner, daß er einen glücklichen Abend an der Seite der Madame Berg in Frau Derby's Hause zugebracht. Der junge Maler freute sich dabei, von seiner Elise zu hören; aber es entlockte ihm jedesmal einen tiefen Seufzer, so oft er erfuhr, daß Trolle nach diesem für ihn verschlossenen Lande hingehe, ohne daß er ihn begleiten durfte.

Indessen hatte sich der alte Liebhaber in Frau Derby's Haus mit einer Gewandtheit einzuschmeicheln gewußt, die seinen frühern diplomatischen Studien alle Ehre machte. Voll Aufmerksamkeit und verschwenderisch mit Geschenken, wußte er so gut, was er Jedem bieten durfte, daß er nie zu Aergerniß Veranlassung gab, und die drei

Damen des Hauses nährten jede für sich eine heimliche Speculation und ihre eigenen Gedanken in Bezug auf ihn. Madame Berg verwunderte sich zwar manchmal über die an Courtoisie grenzende Artigkeit, die er ihr erzeigte, schrieb jedoch seine parteiische Güte für sie auf Rechnung der Freundschaft, die, wie sie glaubte, zwischen ihrem Manne und ihm stattgefunden, ein Umstand, der auch ihr Wohlwollen für ihn einflößte. Dann hoffte sie bei Gelegenheit ihn bewegen zu können, den Einfluß geltend zu machen, den er im Hause gewonnen, um im Vereine mit ihr die theure Elise von der befürchteten Verbindung mit Mörk zu befreien. Frau Derby speculirte auf die Möglichkeit, durch fortgesetzten freundlichen Umgang mit dem alten reichen Mann, der ohne Frau und Kinder war, in seinem Testament bedacht und dadurch auf einmal von allen Sorgen befreit zu werden. Elise, welche erfahren, daß ihr Geliebter als Sohn in seinem Hause aufgenommen worden, betrachtete Trolle als einen guten Genius, ganz abgesehen davon, daß er dem verhaßten Mörk freundlich gegenüber stand, und wenn dieser, wie es ganz gewöhnlich geschah, ihn dort im Hause traf, begann er sogleich mit Sticheleien und spitzigen Anspielungen, welche Trolle mit seinem Witze, seiner Kaltblütigkeit und geistigen Ueberlegenheit beantwortete, die Elisen entzückte, Madame Berg amüsirte, Frau Derby verwirrte und Mörk zur Verzweiflung brachte. War Letzterer mit Frau Derby allein, so beklagte er sich bitter und sagte mehrmals: „Wenn ich Sie doch nur überzeugen könnte, was das für ein Mensch ist, den Sie in Ihrem Hause eingeführt! Wenn Sie nur wüßten, was ich von ihm weiß!“ Einmal fügte er hinzu: „Einer von meinen Freunden hat im Auslande Abschrift von einem Manuscript genommen, das ihm Jemand geliehen. Es enthält eine Geschichte von dem guten Herrn Trolle. Wenn sie bekannt wäre, würde jedes honette Frauenzimmer ihm den Rücken kehren. Ich schrieb an meinen Freund, der in

Lolland wohnt, um ihn zu bitten, mir das Manuscript zu leihen, aber er versagte es mir, indem er behauptet, er könne es nicht finden. Es ist dies jedoch nur eine Ausflucht, und es soll mir nicht darauf ankommen, selbst nach Lolland zu reisen, um es zu bekommen, und dadurch, wie ich hoffe, Ihr früher unsträfliches Haus davon zu reinigen, daß es nicht mehr eine Zufluchtstätte des Streites, der Bitterkeit und schlechten Sitten sei." Diese Worte aus dem Munde ihres Lieblings erfüllten Frau Derby mit großer Angst und Unentschlossenheit. So vergingen mehrere Monate.

Trolles alter Diener, der ehrliche Thomas, hatte eine innige Zuneigung zu dem jungen Maler gefaßt. Wenn dieser vor seiner Staffelei saß, was beinahe jeden Morgen der Fall war, machte sich Thomas oft bei ihm zu schaffen, um die Arbeit unter seiner Hand wachsen zu sehen, was ihm eine wahre Zauberei erschien. Bei solcher Gelegenheit, und Abends, wenn Werner allein zu Hause war und Thomas ihm beim Thee aufwartete, liebte dieser es seine Rede vorzubringen und den Genuß zu haben, in ihm einen willigen Zuhörer für seine kleine vertraulichen Mittheilungen und Geschichten zu finden, die er so gerne erzählte. Die Gutmüthigkeit des alten Mannes, seine große Aufmerksamkeit für Werner, und dazu das Interesse, das er selbst an seinen Geschichten fand, die sich beinahe immer um den, in so mancher Hinsicht räthselhaften, Trolle drehten, waren Grund genug, diesen Gesprächen ein willig Ohr zu leihen. Der alte Thomas war seinem Herrn mit Leib und Seele ergeben und niemals heiterer, als wenn er sich in Lobeserhebungen über seinen edlen Charakter, sein menschenfreundliches Herz ergehen konnte. „Ein Buch von dreißig dicken Bänden, würde nicht zureichen," sagte er einst, „wenn man alle die unglücklichen Menschen aufzeichnen wollte, die er vom Elend errettet, alle die Armen, zu denen er mich mit Hülfe gesandt: denn meist schickt er mich und verbietet

mir, seinen Namen zu nennen; er thut das Gute um Gottes Willen, nicht wegen des Lobes der Welt, und deßhalb wird Gott ihn gewiß auch hier und dort segnen und ihm die kleinen menschlichen Schwächen vergeben, die ihm noch anhängen, denn bei Gott! kein Mensch ist rein von Sünde und wir fehlen alle mancherlei." — Im Verlaufe des Gespräches sagte er weiter: „Sehen Sie, lieber Herr Werner! Mein Herr besaß nur eine Schwäche und die sagt man, — und das glaube ich auch, — stammt aus einem freundlichen und guten Herzen. Das sind die schlimmen Frauenzimmer! Auf sie hat er zu viel gehalten. In jungen Tagen, — denn jetzt glaube ich doch nicht mehr — aber wie gesagt, in jungen Tagen hatte er so manche Geschichten, bei denen er gewöhnlich den Kürzeren zog, denn die Weiber sind listig, wie die Schlangen, das dürfen Sie mir glauben, und wenn es auch mal scheint, sie seien verliebt in einen Menschen, so denken sie doch nicht reell und treu. Solch' einer Geschichte verdanke ich übrigens das Glück, daß ich in Trolles Dienst gekommen; ich denke deßhalb mit Freuden daran, auch nahm sie ein gutes Ende. Ich will sie Ihnen erzählen.

Meinen Vater habe ich nie gekannt. Meine Mutter war eine arme Wittwe, die sich mit Spinnen und Stricken ernährte. Ich war bei einem Schuhmacher in der Lehre. Das war mein Vater auch gewesen. Wir wohnten in Ebeltoft, wo ich geboren bin. Meine Mutter war aus Holstein und hatte einen reichen Bruder, der sich als Lederhändler in Kiel niedergelassen. Als ich ungefähr siebenzehn bis achtzehn Jahre alt war, kam ein Brief von diesem meinem Oheim, welcher schrieb, da er einen

jungen Menschen für seinen Handel suche, Einen, der lesen, schreiben, rechnen und im Laden stehen könne, auch treu und gewandt sei, so wolle er mich annehmen und in jeder Weise für mich sorgen. Wir waren alle sehr vergnügt, meine selige Mutter und ich, und ich reiste sogleich nach Kiel. Aber du guter Gott! ich kann wahrlich sagen, daß ich vom Fegefeuer in die Hölle kam, denn einen ungereimteren Menschen, als meinen deutschen Oheim, habe ich nie gekannt. Er gehörte zu den Heiligen; aber Gott bessere es, wie heilig er war. Er dachte weit weniger an Gott, als an den Mammon; Geld zusammen scharren und seinen Reichthum zu vergrößern, war all sein Sinnen in dieser Welt. Mich armen Knaben behandelte er, namentlich im Anfang, als ob ich ein Hund wäre; da ich jedoch, Gott sei Dank, munter, gewandt und achtsam war, und rasch deutsch lernte, was ich vorher nur wenig verstanden, so war ich ihm bald auch nützlich, und da er mich nicht gerne missen wollte, hielt er nach und nach doch mehr an sich. Er hatte eine einzige Tochter von meinem Alter, sie hieß Elsbeth und war ein hübsches Mädchen . . ."

„Und," sagte Werner unterbrechend: „Thomas und Elsbeth wurden bald ein paar Liebende?"

„Ach nein, Herr Werner! weit entfernt! Wenn man, wie ich seine sieben Tage in der Woche sich mit Arbeit und Verdruß zu schleppen hat, so denkt man an andere Dinge, als an das Verlieben. Man kann sich nicht mal verlieben, wenn man auch noch so gerne wollte. Und was Elsbeth betraf, so hatte sie im Stillen einen Geliebten, einen sehr tüchtigen und gewandten Tischler, Namens Otto Kurz. Er hatte um sie gefreit, aber von dem Vater einen Korb bekommen, weil er noch nicht Meister war und kein Geld besaß, um die Ausgaben zu diesem Zwecke zu bestreiten. Das hat mir Elsbeth selbst anvertraut; denn wenn der Vater Abends ausging, nahm Elsbeth ihre Arbeit und setzte sich in den Laden zu mir und wir trösteten uns damit, daß wir uns unsere Noth klagten.

Sie erzählte mir mit Thränen in den Augen, daß ihr Vater sie mit einem alten Christiansfelder verlobt, der behauptete, daß der Herr selbst ihm befohlen, um sie zu freien. Sie dagegen sagte, sie würde lieber sterben, als in des Christiansfelders Ehe gehen, und dem langfrackigen, langnasigen Kopfhänger nach seiner niederträchtigen Behausung folgen. Das Mädchen hatte im Grunde einen heitern Sinn und grämte sich darüber, daß ihr der Vater alle Vergnügungen verbot, an denen die Jugend nun mal hängt. Einst, am Tage vor Pfingsten, sagte der Oheim zu mir, da der Laden an Feiertagen geschlossen werde, so solle ich am nächsten Tage Elsbeth nach Neumühlen zu Verwandten begleiten, wo wir bis zum andern Feiertage bleiben dürften. Ich sollte auch dort bleiben und sie dann nach Hause begleiten; es war im Sommer, so daß ich leicht in einer Scheune, oder auf einem Heuboden ein Lager bekäme; außerdem schenkte er mir vier Schillinge zu weiterer Zehrung und Belustigung, mit der Ermahnung, sie nicht zu vergeuden. Elsbeth bekam acht Schillinge, um die Fahrt über den Meeresbusen hin und zurück zu bezahlen. Wir waren kaum aus dem Hause, als das lustige Mädchen mich unter dem Arme nahm und mit herzlichem Lachen mir zuflüsterte: „Sorge nicht für Geld und Vergnügungen, ich werde uns für beides sorgen!“ Später sagte sie: „Du weißt ja, daß ich den kleinen Handel mit Faden und Wollgarn verstehe und ich müßte nicht meines Vaters Tochter sein, wenn ich nicht meine Procente von der Einnahme abziehen sollte; wir wollen auch keine solche Narren sein, bei der langweiligen Familie, die wir besuchen sollen, zu sitzen und zu faullenzen. Es ist Zeit genug, wenn wir Abends hinkommen. Heute Nachmittag wollen wir spazieren gehen und Abends an einem hübschen Orte zu Nacht essen; morgen Abend gehen wir zum Tanze nach Dorfgarten; dort ist Vogelschießen und Ball, und Otto kommt auch. Der arme Junge, der mit Faden handelte, bringt mir bisweilen Nachricht

von ihm." — Ich war etwas ängstlich, an diesen kühnen Plänen Theil zu nehmen und stellte ihr vor, der Onkel könnte das erfahren; aber sie flößte mir Muth ein und sagte: „Sind wir mal aus dem Bauer, so wollen wir auch fliegen."

Während dieses Gespräches waren wir zu dem Boote gekommen, das uns über die Bucht führen sollte. Da saß ein junger, hübscher, prächtig gekleideter Herr am Ufer. Er war ganz frappirt von der Schönheit des jungen Mädchens; sogleich erhob er sich und sagte zu dem Fuhrmann, daß er auch hinüber nach Neumühlen fahren wolle. Im Boote setzte er sich ohne Umstände neben Elsbeth und sprach sehr galant mit ihr. Sie antwortete ihm offen und höflich. Sie kamen bald ins Gespräch mit einander, als ob sie alte Bekannte wären, und ich verwunderte mich über Elsbeths Keckheit und dachte bei mir selbst: Gott weiß, ob Otto das leiden würde, wenn er es sähe. Als wir ans Land kamen, machten wir zuerst einen Spaziergang und der fremde Herr begleitete uns, und als es Abend wurde, gingen wir nach Ellerbeck zu einigen Leuten, die Elsbeth kannte. Sie deckten in einem Garten vor uns auf: wir aßen und tranken Wein, und der fremde Herr war Elsbeths Gast, wie ich. Sie bezahlte für uns alle drei, dann ging er von Ellerbeck nach Kiel hinüber und wir andern begaben uns nach Neumühlen, wo die Leute, die wir besuchen sollten, uns freundlich aufnahmen und auch mir eine gute Kammer zum Nachtlager gaben.

Sehen Sie, der fremde Herr, das war nun niemand anders, als mein guter, lieber Herr Trolle; und es ist zwar seltsam, aber ich schwöre Ihnen, Herr Werner, es war mir bereits an jenem Abend, als ob mein Herz sich in meiner Brust bewegte, wenn er so freundlich und ohne allen Stolz mit mir sprach, und als er bei Tische mit mir anstieß, da war es, als ob eine Ahnung mir sagte... ich kann es nicht sagen, und als ich mit Elsbeth al-

lein war und sie warnen wollte, weil sie mit einem fremden, vornehmen Herrn so fidel gewesen, da mußte ich sogleich wieder schweigen, denn sie sagte: „Herr Jesus! Wie kann man dem schönen Manne anders, als gut sein? Hast Du wohl je einen so unvergleichlichen Cavalier gesehen?“

Am nächsten Tag, dem ersten Pfingsttag, sagte Elsbett zu ihren Hausleuten, sie wolle nach Dorfgarten gehen, wo eine vornehme Frau wohne, mit der sie wegen etwas Faden und Garn sprechen müsse, das diese bei ihr bestellt habe. Wir gingen zu guter Zeit, und ungefähr auf halbem Wege trafen wir Otto, der, nach einer Verabredung mit seiner Geliebten, an dem bestimmten Orte wartete. Die Freude der armen jungen Leute, einander frei zu sehen und ihr Kummer, als sie von dem Christiansfelder sprachen, war so rührend, daß sie weinten und ich weinte mit. Als wir auf den Ball in Dorfgarten kamen, war Herr Trolle bereits dort, was mich verwunderte, denn ich sah wohl ein, daß dieß um Elsbeths willen geschah, da sie am vorigen Abende gesagt, daß sie auf den Ball komme. Er ging sogleich zu Elsbeth hin und forderte sie zum Tanze auf; sie ließ Otto los und tanzte mit dem Herrn, der ihr die schmeichelhaftesten Dinge sagte, und der arme Otto machte ein langes Gesicht, als er alles das sehen mußte; aber er fand sich doch geduldig darein und wagte es nicht, ihr ein schlimmes Wort darüber zu sagen. Später tanzte sie mit Otto und auch mit Andern; da ich jedoch nicht tanzen konnte und in einer Ecke sitzend zusah, kam Herr Trolle und war so artig, sich zu mir zu setzen und mit mir zu sprechen; aber es geschah nicht um meinetwillen, sondern um mich über Elsbeth auszufragen. Ich konnte nie in meinem Leben lügen und konnte es auch diesmal nicht. Ich erzählte ihm Alles, was ich wußte, ausgenommen die Geschichte mit Otto, denn die hatte mir Elsbeth erzählt. Aber die Verlobung mit dem Christiansfelder schien ihm recht zu Herzen zu

gehen, und er schwur, daß die Sache rückgängig gemacht werden müsse. Er tanzte dann wieder mit Elsbeth, nicht ein-, sondern mehre Male, und als wir den Ball verließen, begleitete er uns. Der arme Otto ging auf der einen Seite seiner Geliebten und Herr Trolle auf der andern und ich sockelte hinten drein und wunderte mich darüber, daß das Mädchen mehr mit dem fremden Herrn sprach, als mit dem guten Otto, mit dem sie so selten sprechen konnte. In Ellerbeck hatte sich Otto ein Boot bestellt und als er hineinstieg, fragte er Herrn Trolle, ob er nicht auch nach Kiel mit hinüber gehe: aber er antwortete, nein, er habe ein Logis in Neumühlen. Nun bot er Elsbeth den Arm und sprach ganz leise mit ihr, so daß ich, der hintendrein ging, nicht hören konnte, was sie sagten. Als wir nach Hause kamen, erzählte Elsbeth den Leuten eine lange Geschichte, weßhalb wir so spät kommen. Es war nicht ein wahres Wort daran, aber es lautete so glaubwürdig, und ging so rasch, als ob es gedruckt wäre. Als wir am folgenden Nachmittage wieder nach Hause fuhren, saß Herr Trolle bereits im Boote, und da zwei von den Verwandten in Neumühlen uns an das Wasser begleiteten, so thaten er und Elsbeth, als ob sie sich gar nicht kennten; aber kaum hatten wir vom Lande gestoßen, als er sich zu ihr setzte und mit ihr wie am vorhergehenden Abend flüsterte; mich aber behandelte man, als ob ich gar nicht da wäre. Er begleitete sie beinahe bis an unsre Hausthüre, wo er uns endlich verließ. Ich schmollte ein wenig mit Elsbeth wegen ihrer freien Aufführung: aber sie lachte mich aus und dabei blieb es.

Ich hörte oder sah nichts mehr von dem fremden Herrn und die Sache war so gut, wie vergessen; aber vierzehn Tage später, wie ich Abends mal dasitze und einige Rechnungen machen will, kommt der Oheim plötzlich nach Hause, nachdem er kaum vorher erst weggegangen. Er fährt zu mir in den Laden herein und sagt: „Was sind das für Geschichten, die Ihr hier zu Hause habt?“

Ich saß in meiner guten Ruhe, wie gewöhnlich, bei einigen von meinen guten Freunden, da kommt Einer und erzählt mir, daß Elsbeth jeden Abend, wenn ich ausgegangen bin, ein Stelldichein mit einem langen Kerl drunten im Garten hat. Das ist der Tischlergeselle, da schwöre ich drauf, und Du bist im Einverständniß mit ihnen?" Und dann brach er in Schimpfen und Drohungen gegen mich aus und verlangte den Gartenthürschlüssel, der nicht zu finden war und nicht im Schlosse steckte. Er befahl mir, sogleich ihm hinabzufolgen und mit dem Brecheisen das Schloß aufzubrechen; aber das war nicht nöthig, denn sobald wir uns näherten, öffnete Elsbeth selbst die Thüre und kam uns mit einem Mann in einem langen schwarzen Frack und einem breiten Hute entgegen. Denken Sie sich, wie mir zu Muthe wurde. Ich erkannte sogleich Herrn Trolle, so wunderlich er auch ausstaffirt war. Es war ein Sommerabend und noch ziemlich hell. Elsbeth sagte: „Es ist ein Mann von Christiansfeld, wie ihm der Vater ansehen kann. Er ist gekommen, um mich von meinem Liebsten zu grüßen." Der Oheim nahm nun Herrn Trolle bei Seite und fragte nach seinem Namen und Geschäft, und Herr Trolle antwortete, wie mir schien, sehr rasch und glaubwürdig. Er eilte weg, mußte jedoch versprechen, am nächsten Tage wieder zu kommen. Der Oheim war ein tückischer Mensch, er traute dem Frieden nicht, und sobald er den Fremden aus dem Hause begleitet, nahm er Elsbeth am Arme, und stieß sie in ihre Kammer, wo er sie einschloß und ihr mit Prügeln und Hunger drohte, wenn sie nicht ein Geständniß ablege. Am nächsten Morgen gestand sie Alles und der Oheim kam nun hinein zu mir und sagte: „Der Hallunke, der gestern Abend hier war, ist ein reicher Kerl von Kopenhagen. Es ist wahr, was Elsbeth von ihm sagt. Ich war in seinem Logis und sprach mit dem Wirthe, auch habe ich mich bei einem glaubwürdigen Mann, der ihn kennt, erkundigt. Er ist eine gute Parthie, er soll das Mädchen heirathen und ich

werde ihn lehren dem Mädchen nachlaufen. Da ist ein Zettel, den ich Elsbeth an ihn schreiben ließ und worin sie ihn auf heute Abend zu einem Stelldichein bittet. Dieß sollst Du ihm bringen und wenn er kömmt, werden Du und ich und zwei starke Männer, die ich bestellt habe, ihn greifen und binden und in den Keller schleppen, wo er eingeschlossen wird, bis ich durch Drohung von Prügeln oder auf irgend eine Weise ihn dazu gezwungen, daß er sich mit meiner Tochter trauen läßt." Ich stellte ihm das Schwierige eines solchen Verfahrens, das zu seinem eignen Schaden endigen könnte, vor; aber er lachte und sagte: „Ja, ich werde mich zuerst mit meinem Advokaten berathen. Das ist ein herrlicher Mann, ein schlauer Fuchs."

Ich lief sogleich zu Herrn Trolle, um ihn zu warnen, und erzählte ihm Alles, was geschehen war. Er dankte mir herzlich und sagte: er rathe mir, weil ich um seinetwillen mich dem Mißtrauen und der Strafe des Oheims ausgesetzt, sogleich sein Haus zu verlassen und bei ihm Dienste zu nehmen. Ich sollte es eben so gut bei ihm haben, als er selbst, sagte er, und, Gott segne ihn, er hat sein Wort treulich gehalten. Er wollte nun sogleich Kiel verlassen und nach Hamburg gehen; dort könnte ich ihn treffen. „Aber," sagte er darauf: „wie rette ich die kleine Elsbeth von dem Christiansfelder? Gib mir einen Rath! Ich bin reich, es kömmt mir nicht auf Geld an." — „Wenn dem so ist," antwortete ich, „so kann ich vielleicht rathen." — Ich eilte nun zu Otto, erzählte ihm die ganze Wahrheit, sagte ihm, er könne das Geld, um Meister zu werden, leicht bekommen, im Falle er jetzt, nachdem er den kleinen Fehltritt Elsbeths wisse, sie noch heirathen wolle. Der arme Otto gerieth in gräßlich schlechten Humor, sagte jedoch nach einigem Bedenken, daß es drauf ankäme, er wolle zuerst mit Elsbeth allein sprechen. Aber da war guter Rath theuer, der Vater hatte sie eingeschlossen. Ich ging nun wieder heim

und steckte einen Zettel durch das Schlüsselloch ihrer Thüre: ich bat sie mit wenigen Worten, zu stöhnen und zu klagen, als ob sie krank wäre. Der Vater kam kurze Zeit nachher in das Wohnzimmer und hörte dieses Jammern in der Kammer daneben. Er ging zu ihr und sie bat um Wasser und sagte, sie hätte Krämpfe und Ohnmachten gehabt. Ich machte ihm dann weis, daß ein Bote dagewesen, der ihn an einem entfernten Ort bestellt habe, wo etwas zu verdienen sei, und da die kranke Elsbeth nicht ohne Hülfe gelassen werden konnte, vertraute er mir den Schlüssel zur Thüre an und drohte mir mit Strafe, wenn ich ihn betrogen. Sobald er gegangen, holte ich Otto, der mit Elsbeth sprach und sich mit ihr verglich. Rasch ging ich nun zu Herrn Trolle, der mir weit mehr gab, als Otto brauchte. Der Oheim kam zurück und begrüßte mich mit einer tüchtigen Ohrfeige, weil ich ihn für Narren gehabt. Ich war bereits in Elsbeths Schule sehr erfahren und entschuldigte mich mit einigen Erdichtungen. Als jedoch der Abend kam und kein Herr sich einfand, wurde es noch schlimmer. Der Oheim fuhr in seiner Raserei mit einer Eisenelle auf mich los; ich flüchtete mich jedoch und entkam zu Otto. Am folgenden Morgen fand er sich bei dem Onkel ein, erneuerte seine Werbung, zeigte seinen Reichthum, und da Elsbeths Vater von seinem Versprechen gegenüber dem Christiansfelder sprach, sagte Otto nach meinem Rathe, daß wenn er nun wieder einen Korb bekäme, so werde er an diesen heiligen Mann schreiben und ihm alles sagen, was er wüßte, und noch mehr, von Elsbeths Geschichte mit dem dänischen Herrn, — der würde dem Oheim wohl einen Strich durch die Rechnung machen. Der Mann wurde bedenklich und Ottos Geld lag in klarem Gold auf dem Tische, Elsbeth ward herein gerufen, sie sagte, sie fühle ihren Tod, wenn sie nicht des Vaters Einwilligung zur Verbindung mit Otto bekäme, und kurz, sie wurden rasch versprochen und der Oheim mußte dem Christiansfelder schreiben und sein Wort zu-

rücknehmen. Ich glaube, er würde sogar mich wieder zu Gnaden angenommen haben, aber ich sagte Schöndank. Abends jedoch, als ich wußte, daß er ausgegangen war, ging ich zu Elsbeth, um Abschied von ihr zu nehmen. Das arme Mädchen dankte und weinte, als sie mir Lebewohl sagte. „Ach," rief sie: „der dänische Herr war gar zu hübsch und artig, er hat mich ganz bethört. Ich kann nicht gerade sagen, daß er mich zu heirathen versprach, aber ich glaube doch, es sei seine Absicht. Nun sehe ich leider, daß seine Absichten nicht redlich waren und daß der arme Otto, der nicht so hübsch und beredt, doch besser ist." — Ich packte nun mein Bischen Reichthum zusammen und nahm es mit mir. Elsbeth schenkte mir zwei seidne Taschentücher und ein kleines goldnes Herz, das ich noch an meinem Uhrenbande trage; am nächsten Morgen reiste ich nach Hamburg, wo ich sogleich meinen guten Herrn traf. Die Geschichte hatte nach meiner Meinung doch ein recht gutes Ende genommen."

„Nein," antwortete Werner: „dieser Meinung kann ich nicht so ganz beitreten. Der arme Otto verlor doch eigentlich den besten Theil seines Glückes, denn Elsbeth hatte Geschmack an einer Liebenswürdigkeit gefunden, die er nicht besaß, und trotz seines guten Herzens liebte sie ihn doch nicht mehr." —

„Ja, Gott bewahre, Herr Werner! Sie lebten so gut mit einander, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten. Sie haben sieben Kinder, die ihnen alle Freude machten. Sie sind Alle versorgt und es geht ihnen wohl. In diesem Sommer noch, als ich mit meinem Herrn in Holstein und Hamburg war, besuchte ich sie und freute mich darüber, daß es ihnen so gut ging."

Wenige Tage nach diesem Gespräche kam ein Bürgersmann, der mit dem Legationsrath zu sprechen verlangte. Da dieser nicht zu Hause war, führte ihn das Dienstmädchen an Werners Thüre und klopfte daran, um Thomas zu rufen, der drinnen war. Ehe dieser jedoch, der sich in guter Ruhe gesetzt, aufgestanden und sich der Thüre näherte, trat der Mann bereits in das Zimmer. Er war alt und corpulent und pustete schwer nach dem anstrengenden Gange. Werner verließ seine Staffelei und bot ihm einen Stuhl, den er mit großem Danke annahm. Als er sich etwas erholt, bot er Thomas die Hand, und grüßte ihn als einen Bekannten und wandte sich dann an Werner, indem er sagte: „Wer ist der gute, artige Herr, den ich hier zu sehen die Ehre habe?“ Thomas ließ dem Maler keine Zeit zum Antworten und rief in seinem wohlgemeinten Eifer: „Das ist Herr Werner, ein großer Maler und Künstler; das können Sie sehen, wenn Sie die schönen Bilder betrachten, die er alle zusammen gemalt hat.“ — „Ei, ei! die seltenen Bilder? Ja, das ist ja sehr hübsch. Wohnen Sie hier beim Legationsrath?“ — „Ja er war so gut, mir diese hübsche Wohnung zu überlassen.“ — „Ja,“ rief Thomas: „Herr Werner ist wie ein Sohn vom Hause. Herr Trolle hält so große Stücke auf ihn, als wär er sein eigen.“ — „Nun,“ sagte der Alte — „so freut es mich, Ihre Bekanntschaft zu machen; denn Herr Trolle ist ein Mann, vor dem ich wirklich Respekt habe und dem ich den größten Dank schuldig bin, denn er hat gegen mich gehandelt, wie es selten geschieht, daß ein Mensch gegen den andern handelt. Ich komme heute, um ihn wieder um etwas zu bitten. Meine Frau hat mich dazu veranlaßt. Sie meinte, er werde nicht Nein sagen. Wir wollen ihn bitten, uns und unserem ältesten Sohne die Ehre zu erweisen, bei seinem ersten Kinde zu Gevatter zu stehen — das kleine Mädchen wird am Sonntag getauft. Meine Frau wird es selbst über die Taufe halten — und sie möchte gerne einen solchen

Gevattermann haben, wie Herr Trolle. Die andern Pathen sind auch sehr honette Leute; aber das versteht sich, besser ist besser. Mein Sohn hätte eigentlich selbst kommen sollen, um den Herrn Legationsrath zu bitten; aber Sie kennen ja meinen Jörgen, guter Thomas, und wissen, wie er ist. Er wollte nie, was er sollte. Er hatte es immer zu gut und war der Augapfel seiner Mutter. Sehen Sie, das ist das Unglück. Er war von klein auf dazu bestimmt, den Spezereihandel zu lernen und mit der Zeit das Ganze zu besorgen und mein Compagnon zu werden. Das war, scheint mir, nicht zu verachten; er aber wollte lieber alles andere werden, ja, Gott verzeih' mir's, sogar Acteur bei der Comödie! Zuletzt verliebte er sich in seine jetzige Frau und sagte, wenn er sie bekäme, wollte er mein Anerbieten mit Kußhand annehmen und dem Handel vorstehen. Wir fügten uns in seinen Wunsch, obwohl das Mädchen arm war. Aber glauben Sie nun, daß er vergnügt war? Nein, es mochte etwa ein Jahr nach der Hochzeit sein, da vertraute er seiner Mutter, welche ihn fragte, weßhalb er den Kopf hänge, er langweile sich mit seiner jungen Frau, sie sei so einfältig. Er ist nun acht Jahre verheirathet, seine Frau hatte ihm keine Kinder geboren; als sie jetzt aber das kleine Kind bekam, sagte meine Frau zu ihm: „Na, Jörgen, nun denk' ich, daß Du vergnügt sein wirst?" — Nun was antwortete er: „Nein, nichts weniger! denn wenn es früher wenigstens nicht eckelhaft und unordentlich war, so ist es jetzt der Fall!" — So ist er! Der Herr im Himmel könnte den Menschen nicht vergnügt machen. Sie wohnen da im Hause bei uns und nun möchten wir Alten ihm eine hübsche Taufe machen, deßhalb wollte meine Frau, daß er den Legationsrath bitte, zu Gevatter zu stehen. Aber Gott bewahre! das wollte er durchaus nicht. „Weßhalb," sagte er, „sollte man dem fremden Herrn eine Unannehmlichkeit bereiten?" —

Thomas, der mit großem Interesse der Erzählung

zugehört, ließ sich nun mit dem Redenden in ein weiteres Gespräch über seine häuslichen Angelegenheiten ein und der alte Mann schien Gefallen daran zu finden, sich über diesen Gegenstand zu verbreiten. Als Thomas äußerte: die erwähnte Schwiegertochter sei eine hübsche, kleine Frau, sagte der Alte: „Ja wohl, das ist sie, und es ist nichts Böses an ihr: aber etwas nachlässig ist die Arme, und der Herr hat ihr kein so großes Pfund anvertraut, wie meiner Frau; denn das ist gewiß und wahr, daß der Kopf, der auf ihr sitzt, unvergleichlich groß ist. Ja, ich kann davon reden, daß ich eine Hülfe an ihr habe; denn nächst Gott und dem guten Herrn Trolle, dem ich nicht erkenntlich genug sein kann, hab' ich ihr mein Fortkommen zu verdanken. Sie wissen da am besten Bescheid, mein lieber Thomas!" — „Ja, ja!" antwortete Thomas mit einem halb politischen, halb verlegenen Gesichte. Der Mann fuhr fort: „Das ist eine Geschichte, an die ich nur mit Vergnügen denken kann, und ich muß sie auch dem jungen Herrn erzählen, damit er weiß, wie gut sich sein alter Gönner gegen mich und die Meinen benommen hat."

„Sehen Sie! Als ich mich mit meiner Frau verheirathen wollte, lebte noch meine selige Schwiegermutter und besaß ein Geschäft, dem der älteste Sohn vorstand. Ich sprach nun mit ihr und sagte, daß ich ein gemachter Mann würde, wenn ich dieß und das unternehmen und mich in einen Hauskauf einlassen dürfte, der mir angeboten worden. Es war eine vernünftige Frau, die Selige, und sie antwortete mir: „Ja, ja, Hans Baum! Das Geld steht mir sicher und zum Juni, so Gott will, kannst Du

es holen.“ Na, wie vergnügt war ich da! Ich machte meine Bestellungen, ließ mich mit Auswärtigen in Handel ein, kaufte das Haus und verheirathete mich. Aber was geschieht! Meine Schwiegermutter stirbt im April, und als meine Frau mit den beiden Brüdern theilen will, ist, gegen alles Erwarten, nicht so viel da, daß sie auf ihren Theil die Summe bekömmt, die die selige Frau mir zu leihen versprochen. Es fehlten leider drei tausend Thaler. Was war zu machen? Ich mußte die Summe beischaffen, sonst war ich unglücklich. Ich lief von Herodes zu Pilatus und doch konnte ich nicht mehr als eintausend auftreiben, natürlich zu schändlichen Zinsen. Ich war wie ein verirrtes Schaf und mürrisch dazu, das kann ich nicht läugnen. Da kommt eines Tags ein guter Freund und sagt zu mir: „Ei was, mein guter Baum, Ihr lauft da überall herum und sucht Geld aufzutreiben. Das findet sich. Aber Ihr solltet lieber zu Hause bleiben, denn ich kann Euch sagen, daß wenn Ihr fort seid, so hat sie Besuch von einem galanten Cavaliere.“ — Hu! wie mir wurde, kann ich nicht sagen — aber ich mein's noch zu spüren! — Viele Tage verließ ich mein Haus nicht mehr, sondern blieb im Laden und sah nach, so oft Jemand durch die Straßenthüre hereinkam und die Treppe hinaufging. Ja, Gott bewahre Jedermann vor einer solchen Eifersucht! Das ist eine Satansplage! — Es kam indessen keine Mutterseele. Ich richtete deßhalb die Sache feiner ein. Ich ging nämlich eines Abends aus und sagte zu meiner Frau, ich komme nicht vor Schlag Zehn nach Hause; aber was that ich? ich kam schon nach einer Stunde wieder zurück und schlich mich leise die Treppe hinauf und riß plötzlich die Wohnstube auf. Und was sehe ich! — Ja, ich glaubte, daß mich der Schlag treffe! Ein fremder Cavalier, den ich früher nie gesehen, sitzt ganz nahe bei meiner Frau! Es erhebt sich, verbeugt sich und stammelt etwas hervor, war ich nicht verstand; aber meine Frau kömmt hin zu mir

und sagt: „Freue Dich, lieber Mann! ich sah, wie Du umherliefst und Dich grämtest wegen unserer Geldverlegenheit, und deßhalb wagte ich es auf meine eigene Hand, mich an diesen Herrn zu wenden, der so gut ist, uns zu leihen, was wir brauchen, natürlich gegen Sicherheit und die gesetzlichen Interessen.“ Nun können Sie sich selbst denken, wie aus meinem Kummer die höchste Freude wurde. Der gute Herr Trolle — denn er war es, wie Sie vielleicht schon geahnt, — er bat mich an einem bestimmten Tage zu ihm zu kommen, und da lieh er mir das Geld und ließ mir obendrein die Renten für die ersten zehn Jahre nach. Und es war ein großer Segen in dem Gelde; denn es ist mir, Gott sei Dank, nach Wunsche gegangen, und dazu kommt noch, daß ich seit jener Zeit sehr gut mit meiner Frau gelebt; vorher war ich oft mürrisch und wußte sie nicht genug zu schätzen, und sie war immer sehr spröde gegen mich und es schien bisweilen, als ob sie mich nicht leiden möchte. Ich fragte sie an jenem Tage, von welchem ich spreche, wie sie Herrn Trolle gefunden, und da erzählte sie mir, daß sie in ihren Trauerkleidern am Fenster gesessen und betrübt hinausgesehen habe; im selben Augenblicke sei ein Regiment mit Musik vorbeigekommen, und sie habe das Fenster geöffnet, um hinauszusehen; da habe sie bemerkt, daß ein fremder Herr sie so freundlich anblicke, als ob er Mitleiden hätte, und es sei ihr gerade gewesen, wie wenn die Musik sagte, der Mann würde unsere Hülfe in unserem Kummer sein; und er grüßte sie, und sie ihn wieder, und dann ging er in den Laden und sie ging auch hinab, und als sie hineinkömmt, spricht ein Bekannter mit dem fremden Herrn, und sie fragt ihn, wer dieser sei; da sagte er ihr, es sei der reiche Trolle, ein Sohn des reichen seligen Trolle in Christianshavn. Da kam ihr in den Sinn, zu fragen, was er befehle, und mit ihm zu plaudern, worauf er uns zu helfen versprach.

Seht, so ging die Sache. Was mir indessen manch-

mal leid gethan, ist, daß wir Herrn Trolle nie in unserem Hause gesehen, außer einmal, da stand er bei unserem Sohn zu Gevatter, und nun möchten wir doch gerne nach Verlauf so mancher Jahre noch einmal die Freude haben, und da eine so gute Gelegenheit da ist, so komme ich nun und bitte ihn, dem kleinen Kinde und uns die Ehre zu geben."

Thomas sagte, sein Herr komme bald nach Hause, und der ehrliche Baum blieb deßhalb sitzen und ließ sich mit Werner in ein Gespräch ein, der seine Arbeit wieder aufgenommen.

Als Trolle kam, nahm er den alten Bekannten mit großer Artigkeit auf, bot ihm von seinem besten Wein an, klingte und trank das Wohl des Neugeborenen und dankte für die Einladung. Doch entschuldigte er sich, daß er nicht selbst kommen könne, bat aber, ihn als Pathen in das Kirchenbuch einzuschreiben und seiner Pathin ein Geschenk schicken zu dürfen. Baum war damit zwar nicht zufrieden, sagte jedoch später: „Ja, wenn es denn nicht anders sein kann, so machen Sie uns das Vergnügen, uns den Herrn Werner an Ihrer Statt zu schicken. Ich habe jetzt mit ihm Bekanntschaft gemacht, und das ist ein vortrefflicher junger Mann." Werner willigte in diesen Vorschlag ein und Baum ging in bester Laune nach Hause. Thomas zupfte Werner am Rocke und flüsterte: „Sie dürfen mit dem Herrn nicht von den Geschichten des Alten reden. Herr Gott! Sie werden doch begreifen, wie das Alles zusammenhängt."

Werner, welcher das Ganze in aller Naivetät angehört, wurde von der letzten Bemerkung sehr überrascht.

Daß diese Grund habe, davon überzeugte er sich indessen, als er am nächsten Sonntag zu Gevatter stand und den erwähnten Jörgen Baum sah; denn die außerordentliche Aehnlichkeit dieses Mannes mit Trolle war auffallend für den jungen Maler, der in dieser Aehnlichkeit überdieß Stoff zu mancherlei physiognomischen Betrachtungen fand. In Trolles charakteristischer und interessanter Physiognomie war eine eigenthümliche Mischung von Melancholie und Tiefsinnigkeit mit einem sanguinischen, und man kann wohl hiuzusetzen, — leichtsinnigen Ausdrucke. Ein ironisches Lächeln spielte dabei oft um seinen Mund. Bei dem armen Jörgen dagegen war dieß Alles, wie parodirt. Das Melancholische und Tiefsinnige war bei ihm düster und verdrießlich, das Sanguinische schläfrig, und das Ironische ärgerlich. Die kleine Familienfeierlichkeit, die zu Ehren seines eigenen Kindes veranstaltet war, schien ihn durchaus nicht zu interessiren. Seine Frau war hübsch, soweit man dieß mit einem ziemlich dummen Gesichte sein kann. Jörgens Mutter, Madame Baum, hatte eine kluge und listige Physiognomie. Sie fragte lebhaft nach Trolles Befinden und war sichtlich verletzt, daß er nicht selbst kam. Sie hatte mehre jüngere Kinder als Jörgen. Zwei verheirathete Töchter waren mit ihren Familien anwesend und das jüngste Kind, ein Mädchen von neunzehn Jahren, welches gleichfalls zu Gevatter stand, war sehr hübsch. Eine gewisse Langweile schien über dem ganzen Kreise zu liegen und der alte Baum war der Einzige, der vergnügt erschien und mit Wohlwollen den fremden Gast empfing, der wirklich sich fremd in Mitten dieser Familie fühlte.

Als Werner nach Hause ging, sagte er bei sich selbst: „Ich glaube wirklich, daß ich durch meines guten, lieben Trolles näherer Bekanntschaft in gewisser Weise in eine gute Schule gekommen bin, denn ich muß gestehen, daß ich, wie die Meisten meinesgleichen, oft mit Leichtsinn diese verbotenen Liebesgeschichten betrachtete und immer meinte, diese Art Verbindungen nehmen ein sanftes Ende,

ohne einen Grabgesang zu verdienen. Aber ich beginne nun zu glauben, daß selten oder nie ein solches Verhältniß aufgelöst wird, ohne daß die eine oder die andere der besten Freuden des Lebens für die Zeit und vielleicht auch für die Ewigkeit verloren geht. Ich bin recht verstimmt durch den Anblick dieser Familie. Dieser ordentliche alte Mann, der in seiner einfältigen Treuherzigkeit Herrn Trolle als seinen Wohlthäter segnet, ehrt seine Frau als seine treue Stütze, wie er sie nennt — dieser Jörgen, der in seiner angeborenen Natur ein Element fühlt, das mit der Umgebung streitet, in die ihn das Schicksal gesetzt, — all das schmerzt mich. Es ist, als ob es mein Gemüth drückte; denn ich liebe und ehre Trolle trotz alles Unrechts, das er begangen haben mag. Etwas unverkennbar Edles leuchtet doch aus seinem ganzen Wesen, und gegen mich ist er nur all zu gut; denn es kommt mir beinahe vor, als ob ich einen Platz in seinem Haus und seinem Herzen usurpirt hätte, als ob Jörgen Baum und Gott weiß wer, ein größeres Anrecht darauf hätte.“ —

Als Trolle am nächsten Tag zu Frau Derby kam, bemerkte er schon vor der Thüre des Zimmers, daß mehre laute Stimmen sich drinnen hören ließen, die in einem heftigen Wortstreit begriffen schienen, und als Elise wie gewöhnlich die Thüre öffnete, sah er, daß sie ganz verweint war. Mörk war anwesend und er, wie die beiden ältern Damen schienen bei Trolles Eintreten in Verlegenheit zu gerathen. Da er unentschlossen war, ob er bleiben oder gehen sollte und einige Entschuldigungen hervorstammelte, sagte Frau Derby: „Ach lieber Herr Legationsrath! Sie sind sehr willkommen; es ist gut, daß wir in dem abgeschmackten Streit über Kindereien unterbrochen werden.“ — „Kindereien!“ wiederholte Elise mit leiser Stimme, durch welche eine gewisse Erbitterung klang. „Ja, Kindereien!“ antwortete die Frau: „und Du mußt Dich schämen, Du, die an Allem schuld ist, daß Du obendrein über einen unschuldigen Scherz böse werden willst. Elise ging in eine

Ecke, um ihre Thränen zu verbergen. Madame Berg sagte: „Es ist aber ein Scherz, wegen dessen das arme Mädchen gestern und heute geweint hat.“ — „Und ich,“ sagte Trolle, „würde den Scherz nicht unschuldig nennen, der unserer lieben, liebenswürdigen, kleinen Elise so viele Thränen kostet.“ Er ging zu ihr, nahm freundlich ihre Hand, führte sie an den Tisch, setzte einen Stuhl für sie neben ihre Großmutter, nahm selbst Platz auf der andern Seite und sagte dann: „Sprechen Sie, kleine gute Elise! Erzählen Sie Ihrem alten Freunde, was geschehen. Nehmen Sie mich zu Ihrem Retter, bis sich ein würdigerer einstellt.“ — Mörk, der in großer Aufregung dagesessen und sich mit einem erzwungenen höhnischen Lächeln in seinem Stuhle gewiegt hatte, sagte nun: „Solche veraltete Galanterieen wird sich Elise, denke ich, verbitten; denn hier ist in der That keine Frage von Rittern und kein Bedürfniß der Vertheidigung.“ — „Doch!“ rief Elise heftig: „es ist dieß wirklich der Fall und ich will dem guten Herrn Trolle Alles erzählen. Gestern Abend saß ich, wie gewöhnlich am Fenster und arbeitete und“ .... Mörk unterbrach sie: „und sah auf die Straße und grüßte einen gewissen Vorübergehenden und folgte ihm mit den Augen. Das sah ich, da ich gerade kam.“ Mit unterdrückten Thränen antwortete Elise: „Ich weiß nicht, was Sie meinen und kann nicht dafür stehen, auf was oder wen meine Augen gefallen waren; das gehört auch gar nicht hieher.“ — „Das gehört zur Sache, denn dadurch waren Sie zerstreut, daß Sie die Thüre zum Gange zu schließen vergaßen.“ — Madame Berg sagte ernst: „Aber Sie vergessen in diesem Augenblicke, daß nicht Sie es sind, sondern Elise, welche dem Herrn Legationsrath von ihrem Kummer erzählen sollte.“ Mörk fühlte sich gekränkt und wollte noch eine Bemerkung über den Grund der Zerstreutheit Elisens machen; Madame Berg ließ ihn jedoch nicht zum Worte kommen, sondern sich an Trolle wendend, sagte sie: „Um Ihnen die Sache kurz mitzutheilen: Meine Tochter und

ich gingen aus, Elise vergaß die Entréethüre hinter uns zu schließen und ging in mein Zimmer, wo sie sich setzte und las. Als wir kaum eine Stunde später nach Hause kamen, fanden wir die Thüre offen und vermißten eine Uhr, welche drinnen an der Wand hing. Da meine Tochter einen großen Werth auf diese Uhr legt, wurde sie sehr ungehalten und weinte beinahe die ganze Nacht. Das kann ich beweisen, da sie in demselben Zimmer, wie ich, wohnt, und da das arme Mädchen nicht aufhörte zu weinen, und ich nicht gleichgültig sein konnte, sie so betrübt zu wissen, so habe ich auch eine schlaflose Nacht zugebracht, was ich dem Anstifter dieses kleinen moralischen Experimentes zu näherem Bedenken mitzutheilen nicht unterlassen kann; denn kurz und gut, ungefähr vor einer Stunde kam Herr Mörk und brachte die Uhr, die er von der Wand genommen, um durch diesen Scherz Elisen zu lehren, welche Frucht man erntet, wenn man die Thüre offen stehen läßt."

Um Trolle's Mund spielte das früher erwähnte ironische Lächeln. Mörk sagte: „Da eine solche Frucht wirklich sehr leicht dadurch geerntet werden kann und Nachlässigkeit und Unordnung im Ganzen keine guten Früchte tragen, so glaube ich Fräulein Elise einen Dienst gethan zu haben, indem ich ihr dies zeigte, ohne daß sie in Wirklichkeit den Schaden davon gehabt, den sie hätte haben können." — „Der Schaden, vierundzwanzig Stunden so betrübt gewesen zu sein, wie ich es war, ist wirklich genug," rief Elise. — „Das ist gewiß," sagte Trolle, „daß Herr Mörk den meisten Schaden von diesem Scherze hatte, da er, wie es scheint, sich in Fräulein Elisens Gunst sehr geschadet hat, und einen Verlust dieser Art zu verschmerzen, würde ich weit mehr als vierundzwanzig Stunden brauchen, so daß Herr Mörk nach dieser Berechnung doch immer der bleibt, der am meisten verloren." — „Gott bewahre!" rief Frau Derby: „ich würde sehr böse auf meine Tochter werden, wenn sie im

Ernste einem Freunde grollen könnte, der ihr eine Wahrheit sagt, wenn sie auch unangenehm ist. Der, der uns dadurch bessert, daß er uns auf unsere Fehler aufmerksam macht, ist unser wahrer Wohlthäter, und ich als Elisens Mutter danke Herrn Mörk für die Lehre, die er ihr so ohne Vorwürfe gegeben; denn Unordnung ist ein wesentlicher Fehler bei einem Mädchen." — „Aber," sagte die Großmutter, „der Unordnung kann man gewiß unsere Elise nicht beschuldigen, und der Fehler, ein einzig Mal das Thürenschließen zu vergessen, ist doch gewiß kein so großes Vergehen, daß es eine Strafe verdient, die so viele Thränen kostet. „Jedenfalls," rief Elise, „hat Herr Mörk nicht das Recht, mich zu strafen." — „Ich habe nicht daran gedacht, Sie zu strafen, Fräulein Derby! Ich setzte mich all den Unannehmlichkeiten, die ich jetzt ertragen muß, aus Interesse für Sie und für das aus, was das Wesentliche für Sie, wie für Jeden ist. Wären Sie mir nicht lieb und theuer, so kümmerte ich mich nicht um Ihre Handlungen; aber so liegt mir jede kleine Unvollkommenheit am Herzen, und ich wollte Sie auf einen Fehler aufmerksam machen, und das auf eine unverletzende und feine Art thun." — Mit derselben Miene, wie früher, sagte Trolle: „Wenigstens war die Art, wenn auch nicht die allerfeinste, so doch die originellste, die ich mir denken kann, um einer jungen Dame, der man die Cour machen will, seine Zuneigung zu beweisen." — „Ja!" rief Mörk, „ich zweifle nicht daran, daß der Herr Legationsrath ganz andere Mittel anwenden würde, um angenehm zu erscheinen." — „Allerdings, damit schmeichle ich mir wirklich."

Diese Unterredung, bei der jeder der Betheiligten eine innere, lange genährte Bitterkeit durchscheinen ließ, die eigentlich nur auf Gelegenheit gewartet, sich Luft zu machen, nahm eine noch unangenehmere Wendung, als Frau Derby mit schwerer Artillerie dem alten Waffenbruder zu Hilfe kam und in einer Rede von dem wahren

Ziel aller Liebe und Freundschaft, einander zu bessern und das Gute zu fördern, Mörk's reine Tugend, seine bei einem jungen Manne seltene Unsträflichkeit erhob und äußerte, daß er es sei, dem eine Mutter mit Ruhe das Schicksal ihrer Tochter in die Hände geben könne, wobei sie sehr deutlich merken ließ, daß sie ihn so gut als sicher, für Elisens Verlobten ansehe. Mörk küßte ihre Hand mit einem Ausdruck von Entzücken. Madame Berg und Trolle schwiegen verlegen. Elise aber sah aus, als ob ein Vampyr sich um sie geschlungen und ihr Blut ausgesaugte.

Trolle war unheimlich zu Muthe; er ging bald. Vor dem Vorzimmer war, wie gesagt, eine kleine Entrée. Als Elise ihn hinausbegleitete, um die ominöse äußerste Thüre hinter ihm zu schließen, wollte er ihr ein paar theilnehmende Worte sagen; aber er hatte kaum begonnen, als das arme Mädchen in Thränen ausbrach und leise sagte: „Ach, ich bin so unglücklich!" — „Nein, liebes Kind!" rief Trolle und ergriff ihre Hand: „Fassen Sie Muth! Sie haben Freunde, die über Ihnen wachen! Ich soll Sie von einem grüßen, dessen Gedanken stets bei Ihnen sind, obwohl er sich hier nicht zeigen darf. Aber er wird bald wieder hier erscheinen! Glauben Sie mir! Ich habe einen Plan. Alles wird gut werden!" — Elisens junges Herz ergriff den Trost und die Hoffnung ebenso rasch, als die Furcht. Mit freudestrahlenden Augen und einem seligen Lächeln um die Lippen, während die Thränen noch über ihre Wangen rollten, beugte sie sich über Trolle's Hand, als wollte sie sie küssen; aber der alte Freund machte eine rasche Bewegung, als wollte er auf die Knie fallen, schlang jedoch seinen Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihre thränenvolle Wange, worauf er sich mit dem leichten Schritt eines Jünglings entfernte.

Als er Werner unter vier Augen die ganze Szene erzählte, fühlte der junge Mann sich mehr als je

von seiner Liebe durchdrungen, und Trolle's Theilnahme war so warm, so jugendlich, daß Werner mit einem Manne von gleichem Alter zu sprechen glaubte; und dieselbe Hoffnung, welche Trolle Elisen jüngst eingeflößt, dieselbe Vertröstung auf einen noch nicht vollkommen durchdachten, aber heilbringenden Plan ergriff mit sympathetischer Macht auch das Herz ihres Geliebten.

Trolle's Zutritt in Frau Derby's Haus war eine Quelle des Trostes für Werner; denn jeden zweiten, dritten Tag erhielt er durch Trolle Nachrichten von seiner Elise, und ohne daß diese directe Botschaften zwischen den Liebenden hin- und hertrug, wurde doch indirect ein und das andere Wort zwischen Diesen gewechselt, denn Elise versäumte nie, Herrn Trolle durch die Entrée zu begleiten, und dieser außerordentlich kurze Weg war lang genug für ein paar verblümte, aber doch vollkommen verständliche Worte. Außer dem Glücke, das eine solche Mittheilung für die getrennten Liebenden enthielt, lag doch eine große Beruhigung für Werner darin, zu wissen, daß Jemand über seiner Elise wachte und ihr eine männliche Stütze war, und als eine solche wurde Trolle auch von dem jungen Mädchen betrachtet. Es ist natürlich, daß auf diese Weise zwischen Werner und seinem alten Freunde ein neues Band geknüpft wurde, eine innigere Vertraulichkeit entstand; und unmerklich nahm ihr Verhältniß den natürlichen Charakter eines Vaters und Sohnes an, so daß Trolle, ohne es selbst zu wissen, dazu gekommen war, den jungen Mann Sohn und Du zu nennen, Werner ihn meist Vater Trolle hieß, und man kann hinzufügen, daß sie einander mehr liebten, als sie selbst wußten, da Jeder seinerseits mit anderen Interessen beschäftigt war.

Was Trolle betraf, so war es gewiß, daß das Schicksal der jungen Liebenden ihm so ernstlich am Herzen lag, daß man wohl sagen konnte, ein doppelter Magnet ziehe ihn nach Frau Derby's Haus: die Tochter dieser Dame

und die Mutter. Das Sonderbare, ja beinahe Lächerliche in seiner Schwärmerei, für die Letztere muß ihm dunkel vorgeschwebt haben; denn seit jenem ersten Gespräch über diese Materie hatte er wie Werner, nie anders von seinen Gefühlen für diese Frau gesprochen, als mit einer gewissen Zurückhaltung, die als ein Ausdruck der Freundschaft und Anerkennung ihrer Vorzüge angesehen werden konnte. Nur zu sich selbst sagte er, daß unter seinen vielen Geliebten sich keine mehr seinem Ideale genähert, als diese alte Dame; auch hatte er sich in früheren Verhältnissen dieser Art nie ehrerbietiger und zurückhaltender benommen, wobei freilich auf der andern Seite ebenso wahr war, daß sich in dem ganzen Wesen dieser Frau eine so anspruchslose, weibliche Würde, ein so milder Ernst lag, daß sich nicht der geringste Faden zeigte, an welchen man eine Aeußerung von Gefühlen hätte anknüpfen können, die nicht für ihr Alter paßten. Jene Szene, welche ihn Elisen näher gebracht, hatte ihn indessen auch ihrer Großmutter näher gerückt, da hier deutlich ein Punkt zum Vorschein kam, wo sie ein gemeinschaftliches Interesse verband.

Schon am nächsten Vormittag suchte er sie auf, und fand sie in ihrem Zimmer allein. Hier sprach er ohne Rückhalt von den jungen Liebenden und legte ihr den Plan vor, den er zu ihrem Besten entworfen hatte. Mit Wärme ergriff Madame Berg diese Aussicht auf das Glück ihrer geliebten Elise; gerührt und freudig dankte sie dem entzückten Freunde, dessen Hand sie ergriff und mit der ihren drückte und in einer langen, für beide Theile sehr angenehmen Unterhaltung, besprach man nun bis auf das kleinste Detail, wie man am besten sein Vorhaben ausführen könnte. Das Schwierige war, einige Stunden zu ruhiger Berathung ausfindig zu machen, während welcher man sicher sein konnte, nicht von Mörk überrascht zu werden; denn dieser Mensch, dem es nicht an freien Stunden mangelte, kam mehre Male des Tages zu Frau Derby; und wenn man ihn am wenigsten erwartete, sah man

ihn, wo man auch war. So hatte Trolle mehre Male im Verlaufe des Winters die Damen eingeladen, das Theater mit ihm zu besuchen. Sie hatten gewöhnlich Sperrsitze. Aus Bescheidenheit hielt sich Werner in gebührender Entfernung, obwohl er diese Gelegenheit nie versäumt hatte, Elisen mehre Stunden lang zu sehen und dann und wann einen verstohlenen Gruß von ihr zu erhaschen. Mörk dagegen, der sich immer sehr über diesen Theaterbesuch mit Trolle ärgerte, hatte jedesmal, wenn es irgendwie thunlich war, sich ein Billet zu verschaffen gewußt und sich einen Platz so nahe bei Elisen als irgend möglich, gekauft, wobei er nun für all' seine Mühe den bittern Lohn genoß, den Unmuth zu sehen, mit welchem sie seine Nähe vermerkten, und die ausdrucksvollen Blicke, welche sie und Werner einander sandten, etwas, was seinen eifersüchtigen Augen nie entging.

Der Winter war vorüber und das Frühjahr gekommen. Eines Abends, als Werner bereits in sein Schlafzimmer gegangen war, pochte Trolle an seiner Thüre und trat mit vergnügtem Gesichte ein. Nach höflichen Entschuldigungen wegen seines späten Besuches, sagte er: „Ich wünschte, Du legtest Dich heitern Sinnes zu Bette und deßhalb wollte ich Dir sogleich eine Einladung auf morgen bringen, die ich für willkommen halte. Du bist nehmlich mit mir eingeladen, den Abend bei Frau Derby zuzubringen. Es ist Madame Bergs Geburtstag und diese liebenswürdige Frau verlangte ausdrücklich an dem ersten Abende ihres neuen Jahres mit der Gegenwart ihres lieben Vetters erfreut zu werden. „„Wer weiß,““ sagte sie, „„ob ich unter Euch sitze, wenn dieser Tag wiederkömmt? Laßt mich deßhalb diesmal die um mich sehen, die mir am theuersten sind, und unter der Bedingung werde ich mich auch darein finden, daß Mörk eingeladen wird.““ Ich kam auf den Einfall, der Familie vorzuschlagen, den guten Tag morgen damit zu beginnen, daß wir hinausfahren und die neubeginnende schöne Jahreszeit im hell-

grünen Walde begrüßen und an dem einen oder andern schönen Orte zu Mittag speisen; ich fügte noch hinzu: da sie so gütig seien, ihren Verwandten, meinen Pflegesohn einzuladen, wofür ich ihnen danke, so bitte ich sie auch um Erlaubniß, ihn an der kleinen Tour theilnehmen zu lassen, welche ich veranstalten wollte. Madame Berg nahm sogleich das Wort und sagte, es würde ihr Vergnügen in hohem Grade vermehren und auch Frau Derby gab nach, obwohl mit gezwungener Miene."

Mit Freuden umarmte Werner den alten Freund und dankte ihm, indem er hinzufügte: „Aber nun läßt Frau Derby gewiß den aufdringlichen Mörk die Sache wissen und dann haben wir ihn, wie gewöhnlich, auf dem Halse." — „Ja, das war freilich ihre Absicht, denn sie wollte wissen, wohin die Reise gehen sollte. Aber ich merkte den Unrath und schlug vor, nach Frederiksborg zu fahren, im Schloßgarten und Söndermark spazieren zu gehen und später auf der Schießbahn zu Mittag zu essen. Doch habe ich bereits überlegt, wie man Mörk zum Narren haben kann."

Am folgenden Tage zu bestimmter Zeit, kam Trolle mit einem Wienerwagen und holte die Damen ab, die alle in der besten Laune zu sein schienen. Ehe sie in den Wagen stiegen, hörte Trolle Frau Derby ihrem Mädchen befehlen, wenn Herr Mörk käme, ihm einen genauen Bescheid von der bevorstehenden Tour zu sagen. Trolle schwieg und that, als ob er nichts gehört hätte; aber kaum war man zum Westerthor hinaus, als er ohne weiteres dem Kutscher befahl, auf dem Farigmagswege nach Ordrup zu fahren. „Vergeben Sie, meine Damen! daß ich unsre Bestimmung verändere; aber das Wetter ist wirklich zu schön, um einen Besuch des guten Thiergartens zu versäumen. Dieser kleine Fleck ist in meinen und vieler andern weit gereisten Leute Augen einer den schönsten in der weiten Welt und eine Perle unseres Landes. Wenn Sie nicht dagegen sind, so wollen wir unsere Mahlzeit

im Wirthshaus in Ordrup, in einer der Lauben des freundlichen kleinen Gartens nehmen." — Frau Derbys Bedenklichkeiten wurden von dem Beifall der Großmutter und Elisens übertäubt und der Wagen rollte rasch nach der bezeichneten Stelle, wo man ausstieg und sich sogleich auf den Spaziergang nach dem Walde begab. Bei der Quelle in Ordrups Moor saß Werner, wie verabredet war. Beim Annähern der Gesellschaft erhob er sich und grüßte sie. Elisens Herz klopfte, als sie ihn sah. Trolle grüßte ihn wieder mit einem freundlichen Händedruck und sagte, indem er sich an die älteren Damen wandte: „Ich brauche Ihnen nicht Ihren eigenen Verwandten vorzustellen; aber ich stelle Ihnen hiemit meinen Pflegesohn und liebsten Freund vor und danke Ihnen noch einmal für den angenehmen Tag, den Sie mir und ihm bereitet." Madame Berg grüßte freundlich ihren jungen Verwandten, der mit herzlichen Glückwünschen ihre Hand küßte. Frau Derby schwieg. Trolle bot ihr und der Mutter den Arm und eilte die Höhe mit ihnen hinab. Die Frau sah zurück und bemerkte mit ängstlicher Miene ihre Tochter an Werner's Seite; aber Trolle sagte: „Liebe Frau! lassen Sie uns den Jungen vorauswandern. Es trifft sich recht glücklich, daß wir Drei allein bei einander sein können, denn ich wünschte mit Ihnen und Ihrer Mutter über eine Sache zu sprechen, die uns Allen wichtig ist."

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Es ist nicht nöthig, zu sagen, was Sie sicher wissen, daß Werner Ihre Tochter liebt. Es scheint mir auch am Tage zu liegen, daß er ihr nicht gleichgültig ist. Ich hoffe, daß Sie mich nicht als einen Fremden betrachten, nicht an meiner Ergebenheit für Sie und Ihr Haus zweifeln, und deßhalb wage ich zu fragen: „Können Sie etwas dagegen haben, daß dieser brave, talentvolle, junge Mann Ihr Schwiegersohn wird?" — „Ja, Herr Legationsrath!" antwortete die Frau mit erröthenden Wangen, „ich würde viel dagegen haben. Ohne mich in diesem Augenblick auf

alle Einwendungen einzulassen, die ich mit Recht gegen eine solche Verbindung anführen könnte, will ich nur eine nennen: Er kann meine Tochter nicht ernähren, sie nicht vor Nahrungssorgen sichern . . . Ich bitte Sie, mich nicht zu unterbrechen! lassen Sie mich erst ausreden. Ich weiß zum Voraus, was Sie sagen wollen, ich habe nicht ganz vergessen, was meine Mutter mir täglich vorhält; aber meine Mutter weiß nicht, was es heißt, für das Tägliche zu sorgen, und Sie, Herr Trolle, sind ein reicher Mann und wissen es noch weniger. Aber ich weiß es! Als es mit meinem Manne zurückging, als er ein Lazarus war und ich mit ihm und für ihn leiden mußte, da weiß ich, was ich ausstand; ich veränderte mich in meinem Aussehen so sehr, daß ich mich selbst nicht wieder erkannte, das kann die Mutter beweisen; und deßhalb wird mir kein Mensch abdisputiren, daß Krankheit und Nahrungssorgen das größte Unglück sind, das es in der Welt gibt, ja beinahe das Einzige; denn alles Uebrige ist im Grunde nur Einbildung."

„Ach, liebe Frau, Gott verzeihe Ihnen eine solche Rede," rief Trolle mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes. Madame Berg sagte gleichfalls seufzend: „Mein Gott, liebe Trine! Rechnest Du den Tod unserer Lieben, ihre Sorgen, ihre Verirrungen und unsere eigenen für nichts?" — Trolle drückte heimlich ihren Arm an sich, indem er halb leise hinzufügte: „Und unsere Leidenschaften, unsere Reue, unsere Zweifel." Er wandte sich dann an die Frau und sagte mit stärkerer Stimme: „Liebe Frau! Erlauben Sie zu sagen, daß diese Ihre Einwendung gegen Werner, wie gebunden sie auch an sich sein mag, hier überflüssig ist. Natürlich würde ich nicht für ihn gesprochen haben, wenn ich einen so wichtigen Umstand nicht bedacht. Sie sagen, ich sei ein reicher Mann; ich war ein sehr reicher Mann und habe noch Vermögen genug für mehr als mich selbst. Ich bin allein, ich liebe Werner wie ein Vater, und als solcher will ich für ihn sorgen. Ich halte hiemit

förmlich um Ihrer Tochter Hand für einen Menschen an, den ich als meinen Sohn betrachte. Wollen Sie ihm Ihre Elise geben, so werde ich das junge Paar ausstatten und diese lieben Kinder bitten, mich bei ihnen leben zu lassen. Sie werden mein einsames Leben versüßen, und ich will versuchen, ihnen Alles zu vergelten, soweit es in meiner Macht steht." Die Frau schwieg; es schien ihr gar nicht wohl dabei zu Muthe zu sein. „Nun, nun," sagte die Mutter; „Du bedenkst Dich? Bindet Dir die Freude und die Dankbarkeit gegen Gottes Vorsehung und diesen unsern edlen Freund die Zunge?"

Mit einer Stimme, in der man eine gewisse erzwungene Festigkeit erkannte, antwortete die Frau: „Ja, ich erkenne gewiß die Güte des Herrn Legationsraths an und danke ihm, aber seinen Vorschlag kann ich nicht annehmen. Ich glaube bei dieser Gelegenheit gestehen zu müssen, daß ich aus Liebe zu meiner Tochter, aus mütterlicher Besorgtheit für ihr Schicksal, Mörk ihre Hand versprochen. Ja, durch ein feierliches Gelübde habe ich mich verpflichtet, nie in eine Verbindung mit einem Andern zu willigen."

Trolle und Madame Berg fuhren zusammen, und die Letztere brach ganz wider ihre Gewohnheit in Vorwürfe gegen die Tochter aus. Die Frau ließ sich nicht stören, sie hielt eine prächtige Lobrede auf Mörk, rühmte seinen Verstand, seine reine Tugend, seine Ergebenheit gegen sie; „denn," sagte sie, „es kann mir wohl Niemand den Wunsch verdenken, daß der Gatte meines einzigen Kindes freundliche Gefühle für mich hege. Er liebt Elisen unsäglich, ohne ihr doch zu schmeicheln und sie zu verderben; ihr Seelenwohl ist ihm heilig. Dazu kömmt, daß er Aussicht auf eine schöne Stellung im Staate hat, und daß er einen außerordentlich reichen Vater besitzt, dessen Ungereimtheiten und Wunderlichkeiten er auf eine bewundernswerthe Weise trägt." — „Verzeihen Sie! Was das Letztere anbetrifft, so kenne ich den alten Großhändler

Mörk und seine Umstände: er ist wohlhabend, aber nicht außerordentlich reich, er hat viele Kinder, lauter Töchter mit Ausnahme dieses Sohnes; aber keines von den Kindern wird reich werden, wenn sie mal die Erbschaft theilen, und was die Wunderlichkeiten und Eigenheiten des Vaters betrifft, so glaube ich, daß er solcher weit weniger beschuldigt werden kann, als der Sohn." — Eifrig rief Madame Berg: „Er ist nichts mehr und nichts weniger, als ein junger Philister, der in seiner Selbstvergötterung sich und Andere glauben machen will, er besitze alle die Tugenden und Vollkommenheiten, die er kaum dem Namen nach kennt, und die so wenig wahren Grund haben, als seine großen Hoffnungen auf Reichthum und Aemter." — „Und Aemter," rief Trolle, „sind doch etwas, um was man erst ansuchen muß, etwas, was nicht auf des Menschen eigenem Willen beruht, nicht mal immer auf seinem eigenen Verdienste, während dagegen ein tüchtiger Künstler mir weit selbstständiger erscheint, selbst in diesem kleinen Lande, wo die Künstler nicht gerade auf Rosen gehen. Werner soll nach meinem Plane ganz seiner Kunst leben können und ein sorgenfreies Dasein haben, wie es dieser tüchtige Künstler verdient." — „Seine Tüchtigkeit," antwortete die Frau, „verstehe ich nicht zu beurtheilen, und im Ganzen gestehe ich, daß ich nicht viel Interesse für seine Kunst habe. Für den, der weiß, was ernstlicher Kummer sagen will, für den, der sich in der Arbeit für das Nothwendige aufreibt, verlieren diese sogenannten schönen Künste den großen Werth, den ihnen die vornehme Welt beilegt. Sie sind Luxuswaaren, eine Unterhaltung, etwas, was dem emsigen Arbeiter wie eine Art Müßiggang vorkömmt." — „Gott bewahre!" murmelte Trolle, Madame Berg schüttelte den Kopf. Man ging ein kleines Stück Weges, ohne zu sprechen. Endlich sagte Trolle: „Aber Sie vergessen ganz den eigenen Willen Ihrer Tochter, denn bei dieser Sache muß ihr Wille doch wohl in Betracht kommen." — „Sind Sie

von dem Willen meiner Tochter unterrichtet?" — „Nein, Trine!" rief Madame Berg, „aber kann Jemand von uns, kann Mörk selbst an ihrer Gesinnung zweifeln? Werde nicht böse! Dein Versprechen jedoch, das Du Mörk ohne Elisens Zustimmung gegeben, gilt nichts; Du hast kein Recht, ihm ein solches Versprechen zu machen... Unterbrich mich nicht! Ich weiß, daß Elise Werner liebt, nicht aus einer flüchtigen Mädchenlaune liebt, sondern mit treuem Herzen, das all' seine Hoffnung im Leben auf ihn gesetzt hat. Ich glaube, es ist ein Verständniß zwischen ihnen; durch welche Mittel sie es unterhalten, weiß ich nicht, aber wie es gekommen, weiß ich: durch Dein eigenes Verfahren. Als Du unserem jungen Vetter Dein Haus verbotst, da lehrtest Du der unschuldigen Elise den Namen für ihre Zuneigung zu suchen, da gabst Du ihm Anweisung, wie er in ihrem Herzen für die ungerechte Härte Ersatz suche, mit der Du ihn behandeltest." — „Da Du selbst," antwortete Frau Derby, „so hart bist, auf diese Weise mit mir zu sprechen, so will ich offen bekennen, daß ich wichtige Gründe habe, deren ich noch nicht erwähnte. Ich halte Werner für einen zügellosen Menschen, für einen schlechten, herzlosen Spötter."

Als die Andern, über ihre Aeußerung verwundert, in sie drangen, behauptete sie, gehört zu haben, daß Werner bei einer festlichen Zusammenkunft mit einigen Kunstgenossen berauscht gewesen und in Rom mit einem gewöhnlichen Frauenzimmer einen Liebeshandel gehabt; und als Madame Berg ausrief: „Diese Geschichten hast Du von Mörk," antwortete sie heftig: „Aber das habe ich von mir selbst, daß sein Charakter schlecht ist, ohne Mitgefühl für Andere, voll Geringschätzung für Alles, was nicht glänzt. Ich könnte hundert Beweise davon erzählen. Eines Abends im vorigen Winter, als er bei uns war, sprach ich bei Tische von der Noth, welche die armen Leute litten, und der schlimmen Gewohnheit Vieler, sich mit Branntwein zu trösten und zu wärmen.

Ich konnte nicht ohne tiefe Rührung von dem Schicksal der unglücklichen Frauen und Kinder sprechen, wenn der Mann und Vater betrunken und in übler Laune in das leere Haus heimkehre. Werner schien mir aufmerksam zuzuhören. Als ich jedoch schwieg, was sagte er: „„Darf ich mir bei dieser Veranlassung nicht ein Gläschen von dem Cognac ausbitten, welcher hier steht?"" Sie lachen! Na, ich muß sagen, daß ich das durchaus nicht komisch und artig gegen mich finde. Ein andermal, als meine Cousine, meine gute Freundin, uns mit ihrer Tochter besuchte, saß Werner da und spielte mit einem Blei und einem Stücke Papier, und als ich auf das spöttische Lächeln seines Gesichtes aufmerksam wurde, nahm ich die Gelegenheit wahr und riß ihm das Papier aus der Hand in dem Augenblick, als die Fremde ging und er selbst aufstand, um zu grüßen. Und nun denken Sie sich: er hatte die Mutter in Form einer altväterischen Maschine und die Tochter als eine langhalsige Flasche abgebildet, und zwar so lebendig, daß Jedermann die Armen erkennen konnte. Ist das nicht abscheulich? Das weiß Gott und alle Menschen, daß meine Cousine eine rechtschaffene und fleißige Frau ist, die ihre schwere Figur nicht der Faulheit oder dem Wohlleben zu danken hat, und ihre arme Tochter ist mager und abgezehrt vor Kummer über eine unglückliche Liebe zu einem schlechten Menschen, der ihrer spottete. Ist das nun Etwas, was man verhöhnen soll? Zeugt das von einem menschenfreundlichen Herzen?"

Trolle wandte sich ab, um sein Lächeln zu verbergen, und Madame Berg sagte: „Höre, Trine, ich kann mich kaum halten vor Lachen über diese Geschichten und die lächerliche Wichtigkeit, die Du ihnen beilegst. Ich beurtheile Werner besser, als Du, ich habe ihn lieb und wünsche, ihn mit meinem Liebling, Deiner Tochter, vereinigen zu können; glaube indessen nicht, daß ich Elisens Vertraute bin, was ihre Liebe betrifft. Nein, ich ehrte Deine mütterlichen Rechte; aber unser gutes Mädchen

zwingen oder überreden, daß sie gegen ihre Neigung heirathe, das sollst Du nicht, so lange ich lebe; ich werde dem vorzubeugen wissen, das sage ich offen. Kannst Du es ertragen, Deine Elise unglücklich zu sehen, so kann ich es nicht." — „Unglücklich? weßhalb sollte sie das werden? An Mörk's Seite wird sie täglich frommer und besser, sie wird einen Freund, eine Stütze in diesem Manne finden; keine Sorge oder Mangel wird sie drücken. Was will sie mehr? Lasse sie im Uebrigen ihr Glück in der Erfüllung ihrer Pflichten finden, das ist das beste Glück." — „Die Erfüllung ihrer Pflichten? Das ist ein Wort, das Du und viele Andere so flüchtig hinwerfen, als ob es so leicht wäre, seine Pflichten zu erfüllen, als ob es möglich wäre ohne Liebe! Hast Du vergessen, Mutter, wie oft Du Dich freutest, wenn Du von Deiner theuren Gräfin sprachst, die an einen rohen, in jeder Weise unliebenswürdigen Mann gebunden, ein unveränderliches Muster von Milde und Liebenswürdigkeit ist, die kein Unglück verwüsten konnte? Hast Du Deine eigenen Worte vergessen? Also ist es doch möglich, seine Pflichten ohne Liebe zu erfüllen; und die Selbstverleugnung, die Du an mir tadelst, rühmst Du an ihr." — „Ja, Trine! denn bei dieser meiner Freundin war Alles Liebe, Liebe zu allem Lebenden, treues Aushalten und Geduld mit einem Manne, der so tief unter ihr stand. Es gibt Seelen, die gleichsam zur klösterlichen Resignation geboren sind, zu einem innern Leben in der Religion, das wir andere nicht fassen können. Sie ist eine von jenen Wenigen, ihre Selbstverläugnung ist ihr kein Opfer, sie kennt sie selbst nicht, sie ist ihr eine innere Nothwendigkeit, während die Deine lästig, unnatürlich und oft durchaus unnöthig ist. Vergib mir, es ist wirklich nicht meine Absicht, Dich zu verletzen."

Trolle war bei diesen Worten aufmerksamer geworden und stehen geblieben. „Wer ist diese deutsche Gräfin? Ich bitte Sie, nennen Sie mir ihren Namen." — „Ich

nenne ihn nicht gerne," antwortete Madame Berg: „sie ist übrigens mehr dänisch, als deutsch. Ihr Name ist Clara von Meerstein." — „Clara, geborne Gordon?" — „Sie kennen sie?" — „Ja, und Sie?" — „Ich kannte sie von frühester Jugend an. Als ich sogleich nach der Hochzeit meinen Mann auf seiner Seereise begleitete, wurde ich in London krank, wo sie, auch neuverehlicht, sich mit ihrem Manne aufhielt. Als meine Landsmännin nahm sie sich freundlich meiner an und war mir ein Engel des Trostes in meinem verlassenen Zustande, da mein Mann genöthigt war, seine Reise fortzusetzen und mich an dem fremden Orte zurücklassen mußte, bis er auf der Heimreise von Ostindien mich abholte. Ein herzliches Freundschaftsband knüpfte sich indessen zwischen meiner liebenswürdigen Clara und mir. Es erhielt sich frisch und unverändert durch alle Wechsel des Lebens. In spätern Jahren haben wir uns mehrmal an fremden Orten getroffen und stets einen vertrauten Briefwechsel unterhalten." — „O meine beste Freundin! Sagen Sie mir, haben Sie in letzter Zeit von ihr gehört? Sie ist Wittwe! Vor zwei Jahren wurde sie von ihren Ketten befreit." — „Ich habe in langer Zeit nichts von ihr gehört. Sie war einige Monden auf Reisen gegangen — ich weiß nicht wohin — um einen Advokaten zu Rathe zu ziehen, mit dem ihr Mann in Verbindung stand. Die Verwandten des Grafen machen ihr beinahe die ganze Erbschaft streitig, da ihr einziges Kind in frühster Jugend starb, mehrere Jahre vor dem Vater, und ich glaube, daß sie sich glücklich schätzen müßte, wenn sie zu der geringen jährlichen Summe, die ihr als Wittwengehalt zugestanden worden, das kleine Gut in Seeland, das sie von ihren Eltern geerbt, behalten kann."

Trolle schwieg und versank in tiefe Gedanken. Das kleine Stück Weges nach dem Wirthshause von Ordrup wurde in vollkommenem Schweigen zurückgelegt. Die beiden Liebenden, welche sich freudestrahlend nahten, wur-

den niedergeschlagen, als sie die ernsten und gespannten Mienen der Aeltern sahen, die kein glückliches Resultat für ihre höchsten Wünsche verkündeten.

Eine hübsche Mahlzeit war im Garten arrangirt. Man setzte sich um den ländlichen Tisch. Der schönste Sommertag belebte die ganze Umgebung. Narzissen und Hyazinthen dufteten in den Blumenbeeten des Gartens, die Vögel zwitscherten; aber die armen Menschen, welche alle diese Herrlichkeit genießen sollten, suchten vergebens ihre beklommene Stimmung zu überwinden.

Als sie Abends zu Frau Derby kamen, war Mörk bereits da. Er war, wie er sich ausdrückte, — wie ein Narr den ganzen Vormittag umhergelaufen, habe den Frederiksborggarten und die Umgegend durchstrichen und manche Unannehmlichkeit gehabt, um nach Söndermarken zu kommen, und war auch dort wie ein Narr umhergelaufen; bei welcher Aeußerung ihn Trolle unterbrach und sagte, er spreche von sich selbst in gar zu unangenehmen Ausdrücken, eine Bemerkung, die seinen Unwillen nur noch vergrößerte. Frau Derby war unwillig über sein Mißvergnügen. Die jungen Liebenden sahen betrübt aus. Madame Berg und Trolle suchten vergebens ein ruhiges und lebendiges Gespräch in den Gang zu bringen. Sie waren selbst nicht in guter Laune. Der Abend verfloß matt und unbehaglich, und so endigte dieser Tag, auf den man sich allerseits gefreut hatte.

Als Trolle am nächsten Vormittag Madame Berg besuchte, bemerkte er, daß ihr ganzes Wesen ein trauriges Gepräge trug; das Gespräch kam natürlich auf die Begebenheit des vorigen Tages, und Trolle suchte seiner Freundin gute Hoffnung einzuflößen, daß ihr Plan doch mit Zeit und Geduld glücken werde. „Das hoffe ich auch,“ sagte sie: „und das ist eigentlich nicht das, was mich drückt, sondern der Gedanke an die Verkehrtheit meiner Tochter erfüllt mich mit Kummer und Sorge; denn mein Gewissen sagt mir, daß gute Anlagen eine

schiefe Richtung durch den Leichtsinn erhalten haben, mit welchem ich meine erwachsene Tochter in Hände gab, deren Kräfte ich nicht genugsam kannte. Ich liebte meinen Mann so innig, meine Sehnsucht, meine Besorgniß um ihn, wenn er auf Reisen war, lassen sich nicht beschreiben. Er selbst wollte mich so ungerne zurücklassen; auch er sehnte sich und war, wie meist alle Seeleute, nicht frei von einem gewissen Aberglauben. Er meinte, ich bringe ihm Glück und behauptete, die Reisen, auf welchen ich ihn nicht begleitet, seien minder günstig ausgefallen. Unser ältestes Kind, ein herrlicher Knabe, hatte schon in frühester Jugend seinen Vater auf die See begleitet, wozu er nie geschaffen zu sein schien. All dies bewog mich, meine Tochter von ihrem sechsten Jahre an der Schwester meines Mannes zu überlassen, die zwar eine mütterliche Gesinnung für sie an den Tag legte, im Uebrigen aber nicht im Stande war, sie zu erziehen. Mein Mann wünschte es so, mein Sohn schlang seine Arme um meinen Hals und bat mich, ihnen zu folgen. Das Mädchen war kränklich; es konnte also keine Rede davon sein, daß man sie mitnahm. Ich verließ das arme Kind, und sah es nur ab und zu in kurzen Zwischenräumen, bis sie bei ihrer Verheirathung eine Wahl ganz gegen meine Wünsche traf. Ich bin für mein Unrecht gestraft: ich verlor meinen Mann und meinen Sohn und verlor auch meine Tochter, denn der Trost ihres Umgangs, der meine älteren Tage versüßen sollte, ist dahin. Ein solcher Trost lebt jedoch für mich in meiner lieben, lieblichen Elise, und so muß ich bekennen, daß ich glücklicher bin, als ich verdiene.“

Die Thränen standen der betrübten Mutter in den Augen. Trolle fühlte sich innig erfreut über ihre Vertraulichkeit. „Ach, meine geliebte Freundin!“ rief er, „wie können Sie so ungerecht gegen sich selbst sein, wie hätten Sie unter solchen Umständen anders handeln sollen? Können Sie sich wegen Ihrer Liebe zu Ihrem Manne

anklagen? Der Glückliche! Sein Loos auf Erden war so schön, daß er es im Himmel vermissen muß." — „O sprechen Sie nicht so! Lassen Sie uns hoffen, daß dort, wo er ist, kein Verlust des irdischen Lebens gefühlt wird. Wie können wir, Sie und ich, dieser glückseligen Vorstellungen von einer Welt entbehren, deren Pforte sich doch bald für uns öffnen wird? Der Morgen, auf den wir hoffen, muß uns für die Dunkelheit des Abends trösten." — „O liebe Freundin! nun ist die Reihe an mir, zu sagen: Sprechen Sie nicht so! Sie sind ja noch nicht alt; wenigstens fällt es Niemanden ein, der Sie sieht und hört." — „Wenn dem auch so wäre, so ist doch gewiß, daß es mit mir abwärts geht und ich mich mit dem Gedanken vertraut machen muß, mit der Resignation, die den älteren Jahren zukömmt. Die Leidenschaften kleiden bisweilen die Jugend, aber sie verunzieren das Alter: und aus diesem Grunde habe ich mir auch heute Vorwürfe wegen der Heftigkeit, der harten Worte gemacht, mit welchen ich gestern meine arme Trine anredete. Der stille Abend muß stille Luft haben, im Leben, wie in der Natur; sonst wird er rauh und unbehaglich." — „Ach! was soll man thun, um diesen Zeitbestimmungen nachzuleben, ich möchte sagen, diesen Convenienzformen, die uns sagen, was für das eine Decennium paßt und nicht für das andere. Die Jugend schreibt das Moderne vor, darin, wie in der Kleidertracht. Sie schreibt dem Alter strengere Regeln vor, als dieses ihr je auferlegt. Das Leben ist doch schön und reizt die Alten wie die Jungen." — „Doch auf verschiedene Weise. Ich sage auch, daß das Leben schön ist; aber ich halte es für ein großes Gut, daß es sich später an ein anderes Leben knüpft, wie wir in manchem Augenblicke uns nach einem Leben sehnen, worin nicht blos unsere Träume wohnen, sondern in welchem auch die Vorangegangenen, die sich hier auf Erden nach uns gesehnt, vielleicht mit Sehnsucht unser Kommen erwarten. Ach, Sie werden mich für eine

Schwärmerin halten, aber ich bin fest überzeugt, daß Sie dieses Gefühl kennen. Es ist gewiß auch etwas, was Ihnen von jenem Ufer winkt." — „Nein," rief Trolle mit einer tief bewegten Stimme: „Nein, ich bin ein armer Mensch. Ich kann nicht mal sagen, daß ich das Herzlichste besaß, daß ich ein Wesen fand, das mein Herz erfüllte und meine Gefühle erwiederte; nein, ich habe nichts, weder hier, noch dort." Madame Berg fühlte sich tief gerührt durch seine Worte: „Doch, mein edler Freund! Sie haben Ihren dankbaren Werner, der Ihnen ein Sohn sein wird, meine Elise soll Ihre Tochter werden, das sind die natürlichen Bande, die unser Alter verschönern sollen. Auch mich haben Sie! Ich habe Sie aufrichtig lieb und bitte Sie, verschmähen Sie meine Freundschaft nicht." Sie reichte ihm die Hand. Trolle küßte sie mehreremale. Die Thränen standen Beiden in den Augen. Er eilte fort und fühlte sich wunderbar ergriffen von diesem Gespräche.

Er kam wie gewöhnlich in Frau Derby's Haus; aber sein Wesen schien verändert. Es war mehr ernst und das Galante in seinem Tone gegen Madame Berg war in eine ruhige, freundliche Aufmerksamkeit umgewandelt. So erschien er ihr weit liebenswürdiger, und sie verdoppelte ihre Aufmerksamkeit für den alten Freund und zeigte ihm eine Ergebenheit, die ihn wahrhaft erquickte, aber seine düstere Stimmung doch nicht zu zerstreuen vermochte. Ein nervöses Kopfweh, an welchem er bisweilen litt, befiel ihn in diesem Zeitraum mit solcher Heftigkeit, daß er sich zuletzt zu Hause halten mußte und nicht im Stande war, eine Beschäftigung vorzunehmen, zu der eine Anstrengung der Augen nöthig war. Mit kindlicher Besorgtheit und Treue suchte Werner den Leidenden zu pflegen und zu zerstreuen, und eines Tages, da er ihm noch niedergedrückter als sonst erschien, konnte er nicht umhin, den Gedanken zu äußern, das Uebelbefinden seines alten Freundes müsse mehr von geistigen, als von

körperlichen Ursachen herrühren. „Würde es nicht vielleicht Dein Herz erleichtern, Deinen Kummer einem Freunde, einem Sohne mitzutheilen? Du warst und bist stets so gut gegen mich, Du befahlst, Dich als einen Vater zu betrachten. Wolltest Du mir nun nicht die Beruhigung gönnen, daß ich Dir auch meinerseits etwas geben könnte, statt immer zu empfangen? daß meine Liebe, mein Umgang Dir ein Trost sein könnten?“

Trolle dankte ihm freundlich für seine liebevollen Worte und setzte hinzu: „Ich fühle, daß ich nicht mehr allein bin, seit ich Dich habe, daß ich undankbar bin, wenn ich über mein Schicksal klage. Aber darin liegt die strafwürdige Seite meines Charakters, daß ich nicht Stärke genug besitze, dem heftigen Eindruck des Zufälligen zu widerstehen, was mir begegnet, daß ein Wort, das mir gesagt wird, ein Gedanke, der in mir aufsteigt, mich beherrscht und meine Vernunft nicht zu Worte kommen läßt. Und dadurch bin ich auf dem Punkte, Deinen Wunsch zu erfüllen uud Dir den Grund zu meiner schlechten Laune zu erklären, soweit solche Selbstbetrachtungen sich erklären lassen. Es sind bereits mehrere Tage, seitdem ich ein Gespräch mit Madame Berg hatte, in welchem sie mit besonderem Ernste von meinem Alter sprach, mich ausschließlich auf die Resignation desselben und jenes dunkle unbekannte Ufer hinwies; ihre Worte waren mild und klug; aber . . . ich weiß nicht . . . sie machten einen Eindruck auf mich, als ob ich nie zuvor etwas Derartiges gehört oder gedacht, und doch gibt es nichts, was man öfter besprechen hört und beobachten muß, als die Flucht der Zeit und die Gewißheit des Todes. All' dies brachte mich dazu, mancherlei Betrachtungen über mich anzustellen. Ich muß mit Dank gegen mein gutes Schicksal das seltene Glück anerkennen, von körperlichen Schwächen, wie sie das Alter begleiten, frei zu sein. Keine Krankheit drückt mich nieder, denn dieses nervöse Kopfweh ist ein alter Feind, der sich mehr von

psychischen, als physischen Ursachen herschreibt. Körperliche Gründe haben mich in nichts bestimmt, das Leben zu ändern, an das ich von Jugend auf gewöhnt war. Ich wandere ganze Meilen ohne Anstrengung, meine Sinne sind ungeschwächt, ich arbeite, lese, schreibe, bis tief in die Nacht hinein. All' dies, vereint mit einem einförmigen, einsamen Leben, das manche Berührung mit der äußern Welt ausschließt, ist wohl die Ursache, daß die Jahre gleichsam unbemerkt und ungezählt über meinem Haupte hingegangen sind. Ich habe im Ernste noch nie daran gedacht, daß ich ein alter Mann bin, und ich gestehe, daß ich nicht in dem Maaße, wie ich sollte, mich mit den Worten: Alter, Tod, Resignation vertraut gemacht. Ich denke mit Schauern daran. Es geht mir wie Kindern, die nicht müde und schläfrig sind, aber dennoch zu Bette gehen sollen. Ach! nur der, der am Tage gearbeitet hat, genießt die Ruhe der Nacht. Gegen das Ende des Tages finde ich, daß ich mein Tagewerk nicht vollbracht und daß ich auf etwas warte, mich nach etwas sehne, was ich mir selbst nicht erklären kann und worauf ich in jedem Falle zu spät hoffe; kurz: ich muß bekennen, daß mein Leben nutzlos verflossen."

„Mein lieber Vater: Dein Leben war eine Gesundheitsquelle für viele Leidenden! Und ich, der ich bei Dir eine Heimath gefunden, als ich verlassen war. Von allen Deinen Wohlthaten ist Dein gehaltreicher Umgang das, was ich am meisten beweinen würde, wenn ich Dich oder Deine Güte für mich verlöre. O! mißgönne es Dir und Deiner Umgebung nicht selbst, daß Dein Herz jung und Dein Körper gesund und kräftig ist. Ist das nicht ein Segen für uns Alle? Es ist ein wahres Sprüchwort, daß nicht die Zahl der Jahre das Alter macht. Und in gewissem Sinne ist das Alter auch nicht wie eine Krankheit, die den Menschen ganz ohne seine Mitwirkung überfällt. Nein, der feste starke Wille muß die Jugend etwas über die gewöhnliche Grenze zurückhalten können, wie die

Aerzte behaupten, daß er das Leben bei den Kranken verlängern könne. Die Seele muß ihre Macht über den sterblichen Theil unseres Wesens handhaben. Sehen wir nicht auch Beispiele davon bei den ausgezeichnetsten Menschen, die ein hohes Alter erreicht haben!"

Trolle lächelte und reichte ihm die Hand. „Lieber Werner!" sagte er: „wie große Macht ein liebevolles und gebildetes Herz über seine Umgebung ausübt, das läßst Du mich in diesem Augenblicke fühlen. Die Arznei, die uns eines theuren und ergebenen Freundes mildes Wort reicht, wurde mir nur sparsam zu Theil, namentlich in dem letzten Theile meines langen Lebens. Erst von Deiner Hand empfange ich sie in Fülle. Ich will mich nun auch ganz diesem Genusse hingeben und deßhalb Dir anvertrauen, daß gestern ein neuer Umstand eintrat, der meine melancholische Laune vermehrte. Während meines Unwohlseins habe ich Thomas befohlen, Allen, die mit mir sprechen wollten, zu sagen, daß ich Niemand empfange, da ich krank sei. Aber gestern erschien ein Seemann, der seinen Namen nannte, welcher mir bekannt war, und einen Brief abgab, den er mich zu lesen bat; er wollte in einigen Tagen wiederkommen, um wo möglich mit mir zu sprechen. Ich öffnete den Brief, ein anderer fein geschriebener und langer war darin eingeschlossen. Mit großer Anstrengung und Vermehrung meiner Kopfschmerzen las ich den Umschlag. Er ist von einem Pfarrer in Jütland, der schreibt, daß sein Verwandter, der Seemann, welcher der Ueberbringer des Briefes war, ein braver Mann sei, der durch einen unglücklichen Schiffbruch sein Schiff und all' sein Eigenthum verloren, und daß die Hoffnung, bei mir Beistand in dieser Noth zu finden, in ihnen erwacht sei, namentlich im Gedanken an eine liebe Verstorbene, die ich sicher auch in meiner Erinnerung bewahrte; zu diesem Ende sende er mir einen Brief, der mich gewiß interessiren würde. So ungefähr lauten die wenigen Linien, die einen Brief an den erwähnten Pfarrer einschlossen,

und die ich mich vergebens zu lesen gemartert, da mich ihr Inhalt beunruhigt. Die Hand, welche ihn geschrieben, ruht längst im Grabe. Vergebens suchte ich vor vielen Jahren den Grund ihres plötzlichen Verschwindens zu erforschen. Vielleicht werde ich ihn hieraus erfahren. Ich übergebe hiemit diesen Brief in Deine Hand, lieber Werner, und bitte Dich, ihn mir vorzulesen, ungeachtet ich voraussehe, daß die Lektüre mich vielleicht in Deiner Achtung herabsetzen wird. Aber ich weiß nicht, weßhalb ich meine Verirrungen und Vergehen meinem einzigen Vertrauten verbergen sollte. Es ist eine Erleichterung, einem theuren Freunde zu beichten."

Mit freundlichen Aeußerungen übernahm Werner das auferlegte Geschäft. Es war Abend und trübes Wetter. Trolle drehte seinen Stuhl so, daß er dem Tisch den Rücken kehrte, um dem Schein des Lichtes auszuweichen, wie er sagte: wahrscheinlicher Weise jedoch, um die Bewegung zu verbergen, in die ihn die Erwartung dessen, was er hören sollte, versetzte. Mit klarer, aber oft bewegter Stimme las Werner Folgendes:

Kopenhagen, den 10. April 1820.

Lieber Bruder!

Die Erinnerung an die vertraute Freundschaft, welche uns in unserer Kindheit und ersten Jugend verband, gibt mir den Muth, in meinem Unglücke meine Zuflucht zu Dir zu nehmen, einem Unglücke, das wohl das bitterste von Allem ist: sich selbst in ein Netz von Verwirrung, von Unrecht und Entehrung verwickelt zu haben, das auch, wenn man es zerreißt, dennoch uns keinen Ausweg zu Freiheit und Frieden schenken kann. Doch bitte ich Dich, Du wolltest mir einen Zufluchtsort gönnen, wo die Schaamvolle und Verlassene sich verbergen kann. Ich habe meinen Mann verlassen, er selbst hat mich ver-

stoßen; ich halte mich verborgen und heimlich bei einer einfachen Frau auf, die einst in meinem Dienste stand und deren Güte ich mich in meiner Noth anvertraut. Du erschrickst über mein Wort? Du wendest Dich mit Verachtung und Zorn von mir ab? — Ach, Johann! ich bitte Dich! habe Geduld, mich anzuhören. Ich will Alles mit der größten Aufrichtigkeit bekennen, alle meine Gedanken und Handlungen während der Zeit, die wir getrennt lebten. Vielleicht, wenn Du diese Blätter gelesen hast, wirst Du mit Deiner einst so theuren Marianne Mitleid haben.

Es ist achtzehn lange Jahre her, seitdem wir einander sahen, und während der ganzen Zeit haben wir selten von einander gehört. Du warst böse auf mich, weil ich gegen Deinen Willen eine Ehe einging, von der Du mir so heftig abriethst. Ach! vergib mir! ich bin gestraft für meine Verbindung. Ich habe manchmal an unsere letzten Gespräche gedacht. Erinnerst Du Dich noch? Du warst jüngst von Jütland zurückgekommen, wo Du Dich zwei Jahre aufgehalten; es war eine große Freude in unserem armen Hause, als Du unsere Eltern unterrichtetest, daß der Gutsbesitzer, in dessen Haus Du Hofmeister gewesen, Dich zum Pfarrer auf seinem Gute ernannt und daß Du bald ein junges Mädchen heirathen würdest, das Dir eine gute Mitgift brächte. In ihrer Freude sagte unsere Mutter: „So müssen wir Eltern Gott recht danken für seine Gnade gegen unsere Kinder; denn nun bist Du auf einem grünen Zweige und Deine Schwester ist auf dem Wege, ein großes Glück zu machen, denn ein reicher, schöner und vornehmer Mann freit um sie.“ — „Wer ist das?“ fragtest Du rasch. Ich kann noch die triumphirende Miene sehen, mit welcher die Mutter antwortete: „Es ist Herr Rittmeister Lermann,“ und das ernste Gesicht, mit welchem Du wiederholtest: „Rittmeister Lermann! Ja so! freit er um Marianne? Da hoffe ich, daß sie so klug ist, ihm einen Korb zu geben.“ — Später

sagtest Du, daß Du den Rittmeister kennest, namentlich durch die Mittheilungen Deines Gutsherrn, der sein Vetter war; es sei ein Mensch von schwachem Charakter, er habe vor Kurzem seine junge Frau verloren, die ihm ein bedeutendes Vermögen zugebracht, und aus einer angesehenen, aber stolzen Familie stamme, auch habe er von seiner ersten Frau Kinder, überhaupt käme ich durch diese Heirath in Verhältnisse, in die ich nicht paßte und die mich unglücklich machen würden; die Liebe, die diesen Mann vermocht, sich zu mir herabzulassen und meine Hand zu begehren, sei blos eine Illusion, die bald verschwinden würde, denn Eitelkeit sei die einzige Leidenschaft, der er fähig sei." — Ach! wie oft mußte ich an diese Worte denken! An jenem Sonntage, kurz vor Deiner Abreise, als Du mich batst, eine Spazierfahrt mit Dir zu machen und auf jenem Wege all' Deine Beredtsamkeit anwandtest, um mich zu überreden, das Anerbieten des Rittmeisters zurückzuweisen, war ich so verlegen und so beklommen, das, was ich so hoch schätzte, so tief herabsetzen, die strahlenden Hoffnungen, die ich nährte, so zerstreuen zu sehen, daß ich nicht den Muth hatte, mich mit Dir einzulassen und Dir zu gestehen, wie ich hätte sollen, daß ich Lermann liebe und mich nicht von ihm losreißen könne. Du reistest, ich gab ihm meine Hand, und erst dann wagte ich, Dir meine Liebe zu bekennen. Du antwortetest mir in verdrießlichem Tone: „Marianne, Du bist auch eitel," schriebst Du: „hüte Dich, daß nicht diese niedrige Leidenschaft die Ursache Deines Unglückes werde." Vielleicht — in den letzten Tagen kam mir der Gedanke — vielleicht lag in diesen Deinen Worten etwas Prophetisches. Aber so viel ist gewiß, daß ich Lermann von ganzem Herzen liebte. Und wenn ich mich durch seine Liebe geschmeichelt fühlte, wenn das Loos, das er mir bot, mir wie ein Himmel auf Erden erschien, war es ein Wunder? Du weißt selbst, in welch' dürftigen Verhältnissen wir aufwuchsen. Von etwas Entbehrlichem, Ueberflüssigem oder

einem Vergnügen konnte in dem Hause unserer Aeltern nie die Rede sein. Du gabst mäßig bezahlte Unterrichtsstunden, und ich nähte und war glücklich, Verdienst bei einer Modehändlerin zu finden, in deren Laden ich für geringe Bezahlung arbeiten und beim Verkauf helfen mußte. Dort und auf dem Wege entging es meiner weiblichen Eitelkeit nicht, daß mein Aussehen Aufmerksamkeit erweckte. Ich merkte oft, daß junge und ältere Herren sich in dem Laden zu thun machten, um mich zu sehen, und dort und auf der Straße Gelegenheit suchten, mit mir zu sprechen. Obwohl mich dies Alles herzlich freute, war ich doch zu tief durchdrungen von den Warnungen unserer guten, vernünftigen Mutter, als daß ich mich hätte auf irgend eine Weise mit diesen meinen Verfolgern einlassen sollen. Doch gestehe ich, daß ich endlich an meine eigene Schönheit glaubte und dieser Gabe einen freilich höheren Werth beilegte, als ihr zukömmt, und stets beklagte ich, daß meine armseligen Verhältnisse mir alle Mittel versagten, diese Vorzüge mehr und mehr in's Auge fallend zu machen. Wenn ich an einem hübschen Hut, einem niedlichen Mantel arbeitete, probirte ich ihn heimlich am Spiegel und seufzte, wenn ich ihn in die Hände der einen oder der andern Dame übergehen sah, die er weit nicht so gut kleidete, als mich. All' mein Theil an der Herrlichkeit dieser Welt bestand darin, daß ich zu Pfingsten neue Bänder zu einem der abgelegten Hüte erhielt, welche die Madame, bei der ich arbeitete, gewöhnlich besaß und mir zum Lohn für meinen Fleiß und meine Aufmerksamkeit schenkte; und wenn ich dann, geschmückt damit und was ich noch mehr zusammenstücken konnte, mit Mutter oder einer von meinen Bekannten aus dem Laden spazieren gehen durfte, so war das das Höchste, was ich von den Gütern des Lebens genossen. Doch, ich thue mir selbst Unrecht! Dich wiederzusehen, wenn Du frisch und

wohlgemuth Abends nach Hause kamst, während Du noch bei unsern Aeltern wohntest, und in Deiner Abwesenheit Briefe von Dir zu erhalten, war weitaus meine größte Freude; denn aufrichtig und innig hing mein Herz an meinem einzigen Bruder.

Auf einem der so eben erwähnten Spaziergänge in den Pfingstfeiertagen begegnete ich zum ersten Male dem Rittmeister Lermann im Frederiksborggarten. Ich hatte ihn früher gesehen; er war unser Nachbar und hatte mich mehrmals gegrüßt, wenn ich Morgens am Fenster saß, ehe ich ausging. Er grüßte nun wieder bei dieser Begegnung, und da das junge Mädchen, das mich begleitete, beim Ueberschreiten einer der gewölbten Brücken im Garten mit dem Fuße ausglitt, sprang er hinzu und schützte sie vor einem gefährlichen Falle. Wir verbeugten uns und dankten; er ergriff die Gelegenheit, mich beim Namen zu nennen und unsere Nachbarschaft zu berühren. Wir waren nahe am Ausgange des Gartens und wollten ihn verlassen; er sagte, daß er gleichfalls nach Hause zu gehen beabsichtige und bat um Erlaubniß, uns zu begleiten, da wir denselben Weg gingen; wir waren verlegen und wußten keinen Vorwand, seine Gesellschaft auszuschlagen. Er war hübsch, sprach höflich und bescheiden mit mir, und als wir uns bei meiner Hausthüre trennten, fühlte ich mich beängstigt und glücklich, wie nie zuvor. Von diesem Tage an begegnete er mir jeden Abend, wenn ich von dem Laden nach Hause ging. — Es dauerte nicht lange, so gestand er mir seine Liebe; aber ungeachtet ich ihn mehr liebte, als Worte zu sagen vermögen, vertraute ich doch meiner Mutter die ganze Sache an und benahm mich ganz nach ihrem Rathe.

Eines Abends, als wir wie gewöhnlich, mit einander gingen, sagte er: „Ich muß wirklich glauben, daß Sie mißtrauisch gegen mich sind und meine Absichten nicht für redlich halten. Ich achte und liebe Sie doppelt um dieser Ehrbarkeit willen, und wüßte ich nur, daß Sie

meine Liebe erwiedern, so sollte nichts in der Welt mich abhalten, morgenden Tages bei Ihrem Vater um Sie zu werben." — Ich fühlte mein Angesicht erröthen, indem ich antwortete: „Sie können meinen Vater morgen von acht Uhr an auf dem Comptoir des Kaufmann Wang treffen." — „Ich danke, mein geliebtes Mädchen," rief er und küßte meine Hand.

Wie erfreut mein Vater auch über ein so vortheilhaftes Anerbieten war, so bat er sich doch einige Tage Bedenkzeit für mich und meine Mutter aus, deren Stimme in dieser Lage gehört werden müsse. In diesen Tagen kamst Du zurück, und Deine Einwendungen verschoben die Entscheidung über mein Schicksal um mehrere Tage. Dieser Aufschub schien Lermanns Eifer, mein bestimmtes Ja zu erhalten, nur noch zu vermehren. Du reistest ab, er sprach mit Dir, alle Bedenklichkeit verschwand in seiner Nähe, ich gab ihm entzückt mein Versprechen, und als sein Haus fertig stand, eine neue Hausmutter aufzunehmen, wurde unsere Hochzeit auf wenige Wochen später festgesetzt. Er führte seine Kinder zu mir, ein Mädchen von sechs und einen Knaben von vier Jahren. Liebevoll schloß ich sie Beide in meine Arme; das kleine Mädchen hatte bereits eine gewisse Damentournüre, aber der Knabe warf sich um meinen Hals und sah mich mit ein paar so ehrlichen, treuherzigen Augen an, daß er vom selben Augenblicke den Platz eines Sohnes in meinem Herzen fand. Lermann sagte mir, daß sich diese Kinder seit dem Tode ihrer Mutter in dem Hause der Großältern befänden und daß diese seine Schwiegerältern, denen er eine warme Lobrede hielt, sie auch nach seiner bevorstehenden neuen Verheirathung zu behalten wünschten. Das that mir leid. Es war mir ein lieber Gedanke, den Kindern des Geliebten eine treue Mutter zu sein. Betrübt und schweigend sah ich sie an. Der kleine Knabe hängte sich an meinen Arm, als ob er meinen Wunsch verstünde und theilte. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen

Bräutigam zu bitten, diese Bestimmung abzuändern. Er gab nach, was den Knaben betraf; hinsichtlich des Mädchens war er jedoch unbeugsam. Er sagte: „Meine Schwiegermutter würde es übel aufnehmen und es wäre auch eine Sünde gegen Natalie; denn wie sollte sie eine solche Erziehung erhalten, als diese vollkommene Weltdame sie ihr bieten kann, oder alles das lernen, was diese sie lehren lassen wird? Es gehört jetzt so viel dazu, daß ein Frauenzimmer sich mit Ehren in der Gesellschaft zeigen kann." — Es war zum ersten Male, daß eine ängstliche Ahnung meines neuen Verhältnisses in mir erwachte.

Nach meinem Wunsche sollte ich erst als Lermanns Gattin in seinen Umgangskreis eingeführt werden. Als ich nun wenige Tage nach der Hochzeit meine Besuche *mit ihm* machen wollte, war ihm außerordentlich viel daran gelegen, daß ich mich zu meinem Vortheil ausnehme. Weit über meine kühnsten früheren Wünsche geschmückt und herausgeputzt, hielt ich nun meinen ersten Einzug in das Haus der erwähnten Schwiegerältern. Diese Leute machten, was man ein großes Haus nennt. Alles war dort für mich eine neue Welt. Sie empfingen mich mit kalter Höflichkeit und gespannter Miene. Ich war verlegen und verstimmt und wurde es noch mehr, als die Frau vom Hause plötzlich in ein Weinen ausbrach und aus dem Zimmer ging. Eine Kammerzofe trat ein und bat den Herrn um ein Fläschchen Tropfen, welches dieser hervorzog, während welcher Zeit das über das Uebelbefinden der Frau seufzende Mädchen mich mit neugierigen Blicken betrachtete. Der Herr ging hinaus mit den Tropfen; Lermann begleitete ihn und ließ mich allein. Sie kamen bald wieder und der Herr bat mich, zu entschuldigen, daß seine Frau nicht zurückkomme, da sie unwohl sei. „Sehen Sie, meine kleine Frau," sagte er: „eine Mutter bleibt immer Mutter und Ihr Anblick . . . Sie verstehen mich und entschuldigen." — „Ach!" antwortete Lermann, „eine

Mutter, wie Ihre Frau, bedarf gewiß keiner Entschuldigung. Ihr liebevolles Mutterherz ist eine Liebenswürdigkeit mehr." — „Ja Gott sei Dank für unsere kleine Natalie!" sagte der Schwiegervater, indem er das Kind an sich zog und küßte: „in ihr lebt unsere verlorene, liebliche Leopoldine wieder auf. Wir verzichteten ungerne auf den kleinen Harald. Meine liebe Frau, Sie haben uns großen Kummer gemacht, indem Sie uns seiner beraubten, und nun müssen Sie wenigstens dafür sorgen, daß er uns recht oft besucht." In welcher Stimmung ich nach diesem Besuche in den Wagen stieg, kannst Du Dir denken. Ich mußte weinen. Das war in den ersten Flittertagen. Lermann tröstete mich liebevoll, und da die übrigen Visiten ein besseres Resultat hatten, verdoppelte er seine Freundlichkeit gegen mich, und ich vergaß bald meinen Kummer.

Ungeachtet ich gerade an meinem Hochzeitstage zwanzig Jahre alt geworden, war meine Unbekanntschaft mit der Welt doch größer, als bei manchem Mädchen, das erst zwölf Jahre alt ist. Aus den flüchtigen Betrachtungen, die ich über mein neues Verhältniß angestellt, hatte ich nichts entnommen, was mich hätte wegen meiner Persönlichkeit beunruhigen können. Ich dachte, wenn man sich nur hütete, gegen den Anstand zu verstoßen, wenn man dazu hübsch und schön gekleidet sei, wäre es genug, einen guten Platz in jeder Gesellschaft einzunehmen; sei man fromm, ordentlich und häuslich und liebe seinen Mann, so genüge das, um diesen glücklich zu machen. Zu meinem großen Schmerze und zu meiner Demüthigung lernte ich bald, welch' schlechte Rolle ich in meinem neuen Kreise spielte und wie unangenehm dieser Umstand auf meines Mannes Stimmung wirkte. Die Gesellschaft, welche sich in dem Haus der erwähnten Schwiegerältern sammelte, bestand eigentlich aus Verwandten und Freunden, welche seit vielen Jahren in einem beständigen Kreislauf von Gesellschaften in den verschiedenen Häusern ge-

lebt hatten, zu welchen nun auch das meine gehörte. Man gab sich zwar alle Mühe, in diese Kreise Alle hineinzuziehen, die in Literatur und Kunst gerade Glück machten, aber diese Personen waren doch nur wie Cometen zu betrachten, die das stetige Planetensystem flüchtig durchkreuzen. Alle Erinnerungen an gemeinschaftlich erlebte Szenen, die man sich mit Behagen erzählte, alle Meisterwerke in Kunst und Literatur, alle Hindeutungen auf dergleichen waren mir eine fremde, unverständliche Sprache; denn war meine Bekanntschaft mit dem Leben gering, so war die mit der Literatur noch weit geringer, sie schrieb sich meist nur von Leihbibliothekbüchern her, welche die Modehändlerin mir Samstag Abends lieh, um mich am Sonntag damit zu unterhalten. Ich dachte nun oft, diese Sonntagsfreuden seien denen weit vorzuziehen gewesen, die ich jetzt genießen sollte; denn der Sonntag war gerade der Tag, an welchem wir in dem Hause des Schwiegervaters durchaus nicht fehlen durften. Hier saß ich nun verlassen und still in einer Ecke, mit der einen oder andern Arbeit beschäftigt. Einigemale erdreistete ich mich, die Kupferwerke zu durchblättern, die zum allgemeinen Zeitvertreib auf dem Tische in einem Kabinette lagen, aber ich hatte keinen Begriff von dem, was sie vorstellten, und so zog ich mir die Unannehmlichkeit zu, daß diese Unwissenheit zu Tage kam, indem nehmlich einst zwei Herren von der Gesellschaft mir nachfolgten und sich in ein Gespräch mit mir darüber einließen, was übrigens ohne Aergerniß vorübergegangen wäre, wenn mein Mann nicht dazu gekommen und Stoff zu mancher Tage Verdruß aus dieser Prostitution, wie er es nannte, geschöpft hätte. Zu alle dem kam nun das unaufhörliche Loben seiner Frau, das nicht ohne Seitenhiebe auf mich sowohl, als Lermann abging, der sich herabgelassen habe, eine seiner ersten Frau so unwürdige Nachfolgerin zu wählen. So hörte ich mal die Schwiegermutter — nicht so leise, daß ich es hätte überhören müssen — einer andern Dame ant-

worten, die sich ohne Zweifel wohlwollend über mich geäußert: „Ach ja! es ist ein schöner Holzschnitt. Aber die, die hier sitzt,“ fügte sie mit einem Blick auf das Portrait der Tochter hinzu, von welchem gemalte, gezeichnete, lithographirte Exemplare in jeder Größe und Manier in den Zimmern hingen, „sie war Leben, Seele und Geist und alles, was der Mensch sein kann. Aber man sieht, daß das Triviale das Herrlichste in Vergessenheit bringen kann.“

Durch unzählige ähnliche Aeußerungen und meine ganze Stellung entstand in meiner Seele eine Bitterkeit, von der ich in meinen unschuldigen Jahren keine Ahnung gehabt. Ich nährte einen wirklichen Haß gegen die Verstorbene, um derenwillen ich so manche Kränkungen ertragen mußte, und nichts konnte mir angenehmer sein, als wenn ich sie tadeln hörte. Eine unverheirathete Dame von vorgerücktem Alter war ihre Freundin gewesen und versäumte nie, zu weinen und zu seufzen, so oft sie Sonntags ihr Portrait betrachtete. Einst als sie mit ihrem Taschentuche in den traurigen Genuß versunken war, befand ich mich zufälligerweise an ihrer Seite und ließ meine Augen den ihren folgen. Sie wandte sich nach mir um und sagte: „Das ist ein interessantes Portrait und außerordentlich ähnlich. Sie haben sie wohl nie gesehen? Ja, hübsch war sie nicht und — wunderbar genug — man sollte nach dem Ausdrucke dieser Physiognomie kaum glauben, daß eine so ausgezeichnete Seele in ihr wohnte. Denn ausgezeichnet war sie. Sie konnte Alles, was es auch sein sollte, lernen, und Alles thun, was sie wollte. Das versteht sich — denn die Wahrheit muß man gestehen — sie hatte die Fehler, die großen Genies eigen sind: sie war launisch, unordentlich und ließ Haus und Kinder für sich selbst sorgen. Ich habe es ihr oft vorgehalten, aber so sind einmal große Geister.“ — Die Freude, die ich bei dieser neuen Art von Lobrede empfand, wurde noch vermehrt, als ein alter Major, der

sich mir immer gewogen gezeigt, mir zuflüsterte: „Sie war, meiner Seel', kein größeres Genie als ich, aber sie war für die Eitelkeit der Aeltern ein Schatz, so lange sie lebte, und so ist sie's nun auch nach ihrem Tode." — Ich war viele Tage nach diesen Aeußerungen in gutem Humor. So gährten die bösen Leidenschaften bereits in meinem jungen Herzen.

Ein Jahr war auf diese Weise verflossen. Da geschah es, daß ich in einer Gesellschaft Zeuge eines Disputes zwischen zwei Männern war, die nicht zu unserem gewöhnlichen Kreise gehörten. Sie sprachen von Erziehung, von Instituten, und der Eine kam durch die Wendung des Gespräches zu dem Ausspruch, kein Mensch sei so vernachlässigt, daß er sich nicht mit gutem Willen und natürlichem Verstande die nöthige Bildung auch in einer Stellung verschaffen könnte, die die wohlwollende Mitwirkung Anderer ausschlösse. Dies war eine von den Aeußerungen, die unbewußt für den, der sie vorbringt, gleichsam von einer wohlthuenden Ausströmung zu uns getragen werden und wie ein fruchtbares Korn in die Seele fällt und Wurzeln schlägt. Ich lauschte begierig jedem Worte, da der, der diese Meinung ausgesprochen und nun die Einwendungen der Uebrigen widerlegte, mehrere Bücher der dänischen und deutschen Literatur nannte, welche, selbst ohne daß man die Uebersetzungen aus andern Sprachen mitzurechnen hätte, einen neuen Tag für den aufgehen lassen würde, der in seinem eigenen Innern Empfänglichkeit dafür hätte. „Das eine Buch," sagte er, „gibt Anweisung für das Andere, und ein Kreis von freundlichen, interessanten Menschen und Lehrern wird sich bald um den sammeln, der diese vielleicht in seiner persönlichen Umgebung vermißt." Es schien, als ob diese Worte zu mir gesagt wären. Ich wiederholte in meiner Erinnerung die Namen dieser Bücher und bat Lermann, sie mir zu verschaffen. Er schien Wohlgefallen an meinem Wunsche zu finden und verschaffte mir alle Lectüre,

die ich nur wünschen mochte. Ich lernte bald, wie wahr die Worte des erwähnten Mannes waren. Eine neue und bessere Welt öffnete sich vor mir. In allen freien Stunden gab ich mich dieser für mich so neuen, so anziehenden Beschäftigung hin. Ich verstand wenig Deutsch und arbeitete mich nicht ohne Mühe in den Geist dieser Sprache hinein; ich beschränkte mich nicht ausschließlich auf Unterhaltungslectüre und freute mich unsäglich über die Fortschritte, die mein Wissen und Denken täglich machten. Die Frucht, die mein Mann von dieser Aufklärung hoffte, erntete er zwar nicht; denn in unsern gewöhnlichen Kreisen blieb ich stumm und zurückhaltend. Es war mir ein für allemal unmöglich, hier einige Freiheit zu gewinnen; nur still und unbekannt, an der Seite des Einen oder Andern außerhalb des gewöhnlichen Kreises gelang es mir, eine Conversation zu unterhalten. Jedesmal, so oft es geschah, daß eine solche nicht ganz unbedeutende Person mir Aufmerksamkeit schenkte und mich vorzuziehen schien, war es, als kehrte mein Mann mit der ersten alten Liebe zu mir zurück, während hingegen die immer auf's Neue sich wiederholenden Kränkungen die entgegengesetzte Wirkung auf seine Gesinnung hatten; und ungeachtet diese schwankende, eitle Denkungsweise mir stets die Wahrheit Deiner Bemerkungen bewies, war doch meine Ergebenheit gegen ihn so fest in meinem Herzen eingewurzelt, daß ich immer mit Freuden seine Zärtlichkeit erwiederte, wenn sie sich mir zuwandte. Die beste Frucht meiner Studien blieb nicht aus: ich wurde ruhiger, meine verwirrten Gedanken klärten sich auf, und etwas mehr Muth und Haltung machten meine Stellung erträglicher. So riß ich mich oft von der Gesellschaft meiner Schwiegerältern los, wo man meine Gegenwart, wie es schien, bloß deßhalb wünschte, um den Schmerz des Verlustes der Tochter zu empfinden; dagegen brachte ich den Sonntag Mittag bei meinen eigenen Aeltern zu, von deren Umgang mit meinem gegenwärtigen Kreise niemals die Rede gewesen.

Wenn ich mich dann Abends in dem unbehaglichen Cirkel einfand, hatte ich mehr Fassung, ihn zu ertragen.

Mehrere Jahre verliefen auf diese Weise ohne Veränderung. Meine Stieftochter war bereits von ihrem achten Jahre an in eines der vornehmsten Institute der Stadt gegangen. Um ihre großen Talente drehte sich unaufhörlich das Gespräch, selbst wenn sie auch zugegen war. Sie war mir fast eine Fremde, denn sie ließ sich nicht gerne mit mir ein; was sie mit Andern sprach, verstand ich nicht, da es von ihrer frühester Jugend an ausgemacht war, nie eine andere Sprache mit ihr zu sprechen, als Französisch oder Englisch. Mein Stiefsohn dagegen, der in dem väterlichen Hause aufwuchs, war mir ein geliebter Sohn, meine liebste und unentbehrlichste Gesellschaft, die meine Liebe mit treuester Hingebung vergalt. Er sollte Militär werden oder studiren; aber zu keinem von Beiden hatte er Lust, er wollte Seemann werden. Reisen, Handel und Wandel schienen sein Element zu sein. Diese Neigung mißfiel seinem Vater, und nach manchen Debatten kam es endlich zu einer Art Uebereinkunft: er wurde in eine Handelsclasse der Schule gethan, wofür ihm seine Großältern sowohl, als sein Vater ihre Geringschätzung zu erkennen gaben: in ihren Augen stand er allzutief unter seiner genialen Schwester. Er war fleißig, verständig und machte rasche Fortschritte in den Lehrgegenständen, in welchen er unterrichtet wurde.

In demselben Jahre, in welchem wir unsere beiden Aeltern verloren, starb auch Lermanns erster Schwiegervater. Die Schwiegermutter ließ sich nun in Schleswig nieder, wo sie Verwandte hatte, und nahm mit meines Mannes Erlaubniß ihre Enkelin mit sich. Das große Haus hörte auf, der alte Kreis zerstreute sich oder zog sich mehr zusammen, und meine eigene Stellung wurde ruhiger und weit besser. Ich lebte nun sehr still; nur ein kleiner Kreis versammelte sich in unserem Hause. Mein Mann war selten daheim, er suchte seine eigenen

Gesellschaften und Zerstreuungen. Daß ich schon lange seine Liebe verloren, war mir klar; aber er war zufrieden mit meiner Aufführung, wie mit der Ordnung, die ich in seinem Hause eingeführt; und er zeigte mir mehr Achtung, als in jüngern Tagen. Ich war nicht unglücklich. Ich bildete mir mein Leben nach meinem Geschmacke. Ich hatte selbst keine Kinder. Der junge Harald war der Gegenstand all' meiner Zärtlichkeit; eine eigene Mischung von mütterlichem und schwesterlichem Verhältnisse fand zwischen uns Beiden statt, wir theilten oft dieselben Vergnügungen; und in der guten Jahreszeit wanderten wir Arm in Arm wie liebevolle Geschwister und besuchten die Gegenden, die uns die theuersten waren. Diese Jahre, diese Wanderungen, dieses unschuldige Zusammenleben ist von meinem Leben die einzige Zeit, an die ich mit Sehnsucht und Freude denke.

Bald kamen die alten Sorgen wieder und mit verdoppelter Stärke, da sie unter mein eigenes Dach und unter Verhältnissen einzogen, die mir sehr peinlich waren. Die Großmutter meiner Stieftochter starb, und diese kehrte nun in ihres Vaters Haus zurück. Die Furcht einer Erneuerung der alten Kränkungen ergriff mich zwar, als mein Mann mit großer Freude mir die Ankunft seiner hochberühmten Tochter meldete. Doch überwand ich dieses Gefühl und nahm mir vor, Alles zu thun, was ich vermöchte, um mir eine Freundin in diesem Mädchen zu erwerben. Es war nur ein Unterschied von vierzehn Jahren zwischen uns, sie war in diesem Augenblicke einundzwanzig, ich fünfunddreißig. Zwischen diesen Epochen des Lebens ist zwar ein großer Unterschied; aber ich hatte doch den Geschmack an den Genüssen noch nicht verloren, an welchen unsere gebildete Jugend Behagen findet. Ich wünschte, daß das väterliche Haus ihr angenehm werden möchte und empfing sie mit Hoffnungen, von denen ich sogleich fühlte, daß ich sie kaum würde erfüllt sehen. Steif und vornehm kam sie mir entgegen. Sie war —

nach den Portraits zu urtheilen — ganz das Bild ihrer Mutter, dieselben wasserblauen, nichtssagenden Augen, derselbe schmollende Mund, dieselbe feine weiße Haut, so stark mit Sommerflecken besäet, daß sie kaum zum Vorschein kam. Ihr Gespräch war weder belebend, noch angenehm, aber selbst der schlimmste Feind mußte ihren Talenten Recht widerfahren lassen. Sie sprach mit Fertigkeit mehrere lebende Sprachen, stickte, malte; aber namentlich sang sie und spielte das Pianoforte mit Virtuosität. Ihr Vater war entzückt von ihren Vorzügen und ließ sie gerne von der Welt bewundern, und in Folge dessen machte ein gesellschaftliches und zerstreutes Leben auf's Neue seine Rechte geltend. Doch war unser Kreis nun weit ausgebreiteter; nur Einzelne von den Früheren waren noch da. Aber waren die früheren Freunde im Ganzen Philister, so waren die jetzigen im Ganzen Dilettanten, und ich weiß nicht, welche von diesen beiden Classen vorzuziehen ist. Die einzelnen Phänomene von leuchtenderen Gestalten, die sich, wie früher, an diesem grauen Himmel zeigten, vermochten ihn nicht aufzuklären. In dieser Umgebung spielte ich nun wieder meine alte Rolle, die dadurch noch drückender geworden, daß mein Mann weit mehr, als früher, die Geringschätzung theilte, die man mir zeigte. Selbst in der Hauswirthschaft verlor ich nach und nach meine Mündigkeit. Es hieß immer: „Das oder das ist nicht mehr genial; das ist etwas, was alte Leute nicht verstehen.“ Diese immer wiederkehrenden Ausdrücke: „alte Leute, alte Frau“ . . . ja hier komme ich auf einen Punkt in meinen Bekenntnissen, der freilich Deine frühere Behauptung meiner Eitelkeit rechtfertigen möchte; aber es kömmt mir doch vor, als ob meine Gefühle in dieser Hinsicht natürlich und verzeihlich wären. Es wurde mir beständig von meiner Umgebung und von meinem Spiegel gesagt, daß die Blüthen der Jugend mich nicht ganz verlassen hätten. Das freute mich sehr. Die Schönheit war mir lieb, wo sie mir begegnete, und da

ich so manche Demüthigungen wegen des Mangels an anderen Vorzügen ausgestanden, so legte ich vielleicht einen zu großen Werth auf diesen, der mir noch nie streitig gemacht worden war, und vielleicht war es gerade dieses einigermaßen bewahrte Aeußere, was die erste Veranlassung zu der unfreundlichen Stimmung meiner Stieftochter gegen mich bildete: denn schon einen Tag nach ihrer Ankunft trat der Umstand ein, daß ein Herr in der Gesellschaft, in der wir uns befanden, die Meinung äußerte, wir seien Schwestern, und als ich ihn über seinen Irrthum aufklärte, näherten sich einige Damen, welche in die Artigkeiten einstimmten, die er mir bei dieser Gelegenheit sagte. Natalie erröthete heftig und ergriff nach dieser Zeit jede Veranlassung, um mich hören zu lassen, daß ich mich lächerlich mache, wenn ich jünger sein und scheinen wolle, als meine Jahre. Beständig gebrauchte sie die Worte: „Es paßt sich nicht für eine alte Frau, an solchen Sachen Vergnügen zu finden." Oder wenn mir Jemand ein schmeichelndes Wort sagte, lachte sie laut auf: „Mit solchen Flauheiten schmeicheln Sie sich bei unserer alten Mutter nicht ein;" — denn Worte, wie „Flauheit," „Dummheit" u. s. w. erlaubte sie sich gegen Personen, die durchaus in keinem näheren Verhältniß zu ihr standen, in der stillschweigenden Voraussetzung, daß eine Person mit ihren Verdiensten sich leicht über die Höflichkeit hinaussetzen könne, welche Andere ihr gegenüber und unter einander beobachten mußten. In unsern beinahe täglichen Soireen saß ich nun ungefähr wie in alten Tagen in den Gesellschaften der Schwiegerältern. Unser Haus war gleichsam ein Clubb, wo der Eintritt mit der Bewunderung Nataliens bezahlt wurde, und da Dilettanten immer einen großen Reichthum an Enthusiasmus besitzen, so war die einzige Conversation, welche stattfinden konnte, das gegenseitige Entzücken über die respectiven Leistungen. Den ganzen Tag wurde Musik probirt und gesungen, daß das Haus davon widertönte.

Concerte wurden bis tief in die Nacht hinein aufgeführt; auch fanden häufig Vorlesungen von dramatischen Werken statt, bei welchen Jeder eine Rolle übernahm. Es waren beinahe immer französische, bisweilen englische Schauspiele, von welchen ich kein Wort verstehen konnte; und dafür dankte ich Gott, denn die wenigen Male, die mir dieser Kunstgenuß dänisch oder deutsch zu Theil wurde, kam er mir so gräßlich vor, daß es mir beinahe übel wurde. In ähnlicher Weise ging es mir mit der Conversation in Sprachen, die ich nicht verstand; ich war froh, dem leeren Geschwätze nicht folgen zu können. All' dieser Mangel an schuldiger Rücksicht und Achtung gegen die Hausfrau wurde unendlich vermehrt durch die mancherlei Anspielungen auf die Mesalliance, die mich an einen Platz gestellt, wohin ich nicht gehörte. Einst z. B. wurde von einem Manne gesprochen, der das Stubenmädchen seiner verstorbenen Frau geheirathet, und dieses Frauenzimmers mit großer Verachtung gedacht; man sagte, sie könne weder lesen, noch schreiben, ja ihre Sittlichkeit sogar stehe auf schwachen Füßen. Bei dieser Gelegenheit sagte Jemand aus der Gesellschaft: ein Mann, der sich zu einer solchen Wahl erniedrige, müsse alle Achtung vor sich selbst und dem Andenken seiner ersten Frau verloren haben. Bei diesen Worten lachte Natalie, nahm ihr Glas und rief über den Tisch: „Papa! kann ich die Ehre haben, ein Glas mit Ihnen zu trinken?“ Lermann machte eine verdrießliche Miene. Da die Umhersitzenden sich jedoch nicht enthalten konnten, zu lachen, so lachte er mit. Die Bitterkeit, der Groll, welcher durch eine solche Behandlung in meinem Herzen genährt wurde, hatten etwas doppelt Peinliches für mich, da ich den Einzigen mißte, bei dem ich meine Klagen ausschütten und Theilnahme finden konnte. Mein Harald, der schon seit mehreren Jahren als Volontair auf einem unserer größeren Kaufmannscomptoiren gearbeitet, hatte sich das Vertrauen seiner Vorgesetzten in so hohem Grade zu erwerben ge-

wußt, daß man ihm ein wichtiges Geschäft in einem fernen Welttheile anvertraute, und da diese ehrenvolle Sendung zugleich seine alten Wünsche in Bezug auf Seereisen und Aufenthalt in fremden Ländern erfüllte, so sah ich ihn gerne aus einer Stellung gerissen, die auch für ihn drückend war, obwohl mein Herz beinahe brach, als ich ihm Lebewohl sagte und ich mit ihm jede Stütze und jede Sympathie in dieser Welt zu verlieren schien.

Zwei Jahre nach Nataliens Heimkehr kam mein Mann eines Tages und meldete uns einen Fremden, den er in eine Gesellschaft eingeladen, die am folgenden Tage stattfinden sollte. „Es ist," sagte er, „der Legationsrath Trolle, ein sehr reicher, sehr feiner und gebildeter Mann, der mir einen Brief aus dem Auslande brachte, und mit dem Du alle lebenden Sprachen sprechen kannst; er spricht sie so gut, als Du. Daß Du morgen gewiß hübsch und liebenswürdig bist." — Als es sich bei dieser Erklärung ergab, daß dieser Herr ein Mann zwischen den Vierzig und Fünfzig sei, warf sich Natalie in die Brust und sagte: „Pfui! so ein alter Mensch! — „Ach!" fügte sie, dem Vater schmeichelnd, hinzu: „ich weiß wohl, mein eigener Vater ist im selben Alter oder noch etwas darüber; aber er ist eine Ausnahme: er ist ewig jung, hübsch und liebenswürdig, ein vollkommener Cavalier." Mit solchen Aeußerungen und durch die Bewunderung, die sie nach seiner Meinung überall erregte, glückte es ihr, einen ausschließlichen Platz in seiner Liebe zu gewinnen.

Trotz der oben erwähnten Aeußerung über den angemeldeten Fremden war doch nicht zu verkennen, daß Natalie es darauf anlegte, einen neuen Anbeter in ihm zu gewinnen. Er kam, ein Mann mit dem deutlichen Gepräge von Bildung und Umgang mit der Welt und mit einem besonders feurigen Ausdruck in Physiognomie, Gespräch und Bewegung. Mein Mann stellte ihn seiner Frau und Tochter vor und äußerte, die gesellschaftlichen Talente der Letzteren würden, wie er hoffe, dazu beitra=

gen, unser Haus einem Kunstkenner, wie der Herr Legationsrath angenehm zu machen. Mit eigenthümlich ironischem Lächeln antwortete dieser, daß er den Titel eines Kunstkenners nicht annehmen dürfe, er ehre jedoch die Kunst und bete die Schönheit an, wo sie sich zeige, und beglückwünsche meinen Mann, der von beiden umgeben sei. Mit diesen Worten verbeugte er sich vor mir und richtete sichtlich die letzte Tirade an mich. Ganz gegen alle Gewohnheit in unserem Kreise war seine ganze Aufmerksamkeit auf mich gerichtet. Bei Tische saß er an meiner Seite und unterhielt sich mit mir mit einer Courtoisie, die — ich gestehe es — mir in hohem Grade schmeichelte und meinen gesunkenen Muth hob. Er kam öfter und beobachtete stets denselben Ton. Einmal fiel das Gespräch auf ein neulich herausgekommenes, viel besprochenes französisches Dichterwerk. Auf das allgemeine Verlangen der Gesellschaft versprach er es zu bringen und vorzulesen, ja er war so höflich, nach Hause zu gehen und es so rasch als möglich zurückzubringen. Als Alle Platz am Tische genommen, zog er das kleine Buch hervor, bemerkte jedoch im selben Augenblicke, daß ich mich davonschleichen wollte. Auf seine Frage antwortete ich, daß ich, nicht im Stande, das Vergnügen zu genießen, ihn vorlesen zu hören, da ich kein Französisch verstehe, diese Stunde benützen wolle, einen Brief fertig zu schreiben, den ich angefangen. „Ei meine beste Frau!“ rief er und legte das Buch bei Seite: „Wir werden doch diese Lectüre nicht so theuer erkaufen, daß wir die Gegenwart der Frau dabei vermissen möchten.“ — Alle meine Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. Endlich ergriff ich den Ausweg, Natalie zu veranlassen, das Buch dem Theil der Gesellschaft vorzulesen, welcher es zu hören wünschte, während ich, begleitet von dem Legationsrath und einigen Andern, die vielleicht, ohne es zu gestehen, in gleichem Falle wie ich waren, in ein anderes

Zimmer ging, wo wir uns die Zeit mit Gesprächen vertrieben.

Die Achtung und Aufmerksamkeit, welche Trolle mir bei jeder Gelegenheit zeigte, die treffenden und bisweilen sarkastischen Bemerkungen, mit denen er oft das Benehmen meiner Umgebung züchtigte, gewannen ihm natürlich einen hohen Platz in meiner Gunst. Ich sah in ihm einen Rächer, einen Ritter, der plötzlich zu meiner Vertheidigung aufgestanden war, ich sah in ihm einen Beschützer, einen treuen Freund und . . . ich gestehe, es dauerte nicht lange, so sah ich in ihm einen Liebhaber, ja, ich konnte nicht daran zweifeln, einen so warmen, von meiner Persönlichkeit so eingenommenen Liebhaber, wie ich nie einen gefunden. Ich überraschte ihn oft in seine Betrachtungen versunken dasitzend und in so tiefen Gedanken, so rein abwesend, daß er bei meiner Anrede erst zu erwachen schien. Einst sagte er mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes: „Fragen Sie nicht nach den Gedanken, die ich hege, wenn ich mich in die Betrachtung Ihrer Schönheit und Anmuth vertiefe. Es ist ein Traum, der mein inneres Leben erhält; erzählte ich ihn, so würde ich vielleicht den kleinen Theil, den ich an Ihrer Freundschaft habe, verlieren.“ Diese leidenschaftliche Liebe hob mich so sehr in meinen Augen, war mir ein so großes Gegengewicht gegen die Kränkungen, die ich sonst erfuhr, daß es mir unmöglich schien, ohne Trolle zu leben, und es war mir, als theilte ich meinerseits seine Gefühle. — Ach! vergib mir, Johann. Ich bin für meine Thorheit gestraft.

Anfangs schien mir mein Mann mehr Aufmerksamkeit zu zeigen, als er sah, daß mich ein Anderer so hoch in Ehren hielt; er schwankte einige Zeit zwischen der alten Güte und der späteren Geringschätzung, aber wie man voraussehen konnte, war Trolle bald bei Natalien und ihren Anhängern tödtlich verhaßt: sie suchten auf

jede Weise seine Person lächerlich zu machen und seinen Charakter durch manche Anspielung auf ein unerlaubtes Verhältniß zwischen ihm und mir zu schwärzen. Anfangs hörte mein Mann mit größter Gleichgültigkeit zu, aber nach und nach wurde er aufmerksam und zuletzt, nicht eifersüchtig, aber aufgebracht auf Trolle und mich, und verbarg seine unfreundliche Stimmung keinen Augenblick vor uns und Andern. Ungeachtet ich mir in meiner Aufführung nichts vorzuwerfen hatte, machte mich doch das Bewußtsein meiner Gefühle ängstlich und gab mir das Ansehen noch größerer Strafwürdigkeit, als dies eigentlich der Fall war. Es kam in diesen Scharmützeln nie zum offenen Kampfe, sondern nur zu jenen maskirten Angriffen und Ausfällen, die den Muth schwächen.

Einst, als ich von meinem Stiefsohn einen Brief empfangen, der mich in eine bessere, unschuldigere Zeit und Stimmung zurückversetzte, ging ich mit mir selbst zu Rathe und nahm mir vor, ohne Rückhalt mit Trolle zu sprechen und ihn zu bitten, ein Haus nicht mehr zu besuchen, in welchem er in letzter Zeit hatte erkennen müssen, daß nur ich seinen Werth zu schätzen wußte. Meine Ergebenheit für einen Freund, den ich nur mit vielen Thränen ersuchen konnte, mich zu verlassen, lag freilich deutlich in den Aeußerungen, mit denen ich jenen Beschluß ausführte — doch das wirst Du gewiß entschuldigen. Trolle war wie außer sich. Zum ersten Male sprach er mit deutlichen Worten von seiner Liebe. In leidenschaftlichem Ausdruck verfluchte er die unsinnigen, menschlichen Verhältnisse, welche diejenigen verbänden, die sich hassen, und diejenigen trennten, die sich lieben, und ergoß sich in bittere Worte über die kalten, gleichgültigen Ehemänner, die, wie das herzlose Phantom, bei dem vergrabenen Schatze sitzen, um Jeden fortzuscheuchen, der das Licht sieht, das seine Stätte bezeichnet. Mit seinem ihm eigenen rhetorischen Strom von Worten und leuchtenden Augen sprach er sich in eine Heftigkeit hinein, die

mich erschreckte; in dieser Stimmung warf er sich mir zu Füßen und umschlang meine Kniee. Vergebens bat ich ihn zitternd, aufzustehen, ruhig zu sein, seine Stimme zu dämpfen, keinen Lärm zu machen.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und mein Mann und Natalie standen auf der Schwelle. Mein Mann fuhr heftig in das Zimmer, Natalie hielt ihn zurück und sagte: „Erinnere Dich, was Du mir versprochen." — Er blieb stehen, wandte sich jedoch an mich und sagte mit gepreßtem Tone: „Gut, Marianne, hübsch und ehrbar! Nach achtzehnjähriger Ehe!" — Ich wollte sprechen, ich wollte ihn zurückhalten; aber er wandte mir den Rücken. Er riß sich los und sagte: „Du sollst sogleich von mir hören."

Ich war zerknirscht. Was Trolle zu mir sagte, weiß ich nicht. Nur erinnere ich mich, daß ich ihn bat, fortzugehen, daß er jedoch schwur, mich nie zu verlassen. Nach einer halben Stunde kam Natalie herein und übergab mir einen offenen Brief von meinem Manne und noch ein Papier. In diesem Brief befahl mir mein Mann mit wenigen Worten, sogleich sein Haus zu verlassen, um es nie wieder zu betreten, und verbot mir, weder mündlich noch schriftlich ihn über eine Sache aufzuklären, in der er mit eigenen Augen gesehen und bei der er mit eigenen Ohren mehr als genug gehört, und was meinen verrückten, alten Liebhaber angehe, so wolle er nicht versuchen, seine lange, hagere Figur in's Grab zu blasen, um ihm dadurch eine solche Eroberung streitig zu machen. Er verlangte nur, nie wieder eines von uns zu sehen, und daß ich sogleich meine Einwilligung zur Scheidung unterschreibe. In meiner Erbitterung über diesen Ton, in meiner Angst, Trolle möchte den Brief lesen und noch schlimmeres Unglück daraus folgen, zerriß ich ihn rasch und unterschrieb das andere Papier. Verstoßen, ohne Zuflucht, obdachlos und halb betäubt wie ich war, nahm ich den Vorschlag Trolle's, mich nach einem der Hotels

der Stadt zu bringen, an. Ein Mädchen kam und grüßte vom Fräulein, indem sie um den Schlüssel zu meiner Garderobe und meinen übrigen Verschlüssen bat, um meine Sachen einzupacken. Das Mädchen schwamm in Thränen. Ich bat sie, bei der Einpackung besorgt zu sein und setzte mich in eine Ecke mit halbgeschlossenen Augen. Es kam mir vor, als wäre ich halb aus der Welt.

Trolle war fortgegangen, um Vorbereitungen zu meinem Umzuge zu treffen. Er kam bald wieder mit einem Wagen, der mich in seiner Gesellschaft nach dem Orte meiner Bestimmung brachte. Er führte mich in drei große Zimmer, die mich aufnehmen sollten. Ich glaube, sie waren sehr elegant — mir erschien Alles wie ein Traum. Er blieb den Rest des Abends bei mir und sprach mir schmeichelnd Muth zu: was er eigentlich sagte, weiß ich nicht. Als er mich verlassen, war es mir, als ob ich einem Heer von Verfolgern entkommen. Ich fühlte mich leichter in der Einsamkeit. Ich sammelte meine Gedanken, ich fühlte die ganze Bedeutung meines Unglücks, aber zugleich auch den Trost, den ein klares Bewußtsein der betäubten, lange umnebelten Seele gibt. Es wurde mir klar, daß meine Liebe zu Trolle nur ein Selbstbetrug war, und daß mein Herz noch ein Gefühl der alten Liebe für Lermann bewahrte. Die Trennung lehrt uns erst unsere wahren Gefühle. Nur in der Freiheit können wir frei denken. Lermanns letzte Worte, so bitter sie auch waren, wurden doch mit einer Stimme und einem Ausdrucke gesprochen, der an die Liebe jüngerer Tage errinnerte. Mein Entschluß war gefaßt. In der Stille der Nacht schrieb ich einen Zettel an Trolle und bat ihn, zu vergeben, daß ich ohne sein Wissen die Zufluchtsstätte verlasse, die er mir verschafft, daß ich ihn zugleich ersuche, meinem Aufenthaltsort nicht nachzuforschen, sondern das einzige Gut zu ehren, das ich noch besitze: den Frieden meines Gewissens. Beim ersten Grauen des Tages eilte ich mit allen meinen noch eingepackten Sachen

nach der Wohnung der erwähnten Frau, nachdem ich zuvor mit meinem letzten Gelde das Nachtlager und den Wagen bezahlt, den man für mich holte. Vierzehn Tage habe ich mich nun hier verborgen und von dem Erlös einigen Schmuckes gelebt, den ich verkaufte.

Was soll ich mehr sagen? Kannst Du mir vergeben? Wirst Du die Verstoßene, Landesflüchtige aufnehmen? Kannst Du Deine unglückliche Schwester noch lieben? Ach! Johann, denke an unsere Kindheit, an unsere jungen Tage, an unsere fromme Mutter! Laß diese Erinnerungen sprechen für Deine arme

Marianne.

Werner wandte das Blatt um und sagte: „Hier ist noch ein kleiner Brief, der mit einer Oblate an den größeren geheftet worden. Er ist, wie ich sehe, von derselben Hand, auch datirt von Kopenhagen, aber vom 11. Mai, also einen Monat später.“ Er las:

Lieber Bruder!

Worte vermögen meinen Dank für Deinen Brief mit dem darin enthaltenen Wechsel nicht auszudrücken; vor Allem aber danke ich Dir für den liebevollen Brudersinn, mit dem Du mich beurtheilst und tröstest und Deine Arme der Verlassenen öffnest. Mit Recht muß es Dich wundern, daß ich nicht bereits zu Dir geeilt bin; aber ein paar Tage, nachdem ich meinen letzten großen Brief an Dich abgesandt, wurde ich plötzlich von einer heftigen Krankheit befallen, an der ich seit jener Zeit gelitten, und nun erst sehe ich mich einigermaßen im Stande, die

sehnsuchtsvoll erwünschte Reise anzutreten. Lieber Johann! Deine liebevollen Worte, die meine kranke Seele heilend berührten und ihre Bitterkeit gemildert haben, die Krankheit, die meine Gedanken in Regionen führte, wo sie nur allzuselten weilten, veränderten wesentlich meine Anschauungen; und könnte ich meinen letzten Brief zurückrufen, ich würde einen andern schreiben, der zwar dieselben Berichte enthalten müßte, da sie wahr sind, der sie jedoch in einem andern Tone vorbringen würde, einem besseren, der sich mehr für die Tiefgebeugte, die Irrende schickte; denn ich fühle es nun klar, daß verletzte Eitelkeit, diese niedere Leidenschaft, die Ursache meines Unglücks war. Diese Deine Worte waren eine prophetische Warnung, auf die ich nicht genug achtete. An Deiner Seite, in Deiner ruhigen Heimath will ich streben, aus der Fülle meines Herzens zu beten: „Vergib, wie wir vergeben," um dadurch mein Gemüth zu beruhigen; denn mein körperlicher Zustand und ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann, sagt mir, daß ich bald vor ihm stehen werde, der für seine Feinde bat und uns jene Bitte lehrte. Nun nichts mehr für diesmal! In wenigen Tagen, hoffe ich, wirst Du sehen

Deine dankbare Marianne.

Werner legte die Briefe langsam in einander und reichte sie Trolle, der, ohne sich umzuwenden, die Hand ausstreckte und sie in Empfang nahm. Trolle erhob sich, gab Werner die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Ich danke für heute Abend!" worauf er in sein Schlafzimmer ging.

Am nächsten Tage ließ er Werner wissen, daß er ihn nicht wie gewöhnlich beim Mittagessen erwarten solle, da Geschäfte ihn hinderten, mit ihm zusammenzukommen. Thomas, welcher diese Botschaft brachte, erzählte, daß der Seemann diesen Morgen dagewesen und Trolle mit ihm ausgegangen sei. Der alte Diener freute sich darüber, daß sein Herr nun so wohl sei, daß er wieder ausgehen könne.

Abends, als Werner Trolle zu Hause traf, sagte dieser: „Ich möchte Dich bitten, Dich morgen zu unserem Mittagessen eine Stunde später, als gewöhnlich einzufinden; denn ich kann nicht früher kommen, da ich Vormittags Geschäfte habe. Sie betreffen den Seemann, der die Briefe brachte, die Du gestern Abend mir vorzulesen die Güte hattest. Dieser Mann ist Niemand anders als jener Harald Lermann, welcher in dem Brief seiner Stiefmutter erwähnt wird. Nach manchen Irrfahrten hat er, als sein Vater starb, seiner alten Lust zur See nachgegeben, und sein ganzes Vermögen in ein Schiff gesteckt, mit dem er umherfuhr und Handel trieb. Er war Rheder und Schiffsführer, da er sowohl Navigation, als Handel versteht. Ein unglücklicher Schiffbruch in einer der sturmvollen Nächte des letzten Frühjahrs hat ihm Alles zerstört. Er ist verheirathet und wohnt in Aarhuus, nahe bei dem Pfarrhof seines Oheims. Auf den Rath des Letzteren suchte er meine Hülfe. Ein Schiffbauer in Randers hat ein ganz neues Schiff fertig und bot es ihm zu einem mäßigen Preise an. Es ist ganz nach seinem Wunsche. Und er soll es haben; Gott sei Dank, daß ich es ihm geben kann! Ich fühle mich getröstet, indem ich dieses kleine Opfer Mariannens Geiste bringe, denn ihr Brief hat mich tief bewegt. Meine hübsche Marianne! so viel Anmuth, so viel Verstand und doch so wenig gewürdigt, so unglücklich! Ich sehe nun, daß sie wie ich sich von einem Selbstbetruge leiten ließ. Ach! dieser Drang zu lieben, dieser holde Schatten, der vor mir schwebt und

mich hinführt zu . . . ich darf nicht daran denken! — Nun! wie gesagt! Morgen Mittag, eine Stunde später als sonst. Harald Lermann ist unser Gast in der Restauration." Mit diesen Worten nahm Trolle Abschied, um zu Frau Derby zu gehen, wo er seit mehreren Tagen nicht gewesen.

Werner sah ihm gedankenvoll nach und sagte bei sich selbst: „Da geht er hin, leicht wie ein Jüngling und leichtsinnig wie ein Jüngling. Er fühle sich getröstet, sagt er! Kann man sich wirklich trösten, wenn man Schuld an dem Unglück eines edeln Wesens hat? Muß sich nicht die Narbe einer solchen Wunde bei der geringsten Berührung öffnen und unser Herzblut ausströmen. Unglücklich war sie freilich schon vorher, diese mir so interessante Frau; aber die Zeit hätte manche Veränderung in ihrer Lage bringen können. — Nun, fort ist fort! und es liegt doch etwas Schönes darin, daß sie noch nach ihrem Tode dem Einzigen ein helfender Genius ist, der ihr zur Freude lebte. Es ist etwas Herrliches um den Reichthum, und das bleibt wahr, Trolle braucht ihn mehr zu Anderer Freude, als zu seiner eigenen. Er ist zweifelsohne ein vollkommener Ausdruck seines Zeitalters; fein und höflich im Umgang, edelmüthig und mildthätig, theilnehmend und lebhaft, aber leichtsinnig, sentimental und gewissenlos in Liebesgeschichten, über deren Folgen er sich so leicht beruhigt und — es ist lächerlich, aber ich glaube es beinahe, daß er heute noch etwas Aehnliches beginnen könnte, wenn es ihm gelänge. — Herrgott! ich nenne ihn Vater — das ist er auch für mich — und ich, selbst noch so jung und nur ein sündiger Mensch, sitze hier und moralisire und gebe mich einem Schmerze hin, als ob er mein Sohn wäre; und doch ergreift mich oft der Gedanke, daß ich ihn nicht richtig beurtheilen kann, daß etwas Räthselhaftes seinen Handlungen zu Grunde liegt, etwas, was seine Irrthümer entschuldigt." —

Als Werner sich am nächsten Mittag in der Restau-

ration einfand, wurde er gegen die Gewohnheit in ein besonderes Zimmer geführt, wo nach aparter Ordre eine kleine, sehr zierliche Tafel mit drei Couverts gedeckt war. Kurz darauf kam Trolle und der geladene Gast. Werner fand in Harald Lermann einen wackeren Mann mit einer recht liebenswürdigen Mischung von feinerer Bildung und offenem jovialen Seemannswesen. Trolle war der angenehmste Wirth, die kleine Gesellschaft sehr aufgeräumt. Harald nahm sein Glas und sagte: „Auf die Gesundheit meines Wohlthäters!" Mit Freudenthränen in den Augen fügte er hinzu: „So bekümmert ich kam, so freudig und glücklich reise ich wieder fort." Trolle winkte dem Aufwärter, der ihm eine Flasche Champagner brachte, die er selbst nahm und mit großem Knall entkorkte, indem er rasch den schäumenden Wein in die Gläser gießend sagte: „Mit diesem Schuße salutire ich das neue Schiff und bitte mir die Gunst aus, daß es den Namen Marianne trage; ich denke, dieser Name ist uns Beiden lieb." — „Gewiß!" rief Harald: „lieb und unvergeßlich! Es ist auch der Name meiner kleinen Tochter." — „Bravo!" rief Trolle: „Ein dreifaches Hurrah für Marianne! Das Schiff Marianne geleite Glück und günstiger Wind!" In der heitersten Stimmung trennten wir uns spät Abends.

Am Tage nach dem Geburtsfeste der Madame Berg war Mörk zu Frau Derby gekommen, und da er sie allein traf — etwas, was ihm die andern Frauen wohl nie schwer machten — in Klagen und Vorwürfe ausgebrochen: „Ja, ja! das wird nicht lange auf diese Weise fortgehen. Es wird mir wohl gelingen, dem Laster die Maske vom Gesichte zu reißen und es zu beschämen. Wenn ich Ihnen und Ihrer Mutter Schwarz auf Weiß zeigen kann, daß das alte Schwein, dieser Trolle, ein Mensch ist, der Tod und Unglück Anderer auf dem Gewissen hat, so glaube ich, wird Ihre alte Mutter sich schämen, mit ihm zu coquettiren, was sie freilich auch

ohne dies sollte und Sie werden ihm bald die Thüre weisen, zusammt seinem würdigen Freund und Kameraden, der niedrig genug ist, auf Kosten dieses Abschaums zu leben." Frau Derby war ganz verblüfft und versprach Mörk, ihren Muth zusammenzunehmen und sich seinem Plane zu fügen; auch wollte sie allen ihren mütterlichen Einfluß anwenden, um ihm Elisens Ja zu verschaffen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihr beweise, seine ökonomischen Verhältnisse gestatten ihm, eine Familie zu ernähren, eine Bedingung, die er ehestens zu erfüllen versprach.

Der Sommer nahte sich seinem Ende. Die schönen hellen Sommerabende waren dunkleren, mit geheimnißvollen Sternen geschmückten Nächten gewichen. Trolle's Gemüth schien mit diesem Zustande zu sympathisiren, der eintritt, wenn die Rosen verblühen, die ersten Früchte des Jahres abgepflückt werden und die letzten noch nicht reif sind. Eine Leerheit, eine Unlust und Schlaffheit sprach sich in seinem ganzen Wesen aus. Er klagte über die Langsamkeit, die Mattigkeit, womit alle guten Hoffnungen und Unternehmungen sich hinschleppten und die meiste Zeit des Lebens mit Sehnsucht und Ungewißheit erfüllten, während das Böse wie eine Schneelawine über uns stürzte. Er sprach davon, daß er wieder eine Reise machen wolle, wünschte jedoch vorher seinen Plan wegen Werners und Elisens Verbindung zu Stande gebracht zu sehen. In Frau Derby's Haus war Alles wieder beim Alten. Ein paarmal hatte Werner der früher erwähnten Einladung zu Folge sein Glück versucht und Besuche gemacht. Die Frau jedoch hatte ihn mit so sichtlichem Unwillen empfangen und ihm jede Gelegenheit, sich Elisen zu nähern, so ganz abgeschnitten, daß der einzige Vortheil, den jene Annäherung der Familie ihm gebracht, der war, daß er Madame Berg in den Stunden besuchen durfte, in welchen sie auf ihrem eigenen Zimmer zu treffen war. Vor ihr goß er nun sein Herz aus: aber sie vermochte ihn nur mit der Hoffnung zu trösten, daß Mörk's Einfluß

bald vorüber sein werde, da ihre Tochter ihm Elisen nicht gebe, wenn er nicht eine Sicherheit für seine gute ökonomische Lage erhalte, die er ihr zwar versprochen, die er aber sicher nicht zu geben im Stande sei, und daß Frau Derby in diesem Falle gewiß ihren Wünschen zugänglicher sein werde. Dasselbe sagte sie auch Trolle, der die Sache mit Ungeduld betrieb und den Unwillen, Mörk im Hause zu treffen, kaum verbergen konnte. Trolle kam in der letzten Zeit seltener und war oft still und gedankenvoll, wie sehr er sich auch bemühte, seine Verstimmtheit nicht auf den unterhaltenden Ton wirken zu lassen, den er für eine gesellschaftliche Pflicht hielt. Er gestand indeß, daß eine unruhige Sehnsucht, eine kurze Reise zu machen, sich seiner bemächtigt habe.

Eines Morgens sagte er zu Werner, daß er diesem Wunsche nicht länger widerstehen könne: es ziehe ihn magnetisch nach Deutschland; seine Abwesenheit, die schwerlich lange dauern werde, solle keine Veränderung in der Stellung seines jungen Freundes herbeiführen; er möge mit dem alten Thomas ruhig seiner Heimkehr harren. Werner hatte bereits bemerkt, daß Trolle in letzter Zeit häufiger, als früher, Briefe von einem Advokaten, der, wie er sagte, ein alter Freund von ihm war, empfangen und wieder an ihn geschrieben. Mehrere Tage beschäftigte er sich nun mit Zubereitungen zu seiner Reise.

Eines Vormittags machte er mit Werner einen Besuch bei Madame Berg. Nach einem gleichgültigen Gespräche sagte dieser: „Ich hätte beinahe vergessen, lieber Trolle, daß ich einen Gruß für Sie von einer alten Freundin habe. Ich erhielt gestern nach langer Zeit einen Brief von der Gräfin Meerstein. Ihre Geldsachen sind nun arrangirt, aber leider nicht glücklich für sie ausgefallen. Eine kleine jährliche Summe oder Pension ist Alles, was sie von der Erbschaft erhält. Sie kommt hieher nach Kopenhagen, ihr Gut zu verkaufen, so leid es ihr auch thut, es zu verlieren, und so wenig Vortheil

sie sich von diesem Opfer versprechen kann." Madame Berg, welche inzwischen den Brief geholt und geöffnet hatte, fuhr fort: „Sehen Sie, hier ist eine Stelle, welche Sie betrifft: „„Ich höre, Du hast mit Legationsrath Trolle Bekanntschaft gemacht. Grüße ihn von mir. Er ist mein Jugendfreund, der mich in meiner Kindheit liebevoll gepflegt, als ich die Masern hatte, und auch in meiner Jugend mich von einem großen Unglücke rettete. Es soll mich freuen, ihn in unserem Vaterlande wiederzusehen.""

Mit gespannten Zügen, stierenden Augen und zurückgehaltenem Athem hatte Trolle auf jedes Wort von Madame Bergs Bericht gelauscht. Sie sah ihn verwundert an und sagte lächelnd: „Glauben Sie, ich erdichte hier etwas? Sehen Sie selbst!" — Mit diesen Worten reichte sie ihm den Brief. Er ergriff ihn; aber seine Hände zitterten so stark, daß er, um seine Bewegung zu verbergen, sich nach dem Fenster wandte, wo er die bezeichnete Stelle mehrere Male durchlas. Dann legte er den Brief zusammen und betrachtete das Siegel und die Aufschrift, und indem er sich Madame Berg näherte, sagte er, sein Zögern zu entschuldigen: „Ich sehe zum ersten Male die Handschrift unserer Freundin." — Er übergab nun den Brief seiner Besitzerin und ergriff ihre beiden Hände, die er heftig küßte, indem er sagte: „Dank! Dank! tausendmal Dank! Sie wissen nicht, welche Freude Sie mir gemacht!" Er war von diesem Augenblicke an so frei und heiter, daß Werner, welcher ihn betrachtete, bei sich selbst sagte: „Du guter Gott! Ist er nicht mit einem Male — ich möchte sagen, zwanzig Jahre jünger geworden, weil er einen freundlichen Gruß von einer Dame erhalten. Man möchte lange nach einem Jüngling suchen dürfen, der wie er der Mädchen Liebling zu sein verdient."

Zu Aller Verwunderung trat Frau Derby ein und sagte sehr höflich, sie bitte Beide, den Abend bei ihr zuzubringen. Der gute Herr Mörk, welcher ein Manuscript

vorlesen wolle, das ihm ein Freund geliehen, habe selbst gewünscht, daß sie an diesem Genusse Theil nehmen. Sie nahmen die Einladung an, ohne weiter über das Seltsame dieser Artigkeit von Mörks Seite nachzudenken. Trolle war zu heiter und Werner zu begierig, in Elisens Nähe zu kommen, als daß sie sich hätten weiter darüber besinnen sollen. Madame Berg dagegen wurde aufmerksam, sagte jedoch nichts.

Werner ging sogleich, die Frau begleitete ihn und schloß hinter ihm; als jedoch Trolle kurz darauf auch ging, nahm Elise die Gelegenheit wahr und folgte ihm durch die Entrée. Man konnte sehen, sie hatte geweint. Sie hielt Trolle zurück und sagte: „O Gott! Herr Trolle, Sie wollen fortreisen? Wer wird sich dann meiner annehmen? Der häßliche Mörk war vorhin hier und sprach mit der Mutter, und als sie gegangen war, sagte Mutter zu mir, daß er seine Geldangelegenheiten in die beste Ordnung gebracht: ich soll nun nicht länger ihn und sie zum Narren haben. Ich setzte meine beste Hoffnung auf Sie, und wenn Sie uns verlassen wollen? . . . Trolle unterbrach sie: „Nein, liebe Elise! nein, ich reise nicht fort. Keine Macht soll mich von hinnen treiben. Alles wird wieder gut werden.“ — „O wie sind Sie gut!“ rief Elise und ergriff seine Hände, in ihrer Unschuld überzeugt, daß sein Aufgeben der Reise ein Opfer sei, das er edelmüthig ihrem und Werners Glücke bringe. Auch der junge Mann, dem er beim Mittagsbrod seinen veränderten Entschluß und die kleine Szene mittheilte, war theilweise derselben Ansicht und dankte ihm mit leichtem Sinne.

Madame Berg, welche nichts Gutes ahnte, obgleich sie sich nicht klar darüber war, suchte vergebens ihre Tochter auszuforschen. Der Abend kam, die kleine Gesellschaft fand sich ein. Man trank Thee und nahm dann Platz am Tische, der mitten im Wohnzimmer stand: für jeden Anwesenden war ein Stuhl bestimmt, für Mörk ein Lehnstuhl und vor demselben ein Präsentirteller mit

einer Caraffe Wasser, Zucker und einer kleinen Assiette mit Eingemachtem. Die Lampe, welche bereits angezündet war, stand in seiner Nähe und ließ die Gesellschaft in etwas dunklerer Beleuchtung. Mit zufriedener Miene zog Mörk nun ein Packet hervor, das er aus einem Convolut wickelte, welches er offen auf dem Tische liegen ließ; dann nahm er seine Brille ab, die er sorgfältig wischte, und setzte sie wieder auf; zuletzt genoß er einen Theelöffel voll von dem genannten Eingemachten und einen kleinen Schluck Zuckerwasser, das ihm Frau Derby indessen zubereitete. Während diese Beiden so beschäftigt waren, warf der Maler einen Blick auf das erwähnte Convolut, worauf einige Linien geschrieben standen, und mit seinen scharfen, weitsehenden Augen konnte er Folgendes lesen:

„Nach Deiner wiederholten und inständigen Bitte und auf Grund Deiner Aeußerung, daß Du mit diesem Manuscript eine unschuldige Familie aus der Schlinge eines Betrügers retten könnest, glaube ich es Dir nicht vorenthalten zu dürfen, überzeugt davon, daß Du keinen undelicaten Gebrauch machen werdest. Ich habe es in der langen Reihe von Jahren, die es in meinem Pulte liegt, nur meinen vertrautesten Freunden mitgetheilt, da mir nichts fataler ist, als das Aufwärmen alter Geschichten dieser Art."

Diese Linien, welche nur mit ein paar Buchstaben unterschrieben waren, machten Werner aufmerksam. Er schob das Papier unbemerkt näher an Madame Berg, die mit einer Handarbeit beschäftigt neben ihm saß. Auf einen Wink von ihm durchlief nun auch sie dieses Schreiben, schob es dann rasch an seinen Platz zurück, und sie und Werner warfen sich bedenkliche Blicke zu.

Mörk nahm das Manuscript und sagte: „Ehe ich mit der Lectüre eines interessanten Manuscriptes beginne, das mir anvertraut ist, muß ich die Gesellschaft zuerst auf Folgendes aufmerksam machen: Der Verfasser ist ein Freund meines väterlichen Hauses, und obwohl er etwas

älter ist, glaube ich mich doch seiner Freundschaft rühmen zu dürfen. Er lebte viele Jahre im Ausland und wohnt nun als Arzt in einer der Provinzen. Während seines Aufenthaltes im Auslande hat er Vieles von seinen Erlebnissen aufgezeichnet; aber trotz der Aufforderung seiner Freunde war er nie zu bewegen, etwas davon im Drucke herauszugeben. Das Folgende ist nun eine der kleinen wahren Geschichten, die er mit gewissenhafter Treue wiedergegeben."

Nach dieser Einleitung begann Mörk seine Vorlesung. Seine Stimme war trocken, predigend und monoton, dabei hob er sie zu einer schmetternden, beinahe unerträglichen Stärke; aber bald vergaßen seine Zuhörer diese Unannehmlichkeit über dem Inhalt des Vorgelesenen, das ihre Aufmerksamkeit aus verschiedenen individuellen Gründen ungemein spannte. Das Manuscript lautete wie folgt:

Während meines Aufenthaltes in der Stadt Cöln erhielt ich Zugang zu der großen Bibliothek des vorigen Erzbischofs, welche zu gewissen Stunden für Fremde und Andere offen stand, die sie zu wissenschaftlichen Zwecken besuchen wollten. Es war mir gesagt worden, daß diese Bibliothek einige alte auf die Geschichte der Arzneikunst bezügliche schriftliche Aufzeichnungen enthalte, deren Bekanntschaft mich sehr interessirte. Da ich sehr wenige Personen an Ort und Stelle traf, so konnte ich mich ungenirt mehrere Stunden dort aufhalten; aber den Nutzen, den ich erwartet hatte, fürchtete ich nicht davon zu haben, da ich vergebens mehrere Sammlungen von Manuscripten durchblättert, ohne das zu finden, was ich eigentlich

suchte, und worüber mir auch der Bibliothekar keine nähere Auskunft ertheilen konnte.

Eines Tages, als ich mit Ungeduld meine fruchtlosen Bestrebungen fortsetzte, trat ein Mann von mittlerem Alter auf mich zu. Ich hatte diesen Mann öfters hier gesehen und seine interessante, melancholische Physiognomie betrachtet. Er pflegte stille dazusitzen und zu lesen, ohne mit Jemanden zu sprechen, ja ohne von seinem Buche aufzusehen. Nun näherte er sich und fragte mild und höflich, was ich so eifrig suchte? Vielleicht, sagte er, könne er mir behülflich sein, da er unter diesen Büchern wohl bekannt sei. Ich nannte ihm den Gegenstand meiner Wünsche, und ohne das mindeste Suchen zog er einen dicken Band aus dem Fache, und brachte mir ihn, indem er einige berichtigende Anmerkungen hinzufügte. *Als* er mich am nächsten Tag in dieselbe Schrift vertieft fand, setzte er sich zu mir, zeichnete mir die Abhandlungen an, die er für die besten hielt, und sprach mit so großer Sachkunde, daß ich bald sah, ich habe einen gelehrten Mann vom Fache vor mir, was er auch auf meine Frage zugestand. Diese lehrreichen Gespräche setzten wir nun täglich fort; er schien sich für den jungen Collegen zu interessiren und bot mir einmal sogar an, mir einige interessante Apparate zu zeigen, wenn ich ihn besuchen wollte. Er bezeichnete mir dabei seine Wohnung, welche etwas außerhalb der Stadt lag und nannte mir zum ersten Male seinen Namen.

Am nächsten Abend fand ich mich pünktlich zur bestimmten Zeit ein und konnte kaum den Eindruck verbergen, den dieser Ort auf mein Gemüth machte, denn ungefähr so hatte ich mir die Hütte eines Eremiten gedacht. Es war ein kleines, niederes, strohbedecktes Haus mit Weinranken und Rosen, die sich an den Mauern hinaufschlangen und die Fenster bedeckten. Ueberall Spuren des katholischen Cultus. Vor dem Eingange in der engen Vorstube ein Madonnenbild über einem kleinen

Altar, worauf eine Vase mit schönen Blumen und eine Lampe stand. Im Blumengarten, der das Haus umgab, war unter einem großen Kastanienbaum ein Kreuz angebracht, das auf einer Erhöhung von Rasen stand, die einem Grabhügel glich, und dieser wie das Kreuz waren mit Blumenkränzen behängt. Die wenigen Zimmer des Hauses waren einfach, wie Klosterzellen, nur mit Büchern, wissenschaftlichen Instrumenten und dergleichen geschmückt.

Nachdem mein Gönner mir die erwähnten Apparate und Anderes dergleichen, wozu unser Gespräch Veranlassung gegeben, gezeigt, sagte er: „Es ist spät: nehmen Sie mit einem frugalen Abendbrode bei mir fürlieb.“ Er führte mich in ein anderes kleines Zimmer, wo ein reinlicher Tisch mit wenigen ausgesuchten Speisen und einem vortrefflichen Weine gedeckt stand. Er genoß selbst nicht viel, freute sich jedoch über meinen frischen Appetit. Ein alter Diener, der, wie er mir erzählte, in einer Person Koch, Kammerdiener, Stubenmädchen, kurz die ganze Dienerschaft vereinigte, wartete uns bei Tisch mit sehr vergnügtem Gesichte auf. Sein Herr bemerkte dies und fügte hinzu: „Mein alter treuer Bursche freut sich über die Gegenwart eines Fremden, und wirklich, es ist auch ein Fest in unserer Einsamkeit, denn dieses Haus wird äußerst selten von andern Leuten, als armen Kranken betreten, die Hülfe bei mir suchen.“

Mehreremale hatte ich so auf seine Einladung hin einen angenehmen Abend in diesem Haus zugebracht, als mich mein freundlicher Wirth fragte, in welchem Orte von England ich geboren sei? „In England?“ rief ich verwundert. „Ja!“ antworete er: „Sind Sie kein Engländer? Das sagte der erbzischöfliche Bibliothekar, und an Ihrer Aussprache glaubte ich auch zu merken, daß Sie kein Deutscher sind.“ -- „Nein, das bin auch ich nicht. Ich bin ein Däne“ — „Eine Däne!“ rief er erschrocken: „ein Däne, das ist mir nie eingefallen.“ Von diesem

Augenblicke war es mir, als ob er mich mit andern Augen ansähe; er wurde sichtlich verstimmt, und ich nahm rasch Abschied.

Nach Verlauf von einigen Tagen sah ich ihn wieder, und es schien mir, als seien die Wolken auf seiner Stirne verschwunden; ich kam wieder wie gewöhnlich zu ihm und bemerkte mit Vergnügen, daß sein Wohlwollen für mich täglich zunahm.

Als wir an einem schönen Herbstabend vor seiner Thüre in dem behaglichen Blumengarten saßen, kamen wir auf meine bevorstehende Abreise zu sprechen. Verschiedene Umstände waren die Ursache, daß ich mehreremale größere Ausflüge von Cöln machte, aber immer wieder in diese Stadt zurückkehrte. Nun war ich jedoch nahe dabei, sie im Ernste zu verlassen. Der gute Doctor Cosmus (ich nenne ihn bei seinem Taufnamen) äußerte freundschaftlich, daß er meine Gesellschaft sehr vermissen werde. Er sah mich stumm an und sagte nach einer Pause: „Wunderbar führt uns hienieden die göttliche Vorsehung, und freundlich warnen uns die Heiligen vor den sündigen Gefühlen, die wir nähren. Hätte ich im Beginne unserer Bekanntschaft gewußt, daß Dänemark Ihr Vaterland ist, so würde ein böses Gefühl, das meine Seele erfüllte, zwischen uns getreten sein und mich des Glückes beraubt haben, das ich nun ein ganzes Jahr in Ihrem Umgange genoß." Als ich meine Verwunderung äußerte, ein so sonderbares Vorurtheil bei einem Manne wie er zu finden, so antwortete er: „Sie haben Recht! das habe ich mir wohl selbst auch gesagt. Aber das blose Wort: ein Däne, trieb mir das Blut in's Herz. Ich will Ihnen sagen, daß ein Landsmann von Ihnen meine Jugend, ja mein ganzes Leben verdarb; ich bin ein Schwärmer, ein menschenscheuer Eremit geworden, ich bin nicht geworden, was ich hätte sein sollen. Es gibt Kreuzwege im Leben, wie in der Natur. Es geht nicht immer wie mit Herkules, daß man die Jugend und die

Wollust ohne Maske, unter ihrem wahren Namen begegnet; nein, man begegnet der Schwachheit, der Leidenschaft, in der Maske des berechtigten Grames, gerechten unsterblichen Schmerzes, gekränkter Liebe; neben ihr steht die Kraft, die Hoffnung; aber für diejenigen, welche das Liebste verloren und den Kummer das bessere Wesen unterdrücken ließen, sehen sie aus wie Schattenbilder, denn sie berühren die Erde nicht mit ihren Füßen." Er schwieg einige Augenblicke, dann nannte er mir den Namen eines Landsmannes, den ich nicht persönlich kannte, den ich aber nie anders, als auf ehrenvolle Weise hatte nennen hören. „Lebt er noch?" fragte Cosmus mit einem wunderbar heftigen Blicke. Ich konnte keine bestimmte Antwort darauf geben. „Nein," sagte er, „er ist gewiß todt. Er ist einige Jahre älter, als ich, es ist wohl möglich, daß er todt ist. Ich will mich um seines jungen Landsmannes Willen, der so freundlich bei mir in der Einsamkeit saß, mit ihm versöhnen. Die heilige Jungfrau will es so, das sehe ich jetzt."

Als ich mich nicht enthalten konnte, ihn zu bitten, mir etwas Näheres über diese Sache mitzutheilen, sagte er: „Obwohl die Zeit, die Natur und die Studien liebevoll unsere Herzenswunden heilen, so kann ich das doch nicht von den meinen sagen. Aber in den ersten Jahren, die ich in dieser Einsamkeit lebte, fand ich, daß es mich erleichterte, wenn ich das, was mein Herz quälte, dem Papiere anvertraute, blos um meinen Gedanken Worte zu geben. Diese meine Jugendgeschichte will ich Ihnen zum Durchlesen anvertrauen, damit ich es erlebe, daß ein menschliches Wesen meine unbekannten Leiden erfährt und daran Theil nimmt; denn diese Blätter sind sonst bestimmt, erst nach meinem Tode in die Hände eines Freundes zu gelangen." —

Er übergab mir ein Packet geschriebener Blätter, die das Zeichen an sich trugen, daß sie das Licht schon lange nicht mehr gesehen; mit Begierde las ich sie, und

zum Theil vielleicht aus individuellen Gründen ergriff mich ihr Inhalt mit so sympathetischer Macht, daß mein Herz lange davon ganz erfüllt war. Ich las sie öfters durch, ich prägte sie meinem Gedächtnisse ein, und zuletzt konnte ich der Lust nicht widerstehen, das Wesentliche daraus auszuziehen und es in meine Muttersprache überzutragen.

Ich fasse den ziemlich ausführlichen Bericht über des Verfassers Kindheit und erste Jugend kurz zusammen. In einer vornehmen adeligen Familie geboren, wurde er frühe der Erziehung eines sehr gelehrten und sehr strengen Hofmeisters übergeben. Seine Mutter hatte er nie gekannt, sein Vater, der einen ansehnlichen Posten bei einem deutschen Nachbarhofe bekleidete, übergab ihn bei seinem Tode der Fürsorge und Vormundschaft seines Bruders. Dieser Bruder war ein hoher Prälat, welcher in *Cöln* wohnte. Cosmus war damals sechszehn Jahre alt. Seine Neigung hatte ihn bereits seit einigen Jahren zum Studium der Naturwissenschaften geführt, und sein Wunsch war, sich der Medicin zu widmen. Der Onkel gab sich alle Mühe, ihn zu bestimmen, den geistlichen Stand zu wählen; er stellte ihm vor, daß das ruhige Klosterleben sich für seine Forschungen in Natur und Wissenschaften eigne und daß die Ausübung der Arzneikunst ihm dort nicht versagt sei. Diese Ermahnungen fanden jedoch kein Echo in dem Herzen des jungen Mannes. „Ich konnte ihm nicht willfahren," sagt er: „Ich erinnere mich zu lebendig der Gedanken und Gefühle, welche bereits, so jung ich auch war, Wurzel in meinem Herzen geschlagen. Die sogenannte stumme Natur hatte bisher freundlicher mit mir gesprochen, als die Menschen. Mein früherer Hofmeister pflegte Abends gewöhnlich das Kloster zu besuchen, das nahe bei der Residenzstadt lag, wo wir wohnten. Er ging allein dahin, gestattete mir jedoch, ihn abzuholen, wenn ich zu bestimmter Zeit mit den aufgegebenen Arbeiten fertig war. Diese Wanderungen waren die einzige

Freiheit, die ich je genoß, die einzigen Stunden, in denen ich unbewacht und mir selber überlassen war. Mit allen Sinnen, allen Seelenkräften sog ich diesen Genuß ein. Thier und Vogel schienen mir liebe Spielkameraden, ich sprach mit ihnen, pries sie glücklich, erzählte ihnen von dem Zwang, den ich litt, und der Freude, die ich genoß, mich frei unter ihnen zu fühlen. Die ganze Natur, die Bäume, deren Zweige, von einem leisen Winde bewegt, sich zu mir herabbeugten, der Fluß, dessen Wellen an das Ufer schlugen, schienen mir wohlwollende Wesen, die tröstend und munter mit mir sprachen. Einst geschah es, daß ein Füllen, das auf der Wiese graste, zu mir herlief, und da es sehr zahm war, überhäufte ich es mit Liebkosungen. Es begleitete mich, als ich weiter ging, ich wandte mich beständig nach ihm um, küßte und streichelte es, und da ich es nicht länger mir folgen lassen durfte, sondern es fortjagen mußte, und ich es erschrocken mit raschen Sprüngen sich entfernen sah, setzte ich mich auf einen Stein am Wege und weinte. Wenn ich nach diesen Wanderungen in das Kloster kam, wenn der ernste Pförtner die schwere Thüre öffnete und mich in den düstern Klosterhof einließ, wenn ich durch die dunkeln, gewölbten Gänge ging, wo die eine und die andere blasse, gebeugte Gestalt stumm an mir vorüberging und wie ein Schatten verschwand, während seine leisen Fußtritte in der öden Wölbung wiederhallten; wenn ich dann allein saß und auf meinen Hofmeister in dem Vorgemach des Priors mit den gemalten Fensterscheiben, dem großen Cruzifix, den an den Wänden aufgehängten Bildern, welche sterbende Märtyrer oder das jüngste Gericht vorstellten, geduldig wartete: da erschien mir das Kloster in so schneidendem Gegensatze zu dem Geiste zu stehen, der in Gottes freier, freundlicher Natur zu uns spricht, daß ich glaubte, die frommen Brüder versündigten sich, indem sie sich hinter die traurigen Mauern verschanzen."

Cosmus erzählt nun, wie es ihm geglückt sei, seines

Oheims Zustimmung zu erhalten, eine Universität besuchen zu dürfen, wo er sich mit Eifer den medizinischen Studien hingab. Er sagt: „Ich lernte nun wohl einsehen, daß die Natur grausam gegen die Menschen ist; doch sagte ich mir selbst, daß wir ihr Unrecht thun, daß wir nur ihre Sprache nicht verstehen, die Arzneimittel nicht kennen, welche uns ihre wohlthätige Hand darbietet; daß wir die Mittel zu ergreifen versäumen, welche uns zu schenken ihre Macht übersteigt; und die geistigen Kräfte vergessen, welche den Körper zu erhalten und zu zerstören im Stande sind. Ich brannte vor Eifer, mir einen neuen Weg zu bahnen, um die garstigen, körperlichen Uebel zu durchschauen, zu lindern und zu heilen. So entflammt die Hoffnung und der Muth die glückliche, vom Geiste der Leidenschaften noch unberührte Jugend.“ —

Nachdem er seine academische Laufbahn vollendet und in fremde Länder gereist war, kam Cosmus in einem Alter von vierundzwanzig Jahren nach Cöln zurück. Sein Oheim, ein strenger Geistlicher, aber ein liberaler und verständiger Mann, nahm ihn liebevoll auf, gewährte ihm Aufenthalt in seiner prachtvollen Wohnung und übergab ihm zu freiem Schalten und Walten das hinterlassene Vermögen seines Vaters, das ihm ein anständiges Auskommen sicherte. Ein alter Arzt, der Freund des Prälaten, nahm sich außerdem seiner an, stand ihm mit Rath und That bei, überließ ihm einen Theil seiner Praxis und — sagt unser Verfasser: „Jeder Mensch hat wie das Jahr seine Rosenzeit; dieß war die meine; aber sie war kurz.“ — Was indessen dieser Rosenzeit ihren Duft und ihre Farbe gab, war ein junges Mädchen, das er bei seiner Heimkehr als eine Tochter im Hause des Prälaten eingeführt fand. Es war eine weitläufige Verwandte des geistlichen Herrn, in dessen Hände die sterbende Mutter sie übergeben hatte. Cosmus näherte sich ihr auf Grund dieser Verwandtschaft mit der Freiheit eines Vetters und verliebte sich heftig in sie.

Wir wollen nun mit geringen Abkürzungen ihn selbst

sprechen lassen, indem wir, wie es sich gebührt, alle Familiennamen und was diese zu leicht errathen ließe, auslassen, im Uebrigen aber so treu als möglich seinen Bericht wiedergeben:

Wie können Worte, Pinsel, oder Meißel Josepha schildern? Einst sagte Jemand zu mir: „Sie ist schön wie ein Engel!" Ich versank in Gedanken bei dieser Aeußerung und fand sie nicht bezeichnend. Denn ihre Schönheit hatte nicht den Ausdruck des stillen, himmlischen Gesandten mit den weißen Schwingen, aber wie dann?" fragte ich mich selbst. „Wie Aphrodite," sagte ich. — Ja, Augen, wie eine Göttin, so schmachtend und doch so brennend; aber diese Augen sind dunkelblau, nicht schwarz, wie die der Liebesgöttin. Diese Gestalt ist klein und kindlich, ohne Ueppigkeit. — Wie Psyche? wie die Grazie? Auch nicht! — Wenn ich sie Morgens im Garten überrasche, wie sie tanzt, lächelnd, daß die weißen Zähne durchscheinen, mit rosenrothen Wangen, mit leichtem Sprunge, daß die kleinen Füße kaum die Erde berühren und das gestickte Kleid im Winde flattert, — da scheint sie mir einem fremden Vogel mit Flügeln zu gleichen, die in prachtvollen Farben spielen, einem Vogel aus dem südlicheren, wärmeren, lebensvollen Clima. Und diesen Vogel will mein Oheim in die Mauern eines Klosters einsperren! Nie konnte etwas unnatürlicher, empörender sein! Sie war eine wunderbare Mischung von inniger, hingebender Güte und brennender Heftigkeit. Jeden Morgen früh, ehe der Prälat aufstand, trafen wir uns im Garten. Je mehr ich Josepha kennen lernte, desto mehr bestärkte sich diese Meinung in mir. Eine Hofmeisterin, die ihr mein Oheim gegeben, begleitete sie zwar zum Scheine, aber auch nur zum Scheine, denn sie war eine stumpfe, gleichgültige Person, die entweder halb schlafend hinter uns drein schlenderte, oder sich in der ersten besten Laube niedersetzte und uns alle mögliche Freiheit ließ. Wenn Josepha mich in diesen Morgenstunden im Garten

traf, lief sie mir immer entgegen, nahm meinen Arm und sprach freundlich, vertraulich und heiter mit mir. Glaubte sie zu bemerken, daß ich traurig oder unpaß war, so überhäufte sie mich mit Sorgfalt und Güte, geriethen wir dagegen im Verlaufe des Gespräches in Widerspruch, widersetzte ich mich im Geringsten ihrem Willen, so wurde sie ernstlich böse, und brach in Vorwürfe gegen mich aus. Schlug sie mir vor, an einer musikalischen Unterhaltung, einer Lection oder einer Spazierfahrt zu einer Zeit Theil zu nehmen, in der mich Krankenbesuch davon abhielt, so ließ sie diese Entschuldigung nicht gelten, sondern wußte tausend Auswege, wie ich ohne Verantwortung meine Pflicht ihrem Willen unterordnen könnte. War ich dann unbeweglich, so konnte sie so erbittert werden, daß sie — nicht im Scherze, sondern im Zorne — Blumen und Blätter abriß und sie mir in's Gesicht warf, während sie in lautes Weinen ausbrach. Einen Augenblick später war sie die Geduld selbst und stützte sich matt und leidend auf meinen Arm.

Täglich fühlte ich, wie neue Bande mich zu diesem Mädchen hinzogen. Ich hatte nur wenig oder keinen Umgang mit Altersgenossen, keinen vertrauten Freund. Meine klösterlich beschränkte Erziehung hatte mich zurückhaltend und unfähig für die große Welt gemacht. Aber mit ihr schien ein Zauber meine Zunge zu lösen und mein ganzes Wesen zu beleben. Ich war nicht blos verliebt in sie, sondern alle die edelsten Gefühle, welche eine menschliche Brust umschließen kann, hatte ich ihr allein geweiht.

So verging ein Jahr ohne irgend eine Veränderung, denn Josepha's Mutter hatte bestimmt, daß sie erst mit sechzehn Jahren in das Kloster eingeführt werde, und sie war, als wir mit einander bekannt wurden, fünfzehn. Mehreremale während dieses Zeitraumes machte ich meinen Oheim darauf aufmerksam, wie wenig ein solcher Charakter für das Kloster passe, und bat ihn, dieselbe

Nachgiebigkeit gegen sie zu zeigen, die er mir gegenüber bewiesen, aber er war unzugänglich für meine Vorstellungen. „Mit Dir," sagte er, „ist es eine andere Sache. Du kannst Deinen Weg zum Himmel finden, ohne ihn durch ein Kloster zu gehen. Ihr heftiger Sinn aber würde sie in die Verlockungen und Sünden der Welt führen. Sie muß die bußfertige Magdalena werden, ohne die weltliche gewesen zu sein. Das war auch ihrer Mutter Wille."

Ich liebte sie. Welche Pläne und Hoffnungen ich nährte, kann Jedermann leicht ahnen. Ich sprach mit Josepha von den Absichten des Prälaten. Sie waren ihr bekannt; aber sie schien nicht ernstlich an ihre Zukunft gedacht zu haben oder das eigentliche Klosterleben zu kennen. In einiger Zeit sollte eine junge Nonne in einem hiesigen Kloster eingekleidet werden. Nach dem Wunsche des Onkels sollte Josepha dabei zugegen sein und später zu einer Tante, einer vornehmen Dame in der nächsten Residenz, reisen, wo bei Hofe ein glänzendes Fest gefeiert wurde. Unter der Aufsicht der erwähnten Dame sollte sie auch an diesem theilnehmen — nach der Sitte, daß ein junges Mädchen von Stand, welches den Schleier nimmt, erst in der Welt eingeführt sein muß. Bald sollte sie indeß wieder zurückkommen und ihre Bestimmung antreten. Josepha freute sich gleich kindlich auf die Ceremonie, wie auf das Fest, und wie peinlich auch alle diese Vorbereitungen mir waren, schob ich es doch noch hinaus, Josepha oder den Prälaten in meine geheimen Wünsche einzuweihen, bis dieses doppelte Fest vorüber wäre. Ich glaubte sicher, daß Josepha, wenn sie Zeuge der herzerschütternden Klosterszene gewesen, von Abscheu gegen diese Bestimmung durchdrungen und die sogleich darauf folgende Anschauung der Herrlichkeit der Welt ihr lebendiges Gemüth im selben Grade ansprechen würde. Ich sehnte mich nun ebenso sehr als das junge Mädchen nach dem ersten traurigen Feste. Ich

Thor! ich träumte nicht entfernt, daß es mich selbst in Trauer und Entbehren einweihen werde.

Der große Tag kam. Eine außerordentliche Menschenmasse strömte zur Klosterkirche. Manche Fremde waren aus weiter Ferne herbeigekommen, um einer Feierlichkeit beizuwohnen, welche seit mehreren Jahren nicht mehr stattgefunden. Josepha kam an der Hand meines Oheims; da dieser jedoch Funktionen bei der Ceremonie hatte, überließ er sie meinem Schutze und wies uns einen der vornehmsten Plätze in der Kirche an, während er selbst in das Kloster ging. Nach der Ceremonie, sagte er, wolle er Josepha abholen, um bei der Priorin einen Besuch zu machen und die neue Nonne zu beglückwünschen.

Ich saß nun an der Seite meiner Geliebten und betrachtete sie. Sie strahlte von Gold und Juwelen und noch mehr von Freude. Meine Augen fielen indessen auf einige Personen, welche eine Art Ehrenplatz in der Kirche einnahmen. Ein Bekannter sagte mir, es seien vornehme fremde Diplomaten von den benachbarten Höfen mit ihren Familien. Was meine Aufmerksamkeit unter diesen am meisten auf sich zog, war ein junges Mädchen von Josepha's Alter und von auffallender Aehnlichkeit mit ihr. Diese Aehnlichkeit brachte mich darauf, die früher erwähnten Betrachtungen über den Ausdruck der Schönheit Josepha's zu erneuern; denn dieses fremde Mädchen war wirklich hübsch, wie ein Engel, obgleich sie, wenigstens in meinen Augen, nicht so schön war, als Josepha. Der Ausdruck in ihren dunkelblauen Augen war jedoch so fromm, so resignirt, so wehmüthig, daß zu ihm die weißen Schwingen und der Palmzweig paßte, um dem Lager der Kranken und Betrübten Trost zuzuwehen. Sie war in Gallatracht, wie alle Andern; eine gewisse Einfachheit zeichnete sie jedoch aus. Die Ceremonie begann; die junge Novize, welche eingekleidet werden sollte, war ein Mädchen von Stand, jung und schön. Welche Gründe

sie bewogen, den Schleier zu nehmen, ist mir unbekannt, aber das Gerücht behauptete, dieser Schritt geschehe durchaus freiwillig von ihrer Seite. Als sie in der weltlichen Pracht vorgeführt wurde, die sie zum letzten Male trug, waren ihre Wangen rosenroth und ihre Augen glühten vor Begeisterung. Sie warf ihren Schmuck und ihren Putz mit lächelndem Gesichte ab; im Verlaufe der traurigen Feierlichkeit jedoch, als man ihr schönes, braunes Haar abschnitt und sie in die grobe, schwere Nonnentracht einkleidete, wurde sie blaß, und große Thränen rollten aus ihren niedergeschlagenen Augen. — Ich sah Josepha an, sie war ebenso blaß, wie die Novize geworden, sie zitterte, ergriff leise meine Hand und flüsterte: „Jesus Marie! das ist ja gräßlich.“ Ich drückte ihre Hand und antwortete: „Denke, wenn Du das wärest!“ — „Ach!“ sagte sie: „die heilige Jungfrau erbarme sich meiner!“ — Mit Freude hörte ich diese Worte.

Während der langen Ceremonie hatte ich ab und zu das erwähnte fremde Mädchen beobachtet. Sie war so angegriffen von der Scene, sie weinte so herzlich, daß ein älterer Herr an ihrer Seite über ihre allzu sichtbare Bewegung ungehalten schien und ihr mit zorniger Miene einen Stuhl hinter ihrem eigenen anwies. Ich hielt diesen Herrn für ihren Vater; er hatte dichte schneeweiße Haare und einen Orden auf der Brust. Die junge Dame schien nun, ungesehen von ihm, mit den Augen Jemanden, der in einiger Entfernung saß, zu suchen und ihm zuzuwinken; ich bemerkte einen jungen Mann, der mit unabgewandtem Blicke ihre Grüße beantwortete, während Thränen, wie es schien ihm selbst unbewußt, über seine Wangen rollten. Sie saß an einer Seite ganz in der Nähe von uns; wir konnten sie nur im Profil sehen. Mit herzlicher Theilnahme betrachtete ich diese stumme und doch so beredte Scene. Das liebliche Mädchen, sagte ich bei mir selbst, ist vielleicht von dem harten Vater zum Kloster verurtheilt, sie beweint ihr eigenes Schicksal in dem der Nonne,

und sie und ihr Liebhaber senden sich bittersüße Abschiedsblicke. Ich machte Josepha auf die erwähnte Aehnlichkeit mit ihr und auf den jungen Mann in unserer Nähe aufmerksam. „Ihn habe ich längst gesehen," antwortete sie. „O welche herrliche Physiognomie! welch' liebevolle Augen! welche feinen Züge um seinen Mund! Glückselig das Mädchen, das er beweint!"

Die Anwesenden hatten sich beinahe Alle entfernt, nur der junge Mann blieb mit gekreuzten Armen sitzen, in tiefen Gedanken vor sich hinblickend. Als mein Onkel nun in all' seiner pontificalen Pracht zurückkam und dicht an ihm vorüberging, erwachte er wie aus einem Traume, erhob sich und verbeugte sich tief vor ihm. Der Oheim winkte Josepha, nahm ihre Hand und führte sie nach dem Eingang zum Kloster. In dem Augenblicke, als sie an dem Fremden vorüberging, blieb sie gleichfalls stehen, so daß sie den Prälaten nöthigte, einige Augenblicke innezuhalten. Josepha und der junge Mann hefteten ihre Augen fest auf einander. Ich ahnte, daß ihre Aehnlichkeit mit seiner vermeintlichen Geliebten ihn, wie mich frappirte.

Josepha's Aufmerksamkeit und Lobrede auf diesen Fremden war mir zwar nicht angenehm, doch dachte ich nicht mehr daran, bis ich ein paar Tage später bei dem erwähnten Hoffeste diesen Fremden wieder traf. Gegen den Schluß des Balles sah ich ihn mit Josepha tanzen und ihr den Arm bei einem Spaziergange geben, den wir gegen Morgen durch den illuminirten Schloßgarten machten; ja es währte einige Minuten, während welcher das eifrig conversirende Paar für mich und meine Tante, der ich den Arm gegeben, ganz verschwunden war. Wir reisten am nächsten Abend ab, um in Gesellschaft der Tante wieder nach Cöln zurückzukehren; die Letztere wollte die junge Verwandte selbst wieder in die Obhut unseres Oheims zurückbringen. Sie machte Josepha Vorwürfe über ihre unvorsichtige Aufführung. Josepha schwieg;

da ich jedoch meinen inneren Verdruß nicht überwinden konnte und mit meinen Bemerkungen hervorzutreten wagte, wurde sie zornig und heftig, weinte und lachte zugleich über meinen Hofmeisterton, wie sie es nannte. Wir kamen heim, die ganze Sache wurde nicht mehr erwähnt und von meiner Seite vergessen.

Einst, einen Monat später, war ich mit meinem alten Doctor zu einem kranken Freunde, einem Familienvater, gereist, dessen kostbares Leben wir durch unsere Kunst gerettet zu haben glaubten. Als ich nach einer Abwesenheit von einer Woche wieder kam, ließ mein Oheim mich sogleich holen. Ich fand ihn in mißvergnügter Stimmung, und zu meinem Schrecken vertraute er mir, er habe entdeckt, daß Josepha in einem geheimen Liebesverhältnisse zu dem obengenannten Fremden stehe, der jede Nacht an der Spalierwand zu ihrem Fenster heraufsteige und mit ihr spreche. Doch habe sie ihn noch nie in ihrem Zimmer empfangen oder war zu ihm hinausgekommen. Ein Diener hatte diese Sache dem Prälaten mitgetheilt, und dieser sogleich Josepha und die Hofmeisterin rufen lassen. Die Letztere, welche von nichts wußte, hatte er sogleich verabschiedet. Josepha dagegen hatte ohne Umschweife Alles eingestanden. In größter Leidenschaft hatte sie sich ihm zu Füßen geworfen und ihn gebeten, sie mit diesem jungen Manne zu verbinden, dessen Namen sie genannt und welchen mein Oheim nun wiederholte. (Ich will ihn hier bei seinem Taufnamen Ferdinand nennen.) Bewegt von ihren Thränen und Bitten, hatte der gutmüthige Onkel den Liebhaber um eine Unterredung bitten lassen. Er war auch gekommen. „Er ist," sagte der Oheim, „ein hübscher Mann mit feinen Sitten. Er ist aus Dänemark und, wie er mir bewies, der einzige Sohn und Erbe eines reichen Vaters. Aber er ist nicht von Adel und, was noch schlimmer, kein Katholik. Folglich kann er Josepha nicht heirathen, ohne wenigstens zur rechtgläubigen Kirche überzugehen. Aber das schlägt er

auf's Bestimmteste ab, und eine Verbindung muß somit aus doppelten Gründen für unmöglich angesehen werden. Ein eigenthümlich kaltes Blut muß diese nordischen Menschen auszeichnen, denn ganz ruhig und gefaßt hörte er die Gründe an, die mich bestimmen, mich seiner und Josepha's Verbindung zu widersetzen, und ohne sich sonderlich zu weigern, gab er mir sein Versprechen, sogleich abzureisen und ihr nur ein schriftliches Lebewohl zu sagen. Doch verlangte er dafür mein Wort, daß ich weder durch Zwang, noch durch Ueberredung, sie den Schleier zu nehmen, bewege. Dies Versprechen habe ich gegeben und will es halten, obwohl gegen meinen Wunsch und gegen den Willen ihrer verstorbenen Mutter; aber es ist noch ein Beweggrund, der mich dazu bestimmt: „Ich weiß, Du liebst sie; verschaffe Dir ihr Ja, und ich vereine Euch. Eure Verwandtschaft ist ziemlich entfernten Grades und Dispension leicht zu erhalten. Gestern Abend ist Ferdinand abgereist und, wie ich hoffe, schon weit entfernt. Diese Schachtel und diesen offenen Brief hat er mir für sie übergeben. Bringe Du ihr beides und zugleich die Nachricht von seiner Abreise."

Von den widersprechendsten Gefühlen bestürmt, hörte ich die Worte des Prälaten. Erfüllt von Dankbarkeit für seine Güte, aber in großer Verwirrung empfing ich die schwierige Mission, die er mir auferlegte. Nach seiner Aufforderung las ich Ferdinands Brief. Es waren einige herzliche, aber nicht gerade liebevolle Zeilen. Da er einsehe, sagte er, welch' große unüberwindliche Hindernisse sich ihrer Verbindung in den Weg legen, nicht blos durch den Willen ihres väterlichen Freundes, sondern durch die Verhältnisse selbst, so verurtheile er sich zu freiwilliger Verbannung, so lange es noch Zeit sei und noch kein Schatten unerlaubter Vertraulichkeit die reine Hingebung verdunkle, die Beide zu einander gezogen. Bei der Erinnerung an ihn möge sie denken, daß er einer Güte, wie der ihren nicht werth gewesen; bei dem Gedanken

an sie werde er sich mit Stolz und Dankbarkeit der Augenblicke erinnern, die er in ihrer Nähe verlebt, und sie nie vergessen. Mit tiefer Wehmuth sagte er ihr Lebewohl und bat sie, das beifolgende Perlenband als ein Symbol der Thränen zu empfangen, mit denen er auf ewig von ihr Abschied nehme. In ein paar weiter unten folgenden Linien unterrichtete er sie von ihrer Befreiung vom Kloster, was er einen großen Trost nannte, den er mit sich nehme.

Ich konnte nichts gegen diesen Brief einwenden, auch hatte ich — das fühlte ich — eigentlich keinen Grund, mich über seinen Verfasser zu beklagen; doch war meine Seele voll Bitterkeit gegen ihn. Ich knirschte mit den Zähnen bei dem Gedanken, daß ich Zeuge ihres Schmerzes sein solle, wenn sie seine Abreise erführe; und als ich nun diesen Schmerz wirklich sah, da wechselte eine innere Raserei mit Mitleiden in meinem Herzen. Bleich und unbeweglich las sie den Brief, dann überließ sie sich der Verzweiflung, zerriß den Brief, warf das Perlenband auf den Boden und trat darauf, indem sie Ferdinand einen Verräther, einen Feigen, einen Treulosen nannte. Dann entschuldigte sie ihn wieder und wandte ihren ganzen Zorn auf den Oheim und mich. „Ihr habt ihn zu diesem schändlichen Schritte genöthigt! Er liebt mich! er wird mich nie vergessen! er weint um mich!“ Mit diesen Worten nahm sie das Perlenband, suchte die Reste des Briefes und bedeckte Beides mit Küssen und Thränen, So that sie eine Weile, bis sie erschöpft und von einem fieberhaften Zittern ergriffen, in ein dumpfes Brüten sank. Ich rief ihre Mädchen, ließ sie zu Bette bringen und schaffte Arzneimittel herbei, die sie von mir anzunehmen nicht zu vermögen war. Sie verlangte mit einem der Mädchen, das sie lieb hatte, allein zu sein, und ich entfernte mich in einem Zustande, der dem ihrigen nicht unähnlich war.

Am nächsten Morgen fand ich mich wieder ein, um

mich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Ihre Thüre war verschlossen. Ich rief ihren Mädchen. Das Eine von diesen, welches am vorhergehenden Tage mit mir entfernt worden, fand sich ein und sagte, daß das andere Mädchen, mit Namen Magdalene, ihr am frühen Morgen gesagt, daß sie mit Erlaubniß ihrer Herrschaft ein paar Stunden zu ihrer Mutter gehe, welche in der Stadt wohne, und daß sie indessen den Schlüssel zu dem Zimmer ihres Fräuleins mitnehme, wie diese ihr, um ungestört schlafen zu können, befohlen. Als es Mittag wurde, ohne daß Magdalene sich sehen ließ, sandte mein Oheim nach ihr. Sie kam und erklärte mit aller Freimüthigkeit, daß ihr Fräulein ihr anvertraut, sie wolle vor Tagesanbruch eine Wallfahrt nach dem Heiligenbilde nach der eine Meile von der Stadt entfernten Kapelle machen, und sie dabei gebeten habe, ihr eine ländliche Tracht zu leihen, welche Magdalene getragen, als sie ihren Dienst angetreten, um demüthig, unbemerkt und allein auf ihre fromme Wanderung zu gehen; aus demselben Grunde habe sie ihr auch befohlen, ihre Abwesenheit zu verschweigen. Vor Nacht wollte sie wieder zurück sein. Der Prälat fand diese Erklärung nicht unwahrscheinlich; ich ahnte jedoch Unrath, namentlich da mir mein Diener erzählte, daß er am Abend vorher Magdalene habe aus dem Posthause kommen sehen, was sie auf meine Frage läugnete. In Josepha's Zimmer stand Alles wie gewöhnlich. Alle Kommoden waren verschlossen und kein Schlüssel zu finden. Ich warf mich zu Pferde und eilte nach der Kapelle; aber von Josepha war keine Spur auf diesem Wege zu entdecken. Nun begriff mein Oheim sowohl, als ich, daß der treulose Däne uns auf die eine oder andere Art sie zu rauben gewußt. Wir suchten sogleich seine Spur zu verfolgen. Bei unseren Nachforschungen erfuhren wir indessen, daß er wirklich am bestimmten Abend von der Stadt abgereist war, und zwar ganz allein. Er mußte also zurückgekommen sein, um sie ab-

zuholen, oder sie ihm gefolgt sein. Ich erfuhr, daß er Postpferde bis zu einer Station genommen, die man mir nannte. Unverzüglich reiste ich dahin und folgte ihm von Station zu Station, bis ich am nächsten Tage durch ein Dorf kam, wo man mir erzählte, daß ein Herr, der nach der Beschreibung Ferdinand zu sein schien, sich hier den Tag über aufgehalten und Abends auf dem Wege zurückgekehrt sei, den er gekommen, daß er jedoch in der Nacht mit einem Frauenzimmer in seinem Wagen angefahren, und sobald die Pferde gewechselt gewesen, weiter gereist sei. Die Dame hatte Niemand gesehen, sie war nicht aus dem Wagen gestiegen. Diese Nachricht führte mich auf eine falsche Spur, und nachdem ich diese mehrere Tage verfolgt und mich zuletzt von meinem Irrthum überzeugt hatte, wußte ich nichts Besseres zu thun, als auf die Station zurückzukehren, wo ich zuletzt auf der rechten Spur gewesen zu sein glaubte.

Eines Tages, es war gegen Abend, kam ich nach Weimar und stieg in einem Hotel nahe bei dem schönen Schloßgarten ab. Mein Erstes war hier, wie überall, mich nach den Reisenden zu erkundigen, welche im Hause logirten. Sogleich erfuhr ich gegen alle Erwartung, daß ich am Ziele war. Unter seinem eigenen Namen hatte sich Ferdinand hier so lange aufgehalten, daß er geradezu von Cöln hieher gereist sein mußte. Die Leute im Hotel sagten, ein paar Tage nach seiner Ankunft sei auch eine junge Frau gekommen. „Es war curios," fügte der Kellner hinzu, „eines Morgens, als ich zu dem Herrn hinaufgekommen, steht sie im Zimmer, und die Portiersfrau behauptet, sie sei in der Nacht zu Fuß in Bauerntracht mit einem Bündel unter dem Arme angekommen; aber die Portiersfrau hat wohl geträumt. So viel ist gewiß, daß sie nie anders ausgeht, als Abends; da spaziert sie denn mit ihrem Manne im Schloßgarten umher und hat immer den Schleier vor dem Gesichte. Aber

was! Das geht ja Niemanden etwas an!“ — Ach, ich wußte nur allzu gut, wen es etwas anging.

Es dauerte nicht eine Stunde, als ich von meinem Fenster aus Josepha an Ferdinands Arm aus dem Hotel kommen und den Weg nach dem Schloßgarten einschlagen sah. Es war ein Herbstabend, noch in der Dämmerung, und die Luft sehr klar. Ich konnte mich nicht täuschen, sie mußten es sein. Ich beeilte mich, ihnen zu folgen. In meinen Mantel gehüllt, den Hut über's Gesicht gedrückt, folgte ich ihnen so nahe, als ich konnte. Sie schienen in einem Wortwechsel begriffen zu sein. Mit tiefer Bewegung erkannte ich ihre Stimme wieder, jene halb weinende, für mich so rührende Stimme, die Josepha eigen war, wenn ihr Gemüth sich in Aufregung befand. Sie gingen in ein Gebüsch im Garten und setzten sich auf eine Bank, die mit dem Rücken an einem Baume stand. Hinter diesen stellte ich mich und verlor kein Wort ihres Gespräches. In heftigen Ausdrücken beklagte Josepha sich darüber, daß Ferdinand weggehen wolle und sie allein und verlassen an diesem Orte bleiben solle. „Nein, liebstes Kind!“ sagte er: „weder allein noch verlassen. In wenigen Tagen komme ich wieder, und, wie ich Dir gesagt, ich werde Dich indessen der Obhut einer achtungswerthen Familie anvertrauen: ein Landsmann von mir wohnt hier in der Nähe, er wird Dein Beschützer sein, während ich fort bin.“ — „Aber weßhalb sollst Du fort? Was wollte der Unglücksvogel, der gestern hierher kam und allein mit Dir sprach?“ — „Er wollte mich davon unterrichten, daß eine mir liebe Person in Gefahr sei und forderte mich zur Rettung auf, wenn ich Rath wüßte.“ — „Eine liebe Person! Ein Mann, will ich hoffen?“ — „Jemand, für den ich mein Herzblut hingeben würde. O liebe Josepha! Halte mich nicht zurück, ich bin bereits einen Tag zu lange geblieben. Willst Du mich von meiner Pflicht abhalten?“ — „Nein, das will ich nicht, aber nimm mich mit.“ —

„Dich mitnehmen! Nein, unmöglich!“ — „Weßhalb nicht?“ — „Ach, bestes Mädchen! Ein Mann kann Dinge abzumachen haben, wobei ein Frauenzimmer ihn hindern müßte.“ — „Erkläre mir zum wenigsten das Ganze.“ — „Das kann ich nicht! Aber laß es Dir genug sein, daß ich Dich heilig versichere, es ist der Weg der Pflicht und der Ehre, den ich gehe, und ich werde bald zurückkommen.“ — „Ach! Du betrügst mich! Du liebst nicht, wie ich, Du denkst daran, mich auf's Neue zu verlassen!“ — „Nein, bei Gott nicht! Nach Allem, was geschehen, kann ich Dich nicht verlassen. Wenn ich von Cassel zurückkehre, wollen wir sogleich nach Cöln zu Deinem Oheim reisen. Ich will ihm Alles gestehen und ihn um seine Einwilligung bitten.“ — „Du wolltest unsern seligmachenden Glauben annehmen?“ — „Nein, das kann ich nicht.“ — „Wie kannst Du dann glauben, je seine Einwilligung zu erhalten?“ — „So will ich ihm wenigstens schreiben. Ich kann es nicht ertragen, daß er mich für einen Betrüger hält. Er ist Dein Wohlthäter und liebt Dich.“ — „Aber wenn er uns doch trennen will?“ — „So finden wir wohl einen Rath.“ — „Und welchen?“ — „Ach! ich weiß es nicht! Mein Kopf ist so verwirrt, so unruhig, bis ich mein Geschäft in Cassel verrichtet habe. Lasse mich deßhalb reisen und ruhig zurückkehren!“ — „Verräther!“ rief Josepha: „Ich sehe es klar, unsere Liebe ist nicht Dein einziger Gedanke, wie sie der meine ist! Du hast fremde Interessen, die Dein Herz erfüllen!“ — Ihre Heftigkeit, ihr Schmerz stieg mit jeder Sekunde: vergebens suchte Ferdinand sie zu beruhigen. „Bist Du unschuldig,“ rief sie, „so schwöre mir einen heiligen Eid: daß der, um dessentwillen Du reisest, ein Mann, kein Weib, nicht jene aus der Klosterkirche ist, die mir mein Vetter zeigte. Schwöre mir das!“ — „Ich schwöre,“ antwortete er, „daß ich nicht für mich Glück oder Freude auf dieser Reise suche — es sei denn das, einen Unschuldigen von unabsehbarem

Unglücke gerettet zu haben." — „Du setzest Deine Worte auf Schrauben," rief Josepha: „Treuloser! Undankbarer!" — Sie war außer sich und rief zuletzt: „Ich verlasse Dich sogleich; ich will Dich nie mehr sehen! Ich gehe, wie ich gekommen bin, in der Dunkelheit der Nacht, allein und zu Fuß nach Cöln; ich sage meinem Oheim Alles und nehme den Schleier. Dir soll nicht der Trost werden, mich aus dem Kloster gerettet zu haben. Nur Uebel und Elend will ich aus Deiner Hand empfangen haben." — Sie wollte von Ferdinand wegeilen, der sie mit Macht zurückhielt, während sie sich loszureißen suchte. In diesem Augenblick stürzte ich mechanisch vor und ergriff sie. Mit einem Schrei nannte sie meinen Namen, Ferdinand schien durch meine plötzliche Gegenwart erleichtert. Josepha war beinahe ohnmächtig; geduldig folgte sie in's Hotel zurück, ohne daß eines von uns auf dem Wege ein einziges Wort sprach. Bei unserer Ankunft dort überredeten wir sie, sich zur Ruhe zu begeben, und ich bat mir eine Unterredung mit Ferdinand aus, der mir in mein Zimmer folgte.

Bei dieser Stelle machte Mörk auf Frau Derby's Mahnung hin eine Pause, um sich nach dem langen Lesen auszuruhen und etwas Eingemachtes und Zuckerwasser zu genießen, was sie ihm mit größter Freundlichkeit bereitete. Während er den vorhergehenden Theil des Manuscriptes gelesen, sah man die größte und verschiedenartigste Spannung in Mienen und Haltung der Zuhörer. Trolle saß Anfangs ohne alle Ahnung, arglos und aufmerksam da. Später jedoch, namentlich als Josepha genannt wurde, fuhr er zusammen

und wechselte die Farbe. Sein Gesicht erröthete, und nach und nach beugte er sich immer mehr herab und saß mit gefalteten Händen da, während die Muskeln in seinem Gesichte ab und zu vibrirten. Madame Berg und Werner betrachteten ihn mit Unruhe. Die Erste erröthete wie Trolle, aber der junge Mann war ganz blaß geworden. Frau Derby sah mit triumphirenden Blicken rings um sich her und stieß bisweilen einen Seufzer aus, wie: „Gott! die arme Josepha!“ und dergleichen. Elise hörte mit unschuldiger Theilnahme den kleinen Roman, heftete jedoch die Augen mit einer gewissen Aengstlichkeit auf den eigenthümlichen Ausdruck in Werners und der Großmutter Physiognomie.

Da eine Pause, wie diese Beiden sie mit Ungeduld gewünscht hatten, nun endlich eintrat, benützte Madame Berg den Augenblick und sagte, sie befinde sich nicht wohl und möchte einige Momente in ihr Zimmer gehen, um frische Luft zu schöpfen. Sie erhob sich, ihre Tochter wollte ihr folgen, aber sie wandte sich mit ungewöhnlich unfreundlicher Miene von ihr ab und sagte zu Trolle, der zunächst saß: „Ich bitte mir Ihren Arm aus, um mich darauf zu stützen.“ Trolle sprang auf, als ob er aus einem Traum erwachte und bot ihr den Arm mit zerstreuter Miene. Als sie in Madame Bergs Zimmer waren, sagte diese zu ihm: „Ich brauche Sie wohl nicht zu versichern, daß ich kein Theil an dieser unwürdigen Ueberraschung habe, die man uns Beiden diesen Abend hier bereitete. Da es jedoch nicht möglich ist, zu wissen, wie weit dieser rohe und fatale Mörk in seiner Indelikatesse gehen kann, so erlauben Sie mir, Ihnen zu rathen, stille fortzugehen. Ich werde Ihren Weggang mit einer plötzlichen Unpäßlichkeit entschuldigen. Ich lasse Sie unbemerkt durch mein Schlafzimmer, das an die Entree stößt, wo Ihr Hut liegt.“ — Trolle schien bei diesen Worten wieder aufzuleben. Er küßte ihre Hand und sagte gerührt: „Ich danke für diesen neuen Beweis

Ihrer Vortrefflichkeit und Güte für mich. Aber, meine beste Freundin! Um keinen Preis möchte ich fortgehen. Was jetzt folgt, wird mich über mancherlei unterrichten, was mir gänzlich unbekannt ist, und Sie fühlen gewiß selbst, daß ich begierig sein muß, dies zu erfahren, wie schmerzlich diese Erfahrung mir vielleicht auch sein wird." — „Ich werde es hören! ich werde Sie davon unterrichten! Gehen Sie, ich bitte Sie. Gönnen Sie Mörk den Triumph nicht, den er, wie mir ahnt, in Ihrer Demüthigung sucht." — „Mich demüthigen? Er! das kann er nicht. Aber demüthigen muß ich mich vor Gott, vor Ihnen, vor allen guten Menschen! denn groß ist mein Verbrechen. Doch, daß Sie all' dies gehört und mich nicht verstoßen, daß Sie mir zutrauen, ich sei vielleicht minder schlecht, als es scheint, daß Sie, wie ich hoffe, mir nicht versagen, meine Entschuldigungen anzuhören — denn gerechtfertigt werden kann ich nicht — das gibt mir Muth, mit ruhiger Fassung, wenn auch mit blutendem Herzen, den Rest meiner Anklage zu hören."

Und wirklich kam Trolle mit ganz anderem Aussehen zurück. Die heftige Röthe wich aus seinen Wangen, und mit einer eigenthümlich stillen, aber ergebenen Würde hörte er aufmerksam das Folgende an, ohne das geringste Bestreben, die tiefe Bewegung zu verbergen, in die er sich versetzt fühlte, oder die Thränen, die es ihm entlockte. Mörk hatte indessen das Manuscript wieder zur Hand genommen und setzte seine Lectüre fort.

Als ich nun mit diesem Menschen allein war, der so grausam in meine liebsten Hoffnungen eingegriffen, fühlte ich eine solche Erbitterung, daß ich mich der verwirrten

und unüberlegten Worte nicht zu entsinnen weiß, die ich ihm sagte. Er schien dagegen gefaßt und sagte blos: „Ihrem ehrwürdigen Onkel werde ich selbst erklären, daß ich mein Gelübde gebrochen und ihn betrogen. Aber Ihnen, mein junger Herr, bin ich keine Rechenschaft schuldig." — „Keine Rechenschaft!" rief ich: „Ja, die größte von allen; denn das Glück meines Lebens, all' meine Freude, mein ganzes Herz habe ich auf dieses Mädchen gesetzt, lange, ehe Sie sie sahen. Sie haben sie mir geraubt!" Er sah mich mit ernstem Ausdrucke an. „Vergeben Sie mir!" sagte er und bot mir die Hand dar. Ich nahm sie nicht. „Nein!" rief ich, „Ihnen werde ich in Ewigkeit nicht vergeben. Ich würde Ihnen vergeben, wenn Sie sie liebten; aber das thun Sie nicht. Sie hat Recht, wenn Sie sagt, daß Ihre Liebe nichts gegen die ihrige ist. O Gott! welches Verbrechen, ein solches Mädchen seinem Leichtsinn, seiner Eitelkeit oder Sinnlichkeit zu opfern!" — Mit niedergeschlagenen Augen antwortete er: „Ich erkenne Josepha's Werth so gut als irgend Jemand an, und es gibt kein erlaubtes Opfer, mit dem ich mein Vergehen zu sühnen nicht willig wäre." — „Das können Sie nicht! nur eine Liebe wie die meine kann ein solches Unrecht sühnen." — Ungefähr so fielen die Worte im Anfang unseres Gespräches, bei welchem ich zuletzt meiner selbst nicht mehr Herr war; meine Heftigkeit wuchs mit seiner Ruhe, und ich schloß mit einer Herausforderung auf Leben und Tod. Mit einer Ueberlegenheit, die mich nur noch mehr erbitterte, antwortete er: „Nein, ich schlage mich nicht mit Ihnen. Nennen Sie mich feig, nennen Sie mich, was Sie wollen. Das Leben ist mir nicht sonderlich theuer; aber ich schlage mich nicht mit Ihnen. Bedenken Sie: Sie lieben ja Josepha; aber Ihre Liebe ist nicht ächt und wahr, denn Sie wollen sie der Stütze berauben, welche Sie, ihr brüderlicher Freund, für sie sein müssen. Weder Sie, noch ich können sie verlassen; aber wer auch von uns fallen möchte,

sie verlöre damit uns Beide. Der Zurückgebliebene kann, mit dem Blute des Andern bedeckt, sich ihr nie mehr nähern. Sehen Sie! Auch Sie lassen sich von einer Leidenschaft hinreißen, auch Sie sind ein Mensch! In meinen Gedanken begrüßte ich Sie vor wenigen Stunden noch als einen Freund, den mir der Himmel sende. Ich muß noch heute Nacht nach Cassel reisen. Bleiben Sie bei Josepha, trösten und beschützen Sie sie. Ich komme hierher zurück und lassen Sie mich dann mit Ihnen überlegen, was zu ihrer Erhebung und Beruhigung — und wenn möglich — auch zu der Ihrigen geschehen kann!" Mit diesen Worten verließ er mich, und eine Stunde später hörte ich Postpferde kommen, um ihn abzuholen.

Es war noch nicht vollkommen Tag, als ich mit leisen Schritten an Josepha's Thüre schlich und in das Zimmer guckte. Sie lag in tiefem Schlaf und blieb, bis die Sonne schon hoch am Himmel stand, liegen. Ich wartete in meinem Zimmer, bis sie mich rufen ließe, als sie plötzlich, halb angekleidet, zu mir hereinstürzte. „Ist es wahr?" rief sie: „ist er fort?" — Ich will nicht versuchen, ihre Verzweiflung, die Ausbrüche ihrer Eifersucht, der Erbitterung und der Liebe zu schildern, die von ihren zitternden Lippen strömten und die mein Herz, das von denselben Gefühlen bestürmt wurde, sympathetisch ergriffen. Sie drückte meine Hände und beschwor mich, sogleich mit ihr nach Cassel zu reisen und ihr die Spur des Treulosen verfolgen und jeden seiner Schritte ausforschen zu helfen. Dann wolle sie ruhig sein. Wäre er unschuldig, so hätte ich ihr das Leben gegeben, indem ich sie davon überzeugt; wäre er untreu, wäre es ein Frauenzimmer, um derenwillen er sie verließe, so versprach sie feierlich, mit ihm zu brechen, ihn nie mehr zu sehen, nie mehr seinen Namen zu nennen. Vergebens stellte ich ihr das Schwierige, ja beinahe Unmögliche vor, sich eine solche Gewißheit zu verschaffen. Sie antwortete, die

Blicke der Liebe und Eifersucht drängen durch Mauern und Wände, kurz, ich gab ihren Wünschen nach, doch nur unter der Bedingung, daß sie in keinem Falle sich Ferdinand zu erkennen gebe, oder sich ihm nähere — eine Verpflichtung, die sie ohne Widerspruch einging.

In eine Tracht verkleidet, wie sie damals bei den Studenten üblich war, und die mir ein Freund von Jena überließ, traten wir noch am selben Abend unsere Reise an und kamen nach Cassel, wo wir bald das Hotel ausgeforscht hatten, in welchem Ferdinand logirte, und in das wir uns gleichfalls einquartirten. Wir verlangten ein paar Zimmer, von denen wir beobachten konnten, wer im Hotel aus- und einging. Kurz nach unserer Ankunft rief Josepha, welche im Fenster stand: „Sieh, da kömmt der Unglücksvogel!" so nannte sie einen jungen Mann, den sie früher als den bezeichnet hatte, der Ferdinand vermocht, sie zu verlassen. Dieser sogenannte Unglücksvogel trat in's Hotel und kam nach kurzer Zeit mit Ferdinand zurück. Wir folgten ihnen, wir schlenderten Arm in Arm, wie es sich für unsere Masken paßte, und waren nicht leicht zu erkennen. Die beiden Obengenannten gingen mit raschen Schritten aus der Stadt nach einem sehr hübschen und großen Lusthause, das mitten in einem Garten lag. Sie klingelten an dem Eingange und traten in das Haus. Wir warteten in der Nähe eine gute Stunde, bis wir endlich Ferdinand herauskommen sahen, der ein paar Briefe in der Hand hielt. Er setzte sich auf eine benachbarte Bank und durchlas den einen, welcher offen war, mit schalkhafter und vergnügter Miene. Dann ging er mit raschen Schritten zurück nach der Stadt, jedoch nicht in's Hotel, sondern nach einer andern Seite der Stadt, bis er vor einem Pallaste stehen blieb, dessen Thüre offen stand. Der Portier kam heraus, Ferdinand sprach mit ihm, übergab ihm einen Brief und eilte nach dem Hotel. Wir folgten in einiger Entfernung,

er wandte sich nicht ein einziges Mal um, und den übrigen Theil des Tages sahen wir ihn nicht mehr.

Erst spät am Abend beobachteten unsere wachsamen Augen, wie er, in seinen Mantel gehüllt, aus dem Hause kam. Wir eilten ihm nach und sahen ihn denselben Weg einschlagen, wie am Vormittage. Aber diesmal trat er nicht in das Haus, sondern ging vor einem Seitenflügel auf und nieder, zu dessen Fenstern er hinaufstierte. Er setzte sich in eine Laube, und nach einigen Augenblicken erhob er sich und warf mit ausgestrecktem Arme mehrere Küsse zu den Fenstern, hinter welchen jedoch kein Gesicht zu sehen war. Der Mond schien: wir sahen Alles deutlich. Er ging nach dem Hotel zurück und wir gleichfalls.

Dieselbe Scene wiederholte sich am nächsten Abend. Der Heimweg war ein trauriger Gang. Josepha bebte vor Eifersucht, und doch, wenn sie die geliebte Gestalt still uns vorangehen sah, streckte sie die Hand nach ihr aus und seufzte: „Ach, heilige Jungfrau! Ihm so nahe zu sein und sich nicht in seine Arme werfen zu dürfen! Du bist es, grausamer Mensch, der mir versagt, zu ihm zu eilen!“ Und im nächsten Augenblicke schwur sie wieder, sich dem Betrüger nie mehr zu nähern.

Als ich am selben Abend, zur Schlafenszeit, in meinem Zimmer allein war und einer der Kellner des Hauses sich bei mir zu schaffen machte, ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein und fragte nach den Personen des Landhauses und des Pallastes, wohin wir Ferdinand gefolgt waren. Der Diener sagte, das Landhaus werde von einem fremden Gesandten bewohnt, und der Pallast von einem fremden Fürsten, der sich seit einiger Zeit in Cassel aufhalte. Dieser Prinz sei jedoch für den Augenblick auf einige Tage abwesend, aber sein erster Cavalier und Liebling sei im Pallaste zurückgeblieben. Mit großer Verachtung sprach er sowohl von dem Fürsten, als von dem Günstling. Seine Gesprächigkeit mir zu Nutzen

machend, brachte ich ihn mit Leichtigkeit dazu, sich über den dänischen Herrn auszulassen, den er den Schweden nannte; und mit großer Wichtigkeit vertraute er mir an, daß dieser junge Mann sicher in eine sehr unangenehme Sache verwickelt sei, und ihm wohl schon am andern Morgen ein Duell bevorstehe. Außer manchen andern Anzeichen hatte er ihn gestern und heute immer mit Briefschreiben beschäftigt gesehen, auch bemerkt, wie er Verschiedenes zurecht richtete und sorgfältig nach seinen Pistolen sah, von welchen der Diener eine wieder in Stand setzen ließ; er hatte endlich einen andern Herrn, den er kannte, und der Legationssecretär von demselben Hofe, wie der fremde Gesandte war, zu dem schwedischen Herrn sagen hören, als er von ihm wegging: „Also morgen früh sechs Uhr auf der grünen Wiese." — Der Diener beschrieb mir einen zu solchem Zwecke gewöhnlich benützten Ort unweit von der Stadt.

Zur bestimmten Stunde eilte ich hinaus und fand hinter einem Reisighaufen ein Versteck, wo ich mich auf die Kniee niederließ. Ich hatte mich indessen mit Instrumenten und Verbindtasche versehen, um im vorkommenden Falle nicht blos müßiger Zuschauer zu sein. Ferdinand und sein Sekundant, in welchem ich den sogenannten Unglücksvogel erkannte und der nach der Beschreibung des Aufwärters der von ihm erwähnte Legationssecretär sein mußte, waren bereits zugegen. Kurz darauf kam der Gegner mit seinem Sekundanten. Der erste war ein ziemlich junger Mann mit einer unangenehmen Physiognomie und behängt mit Orden. — Nach Schick und Gebrauch besahen die Sekundanten die Pistolen, luden sie, maßen die Schritte zwischen den streitenden Parteien ab und beobachteten alle bei dieser Gelegenheit gebräuchlichen Regeln. Die Duellanten nahmen ihre Plätze ein. Ferdinand stand scheinbar ruhig da; aber der Gegner war blaß, und eine sichtbare Unruhe zeigte sich in seiner ganzen Haltung. Ferdinand mußte der

Herausfordernde gewesen sein, denn der erste Schuß fiel ihm zu. Ohne lange zu zielen, schoß er seine Pistole ab, eigentlich in die Luft, denn die Kugel flog über den Kopf des Andern in den nahestehenden abgestorbenen Baum. Die Reihe war nun an diesem; er zielte lange, aber seine Hand zitterte. Mit einem wunderlichen Gefühle sah ich die Waffe nach dem Herzen meines Feindes gerichtet. Der Schuß ging indessen an ihm vorbei, ohne ihn zu berühren. Nun nahm Ferdinand die Pistole, welche sein Sekundant ihm reichte; er zielte jetzt im Ernste nach seinem ganz muthlosen Gegner, während ein sarkastisches Lächeln um seinen Mund spielte. Der Schuß ging los, und die Kugel durchbohrte das Rohr von des Gegners Hut, der ihm von dem unverletzten Haupte flog. Mit unsicherer Hand schoß dieser wieder, aber traf ebenso wenig. Die Sekundanten traten nun dazwischen und erklärten die Sache für abgemacht. Das Blut schien in die Adern des unbekannten Herrn zurückzukehren. Mit erzwungener Freundlichkeit reichte er Ferdinand die Hand, der sie kalt nahm und sich kurz darauf lächelnd an dem Arme seines Sekundanten entfernte.

Ich hatte Josepha versprochen, nichts von dem, was ich entdecken konnte, ihr zu verschweigen, und diesem Gelübde treu, erstattete ich ihr bei meiner Nachhausekunft einen kleinen Bericht von dem Vorgefallenen, wie große Ueberwindung es mich auch kostete, sie mit einem Auftritte bekannt zu machen, in welchem mein Nebenbuhler die beste Rolle spielte. Auch verfehlte das seine Wirkung auf ihr Herz nicht. Mit Begierde erfaßte sie die Schilderung seiner Handlungsweise, ich sagte ihr: daß seine Reise von einer nothgedrungenen Ehrensache veranlaßt worden, welche er aus Zartgefühl vor ihr geheim gehalten. Sie wollte sogleich zu ihm: ungemein rührend war ihre Klage, ihn so nahe zu wissen und sich ihm nicht nähern zu dürfen. Nur indem ich ihr sowohl ihr Gelübde, als auch die stummen Scenen der letzten Nächte

in's Gedächtniß zurückrief, vermochte ich sie zurückzuhalten, um uns eine noch größere Gewißheit von seiner Unschuld zu verschaffen.

Früher, als das letzte Mal, sahen wir ihn diesen Abend ausgehen; auch war er nicht wie sonst fest in seinen Mantel gehüllt, sondern trug einen Frack und ging mit langsamen Schritten, wie es schien, in Gedanken vertieft. Der Mond stand noch nicht am Himmel. Es war ein dunkler Abend. Wir folgten ihm wie gewöhnlich, und da der Weg zu dem Landhause uns ein bekannter war, schlugen wir einen Fußweg ein, wodurch wir früher als er nach dem Theile des Gartens kamen, der an der Façade des Hauses lag. Es war ein eingehegter Blumengarten, der sich nach den Seitenflügeln hinzog und in jeder Ecke eine Laube hatte. Er war ziemlich klein und immer offen. Wir verbargen uns in einer Laube in der Nähe des Gebäudes, von welcher aus wir Licht in einem Saale sahen, dessen Fenster mit der Erde parallel liefen. Diese Fenster waren zwar mit Mousselingardinen verhängt, letztre aber so durchsichtig, daß man durch sie hindurch bemerken konnte, daß die starke Beleuchtung drinnen von einem Kronleuchter kam, der an der Decke hing. Das übrige Haus war ganz dunkel. Ferdinand kam. Er ging gerade auf den Eingang zu, klingelte und sagte einige Worte zum Portier, ohne einzutreten. Einen Augenblick später kam ein Diener heraus. Er trug eine glänzende Livree, und sein weißes Haar und die ganze Haltung deuteten auf einen alten Mann. Er lief auf Ferdinand zu, ergriff seine Hand und küßte sie mit allen Zeichen großer Freude. Was sie sprachen, konnten wir nicht verstehen, obwohl wir bemerkten, daß es Deutsch war. Zuletzt hörten wir jedoch Ferdinand sagen, indem er dem Diener einen Brief übergab: „In ihre eigenen Hände. Und das ist für Dich zur Erinnerung an unsere alte Freundschaft,“ fügte er hinzu, und wir hörten einen Beutel in die Hand des

alten Mannes fallen, der mit vielen Verbeugungen und Zeichen seiner Dankbarkeit in das Vestibule ging. Die Thüre wurde hinter ihm geschlossen, Ferdinand stand einige Augenblicke da und sah am Hause hinauf; dann wandte er sich nach dem Ausgang, als der alte Diener aus einer Seitenthüre in der Nähe unseres Versteckes geeilt kam und mit Husten und Winken den Weggehenden zum Umkehren zu veranlassen suchte. Sie sprachen leise zusammen, und der Diener führte Ferdinand still in den erwähnten kleinen Eingang und stellte sich selbst vor die Hauptfaçade, wo er auf und ab patrouillirte. Der erleuchtete Saal war ein Eckzimmer, dessen eines Fenster nach der Laube zu ging, die uns verbarg. Mit der Leichtigkeit einer Gazelle eilte Josepha zu diesem Fenster hin und legte das Gesicht an die Scheiben. Ich that dasselbe. Wir sahen deutlich den ganzen Saal, während die zugezogenen Gardinen und die Dunkelheit draußen uns jedem Auge verbargen. Ein junges Frauenzimmer in einfachem weißem Gewande hatte sich, wie es schien, gerade von einem Tische erhoben, worauf Frauenzimmerarbeiten und Bücher lagen, und war nach einer Thüre im Hintergrunde gegangen, welche sie offen hielt, um einen Kommenden zu empfangen. Ferdinand trat ein, und sobald die Dame sich nach unserer Seite wandte, erkannte ich sogleich jenes junge Mädchen aus der Klosterkirche wieder. Ferdinand verbeugte sich mit Ehrfurcht vor ihr, mit einem unsäglichen Ausdruck tiefer Bewegung. Sie legte die Hand auf die Brust; aus ihren ausdrucksvollen Mienen und Bewegungen ersah man deutlich, daß sie ihm und dem Himmel, zu dem sie die frommen Augen erhob, ihren Dank ausdrückte. Sie setzten sich Beide an den Tisch und sprachen mit einander. Ihre Worte konnten wir nicht hören. Aber ihre Blicke sprachen unverkennbar von der wärmsten Liebe. Ferdinand sprach eifrig mit ihr, sie hörte ihn ernst an, schüttelte den Kopf und sah betrübt aus. Sie reichte ihm die Hand, er

küßte sie oftmals und drückte sie an seine Brust. Nach einer Pause, während welcher Beide mit bekümmertem Ausdruck sich stumm ansahen, berührte er sanft eine Haarlocke, welche nach der Mode der damaligen Zeit auf ihre Schulter herab hing. Sie nahm eine Scheere aus einem kleinen Korbe, schnitt die Locke ab und reichte sie ihm. Er nahm sie knieend in Empfang, ergriff ihre Hand, drückte sie an seine Lippen, an seine Augen und sein Herz; aber im selben Augenblicke hörte man ein leichtes Klopfen an einem der Fenster, welche nach der andern Seite hinausgingen. Ich sah Ferdinand aufspringen, und da ich mir dachte, daß dieses Klopfen ein Signal zum Aufbruch sei, das der wachthabende Diener gab, so ergriff ich rasch Josepha's Arm, um uns bei Zeiten zu entfernen; aber zu meinem Schrecken sank sie leblos in meine Arme. Ich trug sie in die Laube, und während ich ängstlich und in größter Stille mich bemühte, sie wieder zum Leben zu bringen, bemerkte ich ihren treulosen Liebhaber, der, geführt von einem Diener, dicht an unserer Zufluchtsstätte vorüberging, und hörte den alten Mann zu ihm sagen: „Sie haben das edelste und beste Herz von der Welt." — In all' meiner Noth und Verlegenheit konnte ich ein bitteres Lächeln kaum zurückhalten.

Es dauerte lange, bis die arme Josepha zu sich selbst kam. Sie war so matt, daß ich sie beinahe nach Hause tragen mußte. Aber kaum waren wir in unsern Zimmern, als sie in eine solche Raserei ausbrach, daß ich eine Störung in ihrem Kopfe befürchtete. Sie wollte sogleich Cassel verlassen, nicht eine Nacht wollte sie unter einem Dache mit dem Verhaßten zubringen. Erst als ich ihrem Willen nachgegeben und sogleich Anstalten zu unserer Abreise getroffen, war es möglich, sie einigermaßen zu sich selbst zu bringen. Sie schrieb nun einige Linien an Ferdinand, in welchen sie ihm mit wenigen Worten sagte, daß sie Alles wisse, Alles verstehe, jedes Band, das sie

an ihn binde, zerreiße, ihn verachte und hasse, und bei Gott und allen Heiligen gelobe, ihn nie mehr sehen oder einen Brief von ihm annehmen zu wollen. Auf der ersten Poststation unserer Reise, welche wir um Mitternacht antraten, gaben wir diesen Brief ab, der nach Cassel adressirt war, wo er am nächsten Morgen eintreffen mußte.

Die ganze Nacht überließ sich Josepha der Verzweiflung. Halb im Traume und in der Fieberphantasie sprach sie den untreuen Geliebten an: „Du liebtest dieses mir verhaßte Mädchen, das sagte mein Vetter schon in der Kirche; aber ich vergaß es; denn Deine falschen Worte und Blicke sagten, daß Du mich liebest. Du hast sie um meinetwillen verlassen und nun verläßt Du mich um ihretwillen. Und was hat sie für Dich gethan, dieses Mädchen? Liebt sie Dich wie ich? Nein, keineswegs! aber gerade deßhalb beugst Du Dich vor ihr, wie vor einer Heiligen, und knieest vor ihr! Vor mir hast Du nie gekniet, mich nie mit solchen Augen angesehen! Und sie? Steif und kalt reicht sie Dir die Hand, wirft sich nicht in Deine Arme, wie ich es schon bei dem Feste im Schloßgarten that. Erinnerst Du Dich? Hast Du Alles vergessen, was ich that. Du warst grausam und verließest mich, aber ich verließ Alles, um Dir wider Deinen Willen zu folgen, weil ich vor Sehnsucht gestorben wäre. Hast Du jene Nacht in Weimar vergessen, als ich müde und weinend mit einem Bündel unter dem Arme in Dein Zimmer trat und mich Dir zu Füßen warf, mich Deine Geliebte, Deine Frau nannte, und ich meinen Glauben, meine Ehre und mein edles Geschlecht verrieth. O gib nach: nimm meinen heiligen Glauben an! Laß mich Deine irrende Seele retten. Laß mich Dich zu meinem Gotte führen und meine Sünde dadurch sühnen!"

So fuhr sie fort, und noch bebt mein Herz bei der Erinnerung an jene Nacht, an meine Leiden bei diesem für mich so schmerzlichen Bekenntnisse. Gegen Morgen

wurde sie ruhiger. Sie schlummerte eine Stunde. Als sie erwachte, war es Tag. Sie sah mich an, reichte mir die Hand und sagte: „Vetter Cosmus! Bist Du es? Ich danke Dir! Die heilige Jungfrau hat Dich zu mir Verlassenen gesandt.“ Ich suchte ihr Trost einzuflößen, stellte ihr die Unwürdigkeit des Geliebten vor, bat sie, das Vergangene als einen bösen Traum, eine Fieberphantasie anzusehen, für sich selbst, für uns Andere zu leben, die sie so innig liebten. Sie antwortete mir nicht, sondern brach in Thränen aus, und weinte so lange, bis sie endlich einschlief wie ein Kind. Ihren Kopf lehnte sie in eine Ecke des Wagens, ihre eine Hand ruhte in der meinigen. Ich fühlte ihren raschen Pulsschlag und betrachtete das bleiche Mädchen mit unsäglichem Schmerze; aber ihre sanften Thränen flößten mir doch eine dunkle Hoffnung ein, die meinen eigenen Kummer linderte. Auf der übrigen Reise war sie ganz stumm, sie antwortete mir beinahe nicht mal mehr mit Worten, sondern nur mit einem freundlichen Nicken oder Schütteln des Kopfes.

Als wir in Cöln ankamen, schlug ich ihr vor, unsern Onkel auf ihre Heimkehr vorbereiten zu wollen; aber sie schlug es aus und verlangte heftig, sogleich bei ihm eingelassen zu werden, um allein mit ihm zu sprechen. Er empfing sie mit strenger Miene; als sie jedoch todtenbleich und weinend sich ihm vor die Füße warf, erstarb das Wort des Vorwurfs auf seinen Lippen, er hob sie auf und setzte sie neben sich auf das Sopha. Ungerne verließ ich sie, aber mein Oheim befahl mir mit einem Winke zu gehen.

Es war Abend. Ich wankte im Garten in den Gängen umher, wo ich sonst mit so großer Freude und so süßer Hoffnung die lebensfrohe, blühende Jungfrau erwartete. Das Laub raschelte von den Bäumen, es schien mir der lustigen, schmeichelnden Worte zu spotten, die ich früher unter ihrem kühlen Schatten ausgesprochen.

Ich ging lange auf und nieder und erwartete, daß mein Oheim mich rufen lassen werde. Endlich trat ich in das Haus, wo mir sein Kammerdiener entgegenkam und sagte, daß der Prälat bereits zu Bette gegangen sei, mich jedoch bitten lasse, am andern Morgen zu ungewöhnlich früher Stunde zu ihm zu kommen. Ich eilte zu Josepha's Thüre. Ihre treue Magdalene, die nach ihrem Wunsche bereits herbeigeholt worden, sagte mir, daß ihr Fräulein sich besser befinde und zur Ruhe gegangen sei. In Magdalenens Zurückkunft sah ich ein sicheres Zeichen von Josepha's vollkommener Versöhnung mit dem Onkel, und etwas beruhigt, erwartete ich den kommenden Tag.

Aber was schildert meine furchtbare Ueberraschung, als mich mein Oheim unterrichtete, daß er Josepha selbst in's Kloster gebracht, wo sie nach dem zum *Noviziat* bestimmten Jahre den Schleier nehmen wolle! — Ach, was sagte ich nicht, was versuchte ich nicht, diesen grausamen Entschluß wankend zu machen! Der Prälat war zu glücklich, das ihm so liebe Mädchen den Verführungen der Welt entzogen zu haben, denen sie, wie sie selbst zugestand, nicht widerstehen könne. Es sei, sagte er, ihr eigener Wille, der einzige Wunsch, den sie noch habe. Ich bat, mit ihr sprechen zu dürfen; aber erst in einigen Tagen sollte mir das gestattet sein. Ihr zu schreiben, vergönnte mir mein Oheim, ja er erlaubte mir sogar, ihm den Brief versiegelt zu übergeben: und am Tage darauf brachte er mir selbst die Antwort. In diesen Zeilen, welche ich noch besitze uud welche ich in diesem Augenblicke mit erneutem Schmerze betrachte, sagte sie mir, daß sie nichts beruhigen könne, als des Klosters heilige Stille, die Gewißheit, kein fremdes Gesicht zu sehen, eine vollkommene Trennung von der Welt und Denen, die sie nur so vergessen könne.

Wenige Tage später sagte mir mein Oheim, daß Ferdinand in Cöln gewesen und mit ihm zu sprechen

verlangt habe: daß er ihm dies abgeschlagen, dagegen seinen Vertrauten, einen untergeordneten Geistlichen mit der Botschaft zu ihm geschickt, daß Josepha ihn nie mehr sehen wolle. Aus Furcht davor, Ferdinand möchte Schritte thun, sie in ihrem heiligen Vorsatze zu erschüttern, hatte mein Oheim dem Pater befohlen, ihre Bestimmung zu verschweigen und nur zu sagen, sie habe sich in die Obhut einer würdigen Dame begeben, kein Zwang und keine Ueberredung würden ihr gegenüber angewendet. Ich erfuhr später, daß Ferdinand auch mich gesucht; da ich jedoch nicht anwesend war, so habe er sich sogleich entfernt und noch am selben Tage Cöln verlassen.

Ein trauriger Winter, in welchem ich mich in fruchtlosen Bemühungen, das Schicksal, das Josepha drohte, zu ändern, erschöpfte, schleppte sich langsam hin. Ein paar Mal in den ersten Monaten hatte ich nicht ohne Mühe Unterredungen mit ihr gehabt und vergebens Alles angeführt, was mir meine Liebe eingab, um sie dazu zu bringen, vom Kloster abzustehen. Sie gab mir beständig dieselbe Antwort. Die Welt wiederzusehen, sich ihr vor Augen zu stellen, schien sie mit Schrecken zu erfüllen. Ich fand sie außerordentlich verändert. Ihr kränkliches Aussehen betrübte mich und flößte mir eine schreckliche Ahnung ein, die ich jedoch als unbegründet verwarf und nicht das Herz hatte, vor meinem Onkel, noch weniger aber vor Josepha auszusprechen. Ach! allzubald sollte ich Grund haben, die falsche Delikatesse zu bereuen!

Nachdem ich mich lange Zeit in unnützen Bestrebungen abgemüht hatte, verfiel ich selbst in dunkle Melancholie. Ich verrichtete mechanisch die Geschäfte, die mir mein alter Doctor auferlegte, und wenn er klagte, daß ich gewiß krank sei, widersprach ich ihm ebenso wenig, als meinem Oheim, in dieser Ansicht. Manchmal ging ich bei Nacht um das Kloster her, das meine Freundin in sich schloß. Ich entdeckte bei diesen Wan=

derungen eine abgelegene Stelle an der Gartenmauer, wo eine kleine Thüre angebracht war, deren bresthafter Zustand und beschädigtes Schloß es ohne Mühe möglich machte, in dem Garten aus- und einzugehen. Ich weiß selbst nicht, welche unsinnigen Hoffnungen ich an diese Entdeckung knüpfte, aber stets wandte ich meine Schritte nach dieser Thüre und freute mich darüber, sie stets in demselben Zustande zu finden. Ein Graben trennte die Mauer von einer daranstoßenden kleinen Wiese; aber dieser Graben war ausgetrocknet, und manchmal hatte ich mich wirklich auf diese Weise im Sommer in den Klostergarten gewagt.

Eines Abends, als ich tiefer in die dunkleren Gänge gedrungen, blieb ich plötzlich bei dem Anblick eines weiblichen Wesens stehen, das am Fuße einer Grasbank und mit dem Kopfe in einem Gebüsche lag. O alle Heiligen! Es war Josepha! Sie war ohnmächtig und mußte in diesem Zustande von der Grasbank gefallen sein. Die zarten Glieder ruhten auf der harten, kahlen Erde, und das lange, seidene Haar, das das Kloster bisher geschont, war in Flechten aufgelöst und hatte sich in einen Weißdorn verwickelt. Ich wollte sie von der Erde aufheben, aber die feindlichen Dornen hielten in ihren Locken fest, und diese Locken, deren Fallen ich mir in so manchem Augenblick mit Schrecken vorgestellt, mußte ich nun mit eigener Hand abschneiden. Ich setzte sie auf die Bank und brachte sie endlich zum Leben. Sie schien freudig überrascht zu sein, als sie sich in meinen Armen und an meiner Seite sah. „O mein treuer Freund!" sagte sie: „Die heilige Mutter Gottes selbst führt Dich wieder an meine Seite. Nur Du allein sollst mein Elend erfahren. Ich selbst habe in meiner Unwissenheit es erst in den letzten Wochen kennen lernen. Ach rette mich, wenn Du kannst, aus Noth und Schande. Ich verzweifle und weiß keinen Rath."

Ich brauchte nicht weiter zu fragen, worin ihr Un-

glück bestand; ich ahnte genug. Ich suchte sie nun zu trösten und einen Plan für ihre Rettung zu ersinnen. Sie war glücklicher Weise noch Novize, und ihre größere Freiheit und die minder strenge Observanz kamen uns deßhalb sehr zu Statten. Ich verabredete mit ihr, sie solle am folgenden Tage vorgeben, sie seie sehr krank, und dann unsern Oheim kommen lassen und ihn bitten, mich wegen ihrer Krankheit zu Rathe zu ziehen. Dies geschah, und der Prälat führte mich noch am selben Tage zu ihr. Ich erklärte ihm, Josepha's Zustand sei gefährlich und daß nichts Anderes zu rathen, als sie vom Kloster nach einem ländlichen Aufenthaltsorte zu bringen. Es gelang mir durch eine unschuldige List, sie zu einer Frau gebracht zu sehen, die mir ergeben war und auf deren Verschwiegenheit ich mich verlassen konnte. Wenige Tage nach ihrer Ankunft an diesem stillen Zufluchtsort brachte sie ein todtgebornes Kind zur Welt. Als ich gegen Abend meine Patientin besuchte, brachte die Frau mir ein todtes Kind in einem Schreine. Mit diesem und einem kleinen Handspaten unter dem Mantel begab ich mich um Mitternacht an einen einsamen Ort, um es in den stummen Schooß der Erde zu begraben. Ich suchte eine abgelegene Wiese auf. Sie lag so einsam, ein kleiner Bach rieselte dort und trennte sie von einer Anhöhe, wo einige Lämmer grasten. Unter einem großen Kastanienbaum grub ich nun ein Grab, legte den Schrein mit dem zu früh gebornen Kinde hinein und bedeckte die Stätte wieder mit Rasen und befahl das Grab und das Geheimniß, das es barg, dem Schutze der heiligen Jungfrau. Am nächsten Morgen fand ich Josepha von einem heftigen Fieber ergriffen und ganz ohne Fassung. Ich brachte den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht an ihrem Bette zu; aber die Morgensonne beschien ihre Leiche.

Wie soll ich meine Verzweiflung beschreiben? Meine eigenen Kräfte waren erschöpft. Zwei Monate lang lag

ich krank. Die Kunst und väterliche Fürsorge meines alten Doctors entrissen mich der Hand des Todes. In meinen Gedanken nannte ich ihn grausam. Das Leben hatte seinen Reiz für mich verloren. Den größten Theil eines Jahres schleppte ich mich stumpf und kraftlos an Seel' und Leib umher. Mein Oheim grämte sich um Josepha's Tod, obgleich er mit andächtiger Freude den Heiligen dankte, welche sie der Sünde der Erde im unschuldigsten und heiligsten Zeitpunkte des Lebens entrückt. Ich weiß nicht, welche Miene ich bei diesen mir so schmerzlichen Worten machte. Der gute Prälat war sehr alt und seine Kräfte nahmen täglich ab. Er fühlte es selbst, und etwas höchst Rührendes lag in der Zufriedenheit, mit der er seiner Auflösung entgegenging. Ich war mehr als gewöhnlich um ihn, und der religiöse Trost, der früher nie die richtige Bedeutung für mich gehabt, fand in meiner damaligen Stimmung mein Herz für seine Worte und Ermahnungen offen. Sein alter vergessener Wunsch, daß ich mich dem Klosterleben weihe, fand nun Eingang in meinem Herzen; denn ich sehnte mich nach ungestörter Einsamkeit, einer Befreiung von dem Anblick anderer Menschen, deren nichtssagendes Gespräch ich nicht mehr hören und beantworten dürfte, und ich gab ihm das Versprechen, der Welt und ihrem eiteln Glücke zu entsagen. Im nächsten Frühjahr verließ er es selbst und starb plötzlich und still in meinen Armen. — Für ihn zur rechten Zeit, da die politischen Umwälzungen, welche kurz darauf die alten Formen des Vaterlandes zerstörten, gewiß auch seine Gemüthsruhe zerstört haben würden. Ich fühlte mich nun doppelt fremd in der Welt und dachte ernstlich daran, mein Gelübde zu erfüllen, nur war ich nicht ganz einig mit mir über die Wahl des Klosters.

Eines Tages sandte der alte Doctor einen Boten zu mir und bat mich, ich möchte es ihm nicht abschlagen, ihn abermals auf der Reise zu begleiten, die wir bereits

früher mal gemacht — zu demselben Patienten, jenem besten Freunde, der auf's Neue krank geworden. Wir reisten augenblicklich, und auf diesem einige Meilen entfernten Wege bestrebte sich mein alter Gönner, mir von dem klösterlichen Vorsatze abzurathen und stellte ihn mir als eine feige, unmännliche Entziehung von den Pflichten der Menschenliebe dar, denen ich mich geweiht, und die ich unter dem Zwang und Gehorsam, die mir das Kloster auferlegte, nicht in ihrer vollen Ausdehnung ausüben könnte. Diese Betrachtungen, die ich bereits selbst angestellt, erhielten in dem Munde eines Andern zwar noch größere Bedeutung für mich; aber das Versprechen, das ich meinem verstorbenen Oheim gegeben, und mein eigener Widerwille gegen den Umgang mit der Welt, gegen die Beschränkenden, Uebermüthigen, Aufdringlichen, die dem Bessern das Leben stückweise stehlen, stellte sich zwischen mich und seine wohlgemeinten Ermahnungen. Als wir an den Ort unserer Bestimmung kamen, wurden wir von der zahlreichen und geängstigten Familie des Kranken wie helfende Engel aufgenommen, und da es auch diesmal glückte, die drohende Gefahr abzuwenden, war es ein erquickender Anblick, zu sehen, wie die Freude verdoppelt in den Kreis dieser guten Menschen zurückkehrte.

Der Vater bekleidete ein Amt, welches ihm seine Wohnung im innern Flügel des unbewohnten fürstlichen Schlosses anwies, dessen schöne Lage und prachtvollen Gärten die große Herrlichkeit dieser Gegend hervorhoben. Eines Morgens wanderte ich hier allein, und mein Weg führte mich durch eine Allee von Lindenbäumen, deren hohe Wipfel ihr junges Laub gegen einander beugten. Ein wunderliches Gefühl von Wohlbehagen legte sich auf mein krankes Herz, ein Gefühl, das mir so lange fremd gewesen. „O welches Gewölbe!“ sagte ich: „welcher Tempel, worin der Vogel singt und selbst der kleinste Wurm sich in den Strahlen der Sonne wohl fühlt! O wie weit besser fühle ich hier die göttliche Gnade, als

in den dunkeln Klostermauern, wo der bleiche Mönch sich hinschleppt! Dort spricht Alles nur vom Tode, hier spricht Alles vom Leben. Hier kann ich mir meine Josepha aus dem Fegfeuer erlöst denken, wie die Vögel in des Paradieses Hainen schwebend." — Die Erinnerungen an die ähnlichen Wanderungen meiner Kindheit und ersten Jugend, die Gedanken, die ich damals gehegt, erwachten auf's Neue in mir. Auf die andere Seite stellte ich mein Gelübde, meine Scheu vor den Menschen. Ein Ausweg fiel mir ein; von des Himmels eigener Stimme glaubte ich einen Rath zu vernehmen. „Nein," rief ich: „ich will Euch nicht fliehen, meine Erstgeliebten: Freiheit, Friede, Gottes herrliche Natur! — Ich will die Welt fliehen und ihre eitle Lust. Wie ein stiller Eremit will ich mir eine Hütte bauen, weit entfernt von dem falschen, glänzenden, übermüthigen Theil der Menschen. So erfülle ich mein Gelübde, meinen Wunsch und meinen Beruf: denn der Leidende, der Arme, der Trauernde wird wohl einen Weg zu meiner Thüre, und diese, wie mein Ohr und mein Herz, offen finden. Mit einer nie zuvor gefühlten Andacht faltete ich meine Hände und betete: „O heiliger Erlöser, Du, der hier auf Erden wandelte und wohlthat! Weder Du noch Deine Apostel schlossen sich in die Mauern eines Klosters ein. Im Glanze der Sonne wandeltest Du mit ihnen und öffnetest die Augen der Blinden für ihre Strahlen, ließest die Gichtbrüchigen die grüne Wiese wieder betreten. Vor Dir lege ich mein Gelübde ab, in Deinen heiligen Spuren zu wandeln." Ich fühlte mein Herz, das mir sagte, daß ich das Rechte erwählt, wahrhaft erleichtert. Ich kaufte den Ort, wo ich Josepha's Kind begraben; hier baute ich mir ein einfaches Haus, legte einen Garten an und warf einen kleinen Hügel unter dem Baume auf, wo ich in jener Nacht das kleine Kind begraben; und bei dem heiligen Kreuze, das ich dort er=

richtet, bete ich täglich für Josepha's Seele und meinen eigenen Frieden. — — —

So lauten die Bekenntnisse meines alten Freundes. Weiter unten an dem Manuscripte stehen noch folgende, wahrscheinlich später hinzugefügte Linien:

Heute den achtundzwanzigsten April 1811 sind es zehn Jahre, seitdem ich diese meine einsame Wohnung bezog; und gelobt seien Gott und die Heiligen, welche meine müde Seele hier Ruhe finden ließen! In diesem Zeitraum wurde mir ein großer, herrlicher Schatz in der Freundschaft gewährt, welche mich mit dem würdigen Anselmus im Kloster *** vereinte, den ich beinahe täglich besuchte, um in vertraulichen Gesprächen Balsam für meine Wunden zu finden. Ich traf Anstalt, daß Alles, was ich beim Tode von irdischen Dingen hinterlasse, dem edeln Pater werde, der, Gott sei Dank, noch jung und stark ist und mit Hülfe des Herrn mich überleben wird. Diese Blätter, deren Inhalt ihm nur theilweise bekannt geworden, bitte ich meinen Freund, zu lesen und als eine Erinnerung von mir zu empfangen — und ihnen einen Platz in dem geheimen Archiv seines Klosters zu gönnen. Vielleicht wird im Verlauf der Zeit der eine oder andere bekümmerte Klosterbruder mit Theilnahme die unbekannten Leiden meiner Jugend lesen und meine arme Seele in seine frommen Gebete einschließen.

Während des letzten Theiles der Lectüre war Trolle zusammengesunken. Er stützte den Ellbogen auf das eine Knie und hielt die Hand an die Stirne, als wollte er die Augen gegen das Licht schützen. Nachdem Mörk

mit einer kleinen Verbeugung der Gesellschaft zu erkennen gegeben, daß die Lectüre zu Ende sei und mit selbstzufriedener Miene das Manuscript in das Convolut zurückgelegt, entstand eine ängstliche Pause. Es wurde ganz still, als die laute und gelle Stimme schwieg und die Andern auch schwiegen. Trolle blieb in derselben Stellung sitzen. Madame Berg sah ihn mit gespannter Miene an; Werner erhob sich, trat an das Fenster und sah auf die Straße; Elise folgte ihm mit den Augen und wandte ihre Blicke dann auf die Großmutter und Trolle, mit dem rührenden, unschuldigen Ausdruck einer Ahnung, daß etwas Betrübsames im Anzuge sei, einem Ausdruck, womit Kinder die Erwachsenen betrachten, wenn sie diese betrübt sehen. Frau Derby schien etwas verlegen. Mörk lächelte ihr zu und sagte: „Finden Sie nicht Alle, daß diese kleine wahre Geschichte sehr interessant ist? sehr rührend? — „Ja, das weiß Gott!" sagte die Frau vom Hause. Mörk fuhr fort: „Der Mensch oder vielmehr der Unmensch, welchen der Verfasser hier mit dem Namen Ferdinand bezeichnet, scheint mir in jedem Fall nichts mehr und nichts weniger als ein Mörder zu sein. Finden Sie das nicht Alle?" — Madame Berg schüttelte den Kopf. Werner näherte sich und sagte: „Ich finde, daß diese ganze Geschichte einem Romane allzu sehr gleicht, um nicht ebenso viel Dichtung, als Wahrheit in sich aufgenommen zu haben; jedenfalls bleibt immer etwas Räthselvolles in der Handlungsweise des sogenannten Ferdinand, und man bekömmt deßhalb Lust, die andere Seite der Medaille zu sehen und die Erklärung des andern Theiles zu hören." — „Hm!" antwortete Mörk mit listiger Miene: „Dieser Wunsch könnte möglicher Weise erfüllt werden, denn der genannte Ferdinand ist leider ein Däne und lebt noch, das weiß ich. Es wäre interessant, seine Vertheidigung zu vernehmen. Hat Niemand eine Ahnung, wer das sein kann?" —

Trolle sprang auf. Seine große Gestalt erschien

noch größer. Der Schein der Lampe beleuchtete sein blasses Antlitz, seine Augen leuchteten in dunklem Glanz. Er sah aus wie ein zorniger Schatten aus der Unterwelt. Mit fester Stimme sagte er: „Ich bin jener Ferdinand, den dieses Manuscript anklagt. Es ist wohl Niemand hier, für den dies nicht klar geworden. Wenn diese Sache auch in ein anderes Licht gestellt werden kann, und hier Jemand ist, dem ich sie so darzulegen wünschte, so sind wenigstens Sie es nicht, Herr Mörk; denn ein Mann, der einen solchen Mangel an Herz und Bildung besitzt, daß er Freude daran finden kann, eine Scene wie diese hervorzurufen und die Gastfreundschaft dieses Hauses zu verletzen, indem er es eines rohen und undelicaten Vornehmens theilhaftig macht, ein solcher Mann ist nicht im Stande, ein menschliches Herz nach seinen Tugenden oder Verbrechen zu beurtheilen." Mit diesen Worten entfernte er sich von dem Tische und verbeugte sich vor der Gesellschaft, indem er sich der Thüre näherte. Elise, welche ihn während der letzten Worte unverwandt angesehen, eilte zu ihm hin, ergriff seinen Arm, um ihn zurückzuhalten, und rief: „Nein, liebster Herr Trolle, gehen Sie nicht so fort. Sagen Sie, es ist Unwahrheit, was diese häßliche Schrift Ihnen vorwirft. Ich weiß, es ist Verleumdung. Sie sind nicht dieser Ferdinand, Sie haben nie ein armes Mädchen verlassen, das Sie liebte. Das hängt nicht so zusammen! O sagen Sie nur ein Wort. Wir glauben Ihnen auf das bloße Nein, ohne weitere Erklärung. O sagen Sie es um meinetwillen! ich bin so betrübt!" Thränen rollten über ihre erröthenden Wangen herab. Trolle stand stille. Er sah das junge Mädchen mit tiefer Bewegung an. „Ach, Elise," sagte er halb leise: „liebenswürdige, reine Unschuld! Ihre Güte läßt mich meine Unwürdigkeit recht fühlen." Mit diesen Worten küßte er ihre Hand und eilte, von Werner begleitet, fort.

Elise sah ihnen betrübt nach und verließ weinend

das Zimmer. Madame Berg erhob sich gleichfalls, um sich zu entfernen. Mörk biß die Zähne zusammen und trommelte mit den Fingern auf dem Tische. Frau Derby sah verlegen aus. Mit erzwungenem Lächeln sagte sie: „Du willst doch nicht fortgehen, Mutter? Es ist spät; nun decken wir sogleich den Tisch für unser kleines Abendessen." Madame Berg antwortete kalt: „Nein, ich danke, ich habe keine Lust zu speisen." — „Ich glaube wirklich, daß Sie böse sind, Madame Berg!" sagte Mörk mit verbissenem Aerger: „man sollte beinahe vermuthen, Sie nähmen es übel auf, daß ich Sie darüber aufgeklärt, wie sich eine Schlange in Ihr und Ihrer Frau Tochter Haus eingeschlichen. Man sollte meinen, das wäre die Pflicht eines Freundes, abgesehen von der guten Sache, die Jeder verfechten muß." — „Lassen Sie mich Ihnen sagen, Herr Mörk, daß wenn unsere Ruhe und unser Glück von einer Schlange hier im Hause bedroht ist, so ist es nicht dieser Trolle. Er hat es nicht von uns verdient, daß wir ihn freundlich einladen, und wenn er treuherzig kommt, in der Hoffnung, einen angenehmen Abend bei uns zuzubringen, wir ihn dann beleidigen und für die Sünden seiner Jugend zur Rechenschaft ziehen, die uns nichts angehen und dir wir nicht beurtheilen können, Sünden, welche in der langen Zeit, seitdem sie begangen worden, durch Reue und Besserung bei Gott ausgelöscht sind. Lassen Sie uns nicht aus bloßer Moralität unser Christenthum vergessen." — Mit diesen Worten sagte sie gute Nacht und verließ das Zimmer.

„Gott soll mich bewahren," sagte die Frau ganz geduldig: „Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß die Sache einen solchen Ausgang nehmen würde." — Mörk fuhr in großer Aufregung im Zimmer auf und ab. „Ja, meine liebe Frau!" rief er, „das ging auch nicht nach der Verabredung. Sie versprachen, daß Sie, sobald sie sich von der Schlechtigkeit dieses alten Abschaums überzeugt, sich erheben und ihm und seinem Kameraden

das Haus zu verlassen gebieten wollten.“ — „Ach Gott, das ging nun eben ganz anders, als wir erwarteten. Er war es ja, welcher sich erhob und fortging.“ — „Ja, weil er ein freches Ungeheuer ist, deßhalb brauchten wir Andern uns nicht von ihm verblüffen zu lassen und still zu schweigen.“ — „Aber Sie schwiegen ja selbst.“ — „Daran war Elisens Aufführung schuld. Tod und alles Unglück! Was soll man von der Güte dieses Mädchens für den alten Verführer denken. Nein, ich vergesse diesen Abend nie!“ — „Ja, hören Sie nun, guter Mörk, ich befürchte wirklich, daß wir uns übereilt. Ich sage das nicht wegen Trolle; aber hier im Hause hätte es nicht so kommen sollen. Was meine Mutter mir sagte“ . . . Mörk unterbrach sie: „Das war recht, liebe Frau! Lassen Sie es nun über mich hergehen! Das ist der Gang der Welt. Zuletzt wird mir gar noch die Thüre gewiesen. Ich bin nicht stark. Ich fühle mich ganz krank und matt. Diese Geschichte kann noch mein Tod werden.“ — Die Frau suchte ihn zu beruhigen; aber auch er eilte fort und ließ Frau Derby allein zurück, von verwirrten und peinigenden Gedanken beängstigt.

Indessen eilte Trolle mit so starken Schritten nach Hause, daß sein junger Begleiter Mühe hatte, ihm zu folgen. Kein Wort wurde gewechselt. Werner fühlte sich verlegen und wußte nicht, wie er den alten Freund vermögen sollte, das ängstliche Schweigen zu brechen. Sie kamen auf ihrem Wege nach dem Schloßplatze, und der junge Maler sagte: „Lieber Vater Trolle, Du gehst so stark, daß ich kaum Schritt halten kann. Bleibe doch einen Augenblick stehen und sieh, wie hübsch diese ganze Partie der Stadt und die schöne Christiansborg sich im Mondscheine ausnimmt.“ — Trolle blieb stehen und betrachtete das Schloß: „Das Schloß,“ sagte er, „das steht ja so öde wie ein Kloster bei Nachtzeit da. Der Mond sieht in die leeren Gemächer, als suchte er nach dem prachtvollen Leben, das sich einst darin bewegte.

Ach! auch dort stöhnte mancher schwere Herzensseufzer! es ist, als ob man noch das Echo davon hören könnte." — „Der Wind saust hier durch," sagte Werner: „lasse uns nicht länger in diesem kalten Luftzug stehen." Mit diesen Worten ergriff er Trolle's Arm, preßte ihn freundlich an sich und zog ihn mit sich fort. Als sie heimkamen, befahl Trolle seinem Diener, die Lampe seines Wohnzimmers anzuzünden, reichte dann Werner die Hand und entbot ihm gute Nacht. Werners Anerbieten, ihm noch eine Stunde lang vorzulesen oder mit ihm zu plaudern, schlug er freundlich ab.

Am nächsten Morgen kam der alte Diener zu dem Maler und sagte: „Herr Gott, Herr Werner! Was haben die Leute gestern mit meinem Herrn gemacht? Die ganze Nacht ist er im Zimmer auf und ab gegangen, uud war nicht in seinem Bette, bis der Tag graute. Schon gestern Abend sah er so wunderlich aus, daß ich nicht zur Ruhe gehen konnte, sondern mich ab und zu in sein Schlafzimmer schlich und durch die Thüre in das Wohnzimmer sah, das halb offen stand; und der Herr merkte es nicht. Er ging in einem fort im Zimmer auf und ab, die Arme über's Kreuz geschlagen und den Kopf herabgebeugt, und so blieb er in sich versunken, so oft ich hineinsah, bis er endlich merkte, daß es Tag wurde; da schaute er sich um und löschte die Lampe mit einem Seufzer, so tief, daß es Einem das Herz zerschneiden konnte. Er legte sich zwar nieder, aber Gott weiß, ob er geschlafen. Nun steht er auf."

Als Werner zu Trolle hineinkam, erschrack er über sein verändertes Aussehen. Es war, als ob er in dieser einen Nacht weit magerer und älter geworden. Er saß angekleidet am Fenster. Nach dem ersten Morgengruße sagte er: „Höre, Werner! das war eine wunderbare Eingebung, die Dich auf die Idee gebracht, diesen Kastanienbaum auf meinem Portrait anzubringen. Es dünkt mir der große Baum zu sein, unter welchem Jo-

sepha's und mein Kind begraben liegt. Kannst Du ihn nicht aus dem Gemälde wegschaffen? Auch hier vor dem Fenster will ich ihn umhauen lassen, ich kann es nicht mehr ertragen, ihn zu sehen. Der Hund steht auch dort, als heulte er mich an. Ich habe Thomas befohlen, Caro einzuschließen. Er soll Cosmus gesandt werden, er verdient ihn." Diese Worte, seine wilden Augen und sein ganzes Wesen zeugten deutlich davon, daß ein glühendes Feuer in seinen Adern raste. Werner eilte zu seinem Arzte. Dieser ahnte sogleich, daß ein Gemüthsleiden den größten Theil an dieser Krankheit hatte. Er ordnete beruhigende Mittel an und überredete den Kranken, sich niederzulegen. Schon am nächsten Abend schien das Fieber im Abnehmen, und nach Verlauf von ein paar Tagen konnte Trolle aufstehen und nach der Vorschrift des Arztes die freie Luft genießen. Eine kleine Krankheit und die Wiederkehr der Lebenskraft scheint oft dem aufgeregten Gemüthe den geistigen Frieden wiederzuschenken.

Nachdem Trolle eines schönen Herbstnachmittags in Werners Gesellschaft eine kleine Landtour gemacht und sie Abends bei der Lampe Schein allein saßen, rezitirte Werner folgende schönen Strophen aus Göthe's Faust:

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserem Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an, zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an, zu blühn,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Trolle schöpfte tief Athem, faltete die Hände auf der Brust und sagte: „O welche frische Luft aus einer schöneren Welt weht uns in den Worten des großen Meistersängers an! Er kannte mehr als irgend Jemand das menschliche Herz, was es verwundet, was es belebt,

Habe Dank, mein Sohn! daß Du einige Tropfen seiner Arznei in meine kranke Seele fließen ließest, denn auch er war ein Mensch, auch er liebte und beweinte, auch er sagte:

Nimmer werd' ich froh,
So verrauschten Scherz und Kuß,
Und die Treue so."

„Ja, lieber Vater!" sagte Werner: „Selbst er mußte gewiß beten: Gott sei mir armen Sünder gnädig!" — „Aber," antwortete Trolle: „seine schönen Gesänge sind wie Davids Psalmen zum Himmel aufgestiegen als versöhnender Opferduft; er hat nicht vergebens gelebt. Aber ich! — Ach, Werner! mein einziger Freund! Du bist mir treu geblieben und hast mich geschont in all' meiner Erniedrigung. Meine liebenswürdige Elise hing sich weinend an den Arm des alten Sünders. Ach, wie werde ich das vergessen! Auch Madame Berg . . . Aber, o Gott! Wie stehe ich vor Euch! Du selbst, ach, was denkst Du wohl von mir?" Werner ergriff seine Hand: „Ich denke, Du hast menschlich gefehlt, hingerissen — nicht von niedrigen Beweggründen, sondern von Etwas, was ich nicht auszudrücken vermag, etwas Schmerzlichem, das wie ein Ungewitter Dein Schiff in einer verkehrten Richtung getrieben." — „Ich danke Dir!" rief Trolle, „Du hast mich verstanden! Ja, ein Traum, ein Gespenst, nein, ein leuchtender Schatten eines Engels schwebte vor mir und machte mich wahnsinnig. Und nun, da ich der Grenze des Lebens so nahe stehe, aus meinem Wahnwitz erwache, sehe ich mit Schrecken die Verwüstungen, die ich in meiner Raserei angerichtet, ohne sie wieder vergüten zu können, und fühle mich zerrissen von Reue, von Mitleid mit meinen Opfern und mit mir selbst, strafwürdig, gedemüthigt und lächerlich!" — „O Vater Trolle! Deine Worte schmerzen mich tief. Sieh'

Dich selbst und Deine Stellung nicht mit so unfreundlichen Augen an. Laß eines Freundes, eines Sohnes Blicke versöhnend auf Dein verflossenes Leben fallen! Löse diese Räthsel, dann bleiben sie nicht länger so schrecklich. Erleuchte Dein Herz und das meine, indem Du mir die geheimen Fäden zeigst, aus denen Dein Lebenslauf gesponnen war.“ — „Ja, das will ich! — Aber nicht mündlich; denn Angesicht gegen Angesicht mit einem mild urtheilenden Freunde entschlüpft uns leicht ein beschönigendes Wort und deckt unsere Handlungen mit einem falschen Schleier. — Nein, allein mit Gott und mir selbst, will ich vor ihm und meinen besten Freunden beichten. Ich fühle es! Ein Bekenntniß wird mir das Herz leichter machen. Die Edelsten haben das gefunden. Auch er, den wir eben nannten, Göthe, hat so seine reuevolle Brust erleichtert; auch der gute Cosmus hat nach diesem Labetrank gegriffen. Der treue Cosmus! Mein edler Feind! Er hält mich für todt; aber ich will seine Adresse zu erfahren suchen und ihm schreiben. Ich will nicht sterben, ohne seine Vergebung erfleht zu haben.“

Schon am folgenden Tage saß Trolle am Schreibtisch, damit beschäftigt, seine Bekenntnisse aufzuzeichnen. Während der ganzen Zeit, die er bei dieser Arbeit zubrachte, schien er neu belebt und fühlte sich auch durch den Eifer, mit dem er sich dieser Sache hingab, durchaus nicht angestrengt. Nur ein paar Stunden des Tages ging er aus, um sich in der freien Luft zu bewegen, und mit Mühe konnte ihn Werner überreden, eine Vormittagsvisite bei Madame Berg zu machen, die sich mit größter Theilnahme täglich nach seinem Befinden erkundigt hatte und ihn nun mit augenscheinlicher Freude aufnahm. Bei diesem Besuche war er Anfangs verlegen, wurde jedoch durch das unverkennbare Wohlwollen seiner Freundin rasch wieder offen und frei. Die alten Abendgesellschaften bei Frau Derby hatten indessen ganz aufgehört. Trolle

schien diesen Ort, den er das letzte Mal mit so schwerem Herzen verlassen, ordentlich zu scheuen.

Die Bekenntnisse, welche er dem Papiere anvertraute, lauten folgendermaßen:

Für mich selbst, für Euch, Ihr wenigen Freunde, auf deren treue Güte ich zu meiner Beruhigung bauen kann, schreibe ich diesen ehrlichen Bericht über den Theil der Ereignisse meines Lebens, der durch einige Begebenheiten der jüngsten Zeit aus einer fernen Vergangenheit gleichsam heraufbeschworen worden. Indem ich diese Worte schreibe, fühle ich mit Scham, daß das, was ich hier einen Theil der Ereignisse meines Lebens nenne, ungefähr das Ganze ausmacht; daß all' mein Wirken und Trachten sich auf die engen Grenzen einer Liebesgeschichte beschränkt, — ein Geständniß, das gewiß eines der demüthigendsten ist, das ein Mann ablegen kann. Aber ehe ich zu den näheren Umständen schreite, bitte ich eine Betrachtung vorausschicken zu dürfen, die, wie ich glaube, nothwendig ist, um den Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem ich mich beurtheilt zu sehen wünsche.

Ich muß daran erinnern, daß ich ein Mann aus dem vorigen Jahrhundert bin, aufgewachsen und gebildet am Anfang und in der glänzendsten Periode der französischen Revolution, die wegen ihres Leichtsinnes, ihrer Frivolität und ihrer Auflösung aller Bande so berüchtigt ist. Ich will mich nicht zum Vertheidiger jener Zeit aufwerfen, die Wahrheit nicht entwickeln, daß das Herrliche immer aus der Nacht hervorgegangen und meist unter schrecklichen Ungewittern geboren wurde. Ich will hier blos eine Seite der Beschuldigungen besprechen, welche das jüngere Ge-

schlecht gegen jenes ältere aufbringt, das es nicht in seiner jungen Kraft kannte, dessen übrig gebliebenen Individuen aber im Allgemeinen noch eine Lebendigkeit, eine Zugänglichkeit für alle menschlichen Interessen sich bewahrt haben, welche hinreichend von dem Feuer zeugen, das in jener Zeit das gesellschaftliche Leben durchströmte. Der Punkt, den ich hier nennen will, weil er berührt, was ich in Folgendem zu erzählen habe, ist ein Vorwurf, den man häufig jener wegen ihrer Immoralität verschrieenen Periode macht. Sie war, sagt man, zu gleicher Zeit frivol, gewissenlos in Liebessachen und doch sentimental, und diese Sentimentalität wird als ein krankhafter Zustand bezeichnet. Allerdings liegt in diesen Beschuldigungen etwas Wahres. Eine affectirte Sentimentalität stand neben dem ächten Gefühl, wie jetzt eine affectirte Kälte und Gleichgültigkeit neben dem ächten Maaßhalten steht. Und was den erstgenannten Vorwurf der Frivolität betrifft, so ist es zwar auch wahr, daß man mit nicht sehr strengem Auge unerlaubte Liebesverbindungen betrachtete, daß man mit Tom Jones es mit der Ehre eines Mannes unvereinbar hielt, sich wie Joseph aus den Armen einer verliebten Frau Potiphar zu reißen; und doch darf ich behaupten, daß unsere Sitten damals in gewisser Weise sogar edler in ihrer Ausschweifung waren, als die gegenwärtigen, gerade weil diese verachtete Sentimentalität in ihnen präsidirte. Man liebte und betete an, oder glaubte doch den Gegenstand zu lieben und anzubeten, um deßwillen man strafwürdig war; man besang ihn, oder schien ihn in den Liedern des Dichters besungen zu finden; man wählte ihn nicht, wie jetzt, in einer niedrigeren Classe, wo das Beste natürlich fehlen muß: das Hinreißende in der Beschauung des geistigen Wesens, das Bezaubernde, sich in gebildeter Gesellschaft mit ihm zu bewegen. Jetzt gibt es dagegen keinen schwärmerischen Liebhaber mehr. Die Männer im Allgemeinen suchen sich nach der einen oder

andern sogenannten vernünftigen Berechnung eine Gattin, oder verwickeln sich wider ihren Willen in ein aus Sinnlichkeit und Unbedachtsamkeit gewobenes Netz, aus dem nur Gott Hymen ihnen einen anständigen Ausweg bereiten kann; und der verheirathete Mann, wie der Verlobte macht sich kein Gewissen daraus, eine edle Frau, eine schamhafte Jungfrau seine Liebkosungen mit den Verächtlichsten ihres Geschlechtes theilen zu lassen; mit gleich offener Stirne sieht er in die liebevollen, unschuldigen Augen, die ihm zu Hause begegnen. Von dieser Beschaffenheit sind die heutigen zärtlichen Sittlichkeitsgefühle, die fast zu der Geziertheit gekommen sind, zu sagen: „Salva venia, ein Unterrock." — Ich mache diese Betrachtungen nicht, um die Verirrungen meines Zeitalters, oder gar meine eigenen zu entschuldigen, sondern nur um den Ton anzugeben, der aus jener Zeit durch eine Brust dringt, die ihre Luft eingeathmet hat.

In meinem zwei und zwanzigsten Jahre mußte ich nach dem Willen meines Vaters dem mecklenburgischen Gesandten nach London, seinem Bestimmungsorte, folgen. Baron Gordon war ein Hannoveraner, der nach einem ziemlich vagabundirenden Jugendleben in Kopenhagen gelandet, wo er durch die Verheirathung mit einem reichen bürgerlichen Mädchen in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gelangt war, das er jedoch bald vergeudet und verspielt hatte. Als er nichts mehr besaß, als ein kleines Gut, das er einigen testamentarischen Verfügungen zu Folge nicht verkaufen konnte, gelang es ihm durch seine Familienverbindungen, in Hannover sich den obengenannten Posten zu verschaffen. Ein mecklenburgischer Gesandter am großbrittannischen Hofe ist zwar keine wichtige Person, dessen ungeachtet war dieser Posten doch zu bedeutend, als daß die Kräfte des Barons dafür ausgereicht. Sein hoher Gönner schien dies selbst eingesehen zu haben und brauchte deßhalb die Vorsicht, ihm einen Legationssecretär mitzugeben, der die Tüchtig-

keit besaß, die dem Vorgesetzten mangelte: denn man konnte ohne Uebertreibung sagen, daß Herr von Ruhbach im Besitze all' der Vorzüge war, die sein Minister hätte haben sollen. Mein Vater stand mehrere Jahre in Geldverbindung mit Baron Gordon und hatte ihm bedeutende Dienste gethan; aus diesem Grunde gelang es ihm, den Baron zu vermögen, mich für diesen ihm ganz unnöthigen Posten anzunehmen. Ich weiß nicht, welche thörichten Pläne die Eitelkeit meines Vaters für meine Zukunft in der diplomatischen Carriere entwarf, in welche er mich mit Gewalt einführen wollte: aber das weiß ich, daß ich mich mit größter Unlust seinem heftigen Willen fügte, das medicinische Studium aufgab, das ich begonnen, und den Gesandten begleitete, der mir als ein hochmüthiger und unwissender Narr bekannt war. Meine Stellung in seiner Nähe und in seinem Hause war so unbehaglich, daß sie mir all' den Genuß verbitterte, der mir unter anderen Umständen unfehlbar in der prächtigen fremden Welt zu Theil geworden wäre, in der ich mich, reichlich mit Geld versehen, in den lebensfrohen Tagen der Jugend bewegte. Zu meinem Troste nahm sich der Baron der Geschäfte nicht an — wozu er viele Gründe hatte — so daß ich nur mit Herrn von Ruhbach arbeitete, dessen Gesellschaft mir ebenso angenehm, als lehrreich war, und da er gleichfalls ein junger Mann, wie ich, so entstand bald ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns.

Der Baron hatte mich stets mit vornehmem Uebermuthe behandelt und mich bisweilen verstehen lassen, daß er mich eigentlich gegen seinen Wunsch mit sich genommen. Wie Leute seines Calibers zu thun pflegen, so fiel es ihm einst ein, mit plumper Hand in die Geschäfte einzugreifen und seine Mündigkeit zu zeigen. Es war in den bewegten Zeiten, in welchen die Siege der französischen Nation und der Einfluß derselben auf andere Nationen unaufhörlich die gegenseitige Stellung der Cabinette und

ihr Verhältniß zu einander änderte. Diese Wechsel und Bewegungen pflegte der Baron zu ignoriren, wie er überhaupt mit Allem that, was ihm unangenehm war: mit einem dummen Trotze läugnete er geradezu ihre Existenz ab, wenn sie auch vor seinen leiblichen Augen lag. Da indessen seine Thorheiten nicht zu meinen Bekenntnissen gehören, so will ich mich hier nicht in nähere Details einlassen, sondern nur erzählen, daß er sich mal auf eigene Hand in eine Sache verwickelt hatte, an der Theil genommen zu haben, wenn es bekannt geworden wäre, ihm mindestens den augenblicklichen Verlust seines Postens zugezogen. Nachdem Ruhbach und ich nicht ohne Mühe ihn selbst zu dieser Einsicht gebracht, wurde er von großem Schrecken und Muthlosigkeit befallen; aber er war nicht sobald durch unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen aus dieser Schlinge gerettet, als er, statt uns zu danken, einen Groll auf uns warf, indem er uns für Spionen anzusehen schien, oder wenigstens für lästige Zeugen seiner Mißgriffe hielt. Er ergriff jede Gelegenheit, meinen Muth niederzudrücken, als ob er fürchtete, er werde sich aus jenen Gründen mehr als billig heben. Ich weiß nicht, ob meine alte Bitterkeit über diese Behandlung oder eine glückliche Ahnung Schuld daran war, daß ich sorgfältig ein Papier verbarg, das bei jener beispiellosen diplomatischen Verhandlung in meine Hände gefallen war. Ich hatte durchaus nicht die Absicht, es zum Schaden des Barons zu mißbrauchen, aber ich fühlte eine — vielleicht tadelnswürdige — Beruhigung darin, mich im Besitze dieser geheimen Waffe gegen ihn zu wissen. Seine üble Laune erhielt zur selben Zeit neue Nahrung durch den Umstand, daß er — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — beordert wurde, seinen Posten in London zu verlassen und einen weit geringeren, nehmlich den eines Gesandten in Cassel, anzutreten. Ich beschloß, diese Gelegenheit zu ergreifen, um meine Verbindung mit ihm zu brechen und mich lieber dem Zorne meines Vaters

auszusetzen, als den Kränkungen, welche ich jetzt erfahren mußte. Aber mein Schicksal wollte dies anders.

In Familien trifft man oft die Erscheinung, daß ein einzelnes Mitglied derselben so himmelweit verschieden von den übrigen ist, daß man in seinen Gedanken unwillkürlich veranlaßt wird, es mit einem edeln Singvogel zu vergleichen, der zufälligerweise in einem Elsternneste ausgebrütet worden, und wie ein alter Aberglaube annimmt, daß die Gnomen ihre verwachsenen Jungen in die Wiegen menschlicher Wesen praktiziren, so könnte man hier glauben, daß ein höheres, mehr ideales Geschlecht ein Kind ihrer edeln Natur aufopferte, um unter den sündigen Menschen als versöhnender Genius aufzuwachsen, damit auch sie einen Schein des Lichtes sehen, der zum Himmel führt. Als ein solches Wesen erschien mir die kleine Clara, des Barons einzige Tochter. Ihre Mutter war eine eitle, einfältige Frau; der älteste Sohn, des Vaters Stolz und Hoffnung, wurde in Hannover erzogen; der nachälteste war gestorben, ehe ich den Baron kennen lernte; ein dritter Sohn, ein zehnjähriger, unartiger Knabe, mit Namen William, war der verzogene Liebling der Mutter. Zwischen diesen stand die dreizehnjährige Clara, unbeachtet von ihren Nächsten, aber ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung für alle Fremden. Es lag in der Physiognomie und dem Wesen des kleinen Mädchens ein ganz wunderbarer Zauber. Bei dem täglichen Mittagstische hatte sie gerne ihren Platz so, daß die Beleuchtung im Zimmer scharf auf ihre Gestalt fiel, und wenn man dann die hellen gelockten Haare, die lilienweiße Gesichtsfarbe, die großen, dunkelblauen Augen mit den schönen Brauen und den langen Wimpern, das einfache, weiße Kleid ohne allen Schmuck, fest anliegend an den blendenden Nacken und die Schultern, wenn man all' dies sah, so lag die Idee von einer überirdischen Offenbarung so nahe, daß sie noch Manche außer mir in der Stille aussprachen. Wenn, was häufig geschah, harte und scho-

nungslose Worte gewechselt wurden, so erröthete die kleine Clara, schlug die Augen nieder und erhob sie nach einer Weile wieder, um ihren Blick mit einem unbeschreiblich versöhnenden Ausdruck auf dem Verletzten ruhen zu lassen. War sie es selbst, die gekränkt worden, so senkte sie den lieblichen kleinen Kopf wie eine Rose, die sich vor dem Sturme beugt, und langsam hob sie dann die dunkeln Augen bittend und schweigend zu dem auf, der sie mit Härte anredete. Einst in einem solchen Augenblick konnte Ruhbach seine Erbitterung nicht verbergen, sondern wandte sich weg, indem er mir zuflüsterte: „Kann man um irgend etwas Willen in die Hölle kommen, so ist es gewiß die Gefühllosigkeit, die dazu gehört, den demüthigen, bittenden Augen dieses Kindes zu widerstehen."

Eines Tages, als Clara in den Speisesaal herabkam, sah man deutlich, daß sie geweint. Ihr Vater fragte mit seinem gewöhnlichen rohen Tone, was geschehen sei. Die Mutter fragte gleichfalls, aber in ebenso liebloser Weise. Mit unterdrückten Thränen antwortete Clara: „Darf ich es in diesem Augenblicke nicht verschweigen?" — „Nein, durchaus nicht!" rief der Baron. „Ich werde es erzählen," sagte der jüngere Bruder: „Clara hat geweint, weil heute der Geburtstag unseres seligen Bruders Alfred ist. Sie sagte heute Morgen, sie erinnere sich, wie sie dann zu ihm hineingegangen . . . ihm Geschenke gebracht . . . ich weiß nicht genau, was sie alles sagte." — „Ach, Empfindelei!" rief der Baron: „was soll das helfen, länger um ihn zu weinen? Wir bekommen ihn doch nicht wieder." — Die Baronin sagte mit ernster Miene: „Ja, hat Jemand Ursache, um Alfred zu weinen, so ist es Clara." — Das arme Mädchen konnte seine Gemüthsbewegung nicht länger beherrschen. Sie bedeckte ihre Augen, als ob sie sie gegen drohende Pfeile schützen wollte, und ging leise aus dem Zimmer. — Abends kam Gesellschaft. Mehrere junge Mädchen umringten Clara, die noch immer traurig aussah. Ich schloß mich an

diese anmuthige Schaar an; ein paar junge Leute thaten dasselbe, und mein heißer Wunsch, Clara aufzuheitern, inspirirte mich so gut, daß ich eine in diesem Hause früher ganz ungekannte Freiheit und Heiterkeit in unseren kleinen, von dem älteren abgesonderten Kreis, zu bringen wußte. Nach und nach verzog sich die Wolke von Claras Antlitz, und mit der leichten Beweglichkeit der Jugend nahm sie herzlichen Theil an der allgemeinen Lust. Am folgenden Abend waren wir in eine Familie eingeladen, welche in freundschaftlichen Beziehungen zu der des Barons stand. Dieses Haus war angenehm. Es fanden sich dort viele Jüngere beiderlei Geschlechtes zusammen, und es war üblich, daß, während die ältere Gesellschaft sich die Zeit an den Spieltischen vertrieb, die Jugend sich in einem großen Saale versammelte und zu einer Musik tanzte, welche einige Leute von dem Personal des Hauses abwechselnd aufführten. Dies war denn auch an dem erwähnten Abende der Fall. Ich bat Clara, mit mir zu tanzen, was sie mir auch sogleich zugestand; als wir jedoch die Quadrille nach damaligem Gebrauch hinabgetanzt, entschuldigte sie sich, nicht wieder zurücktanzen zu können, da sie an heftigem Kopfweh leide. Ich führte sie zu einem Stuhl in einer Fenstervertiefung und nahm selbst Platz an ihrer Seite. Mit Kummer bemerkte ich, daß ihr Aussehen einen leidenden Zustand verrieth und fügte hinzu: „Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Sie heute nicht wieder geweint.“ — „Nein,“ antwortete sie, „darin täuschen Sie sich. Aber ich erinnere mich, daß ich Ihnen noch Dank für gestern schuldig bin. Sie waren gestern Abend so gut, Sie erheiterten uns so angenehm, daß ich meinen Kummer vergaß, was gewiß ein Unrecht war.“ — „Unrecht? Bestes Fräulein? Ist es Pflicht, sein Leben hinzutrauern, weil eine liebe Person frühe die Reise antrat, die jeder Lebende antreten muß?“ — Sie schwieg einen Augenblick, sagte aber dann mit furchtsamer Stimme: „Ich bin nicht wegen meines Bruders Tod allein so be-

trübt, es ist etwas noch weit Schlimmeres, ja wohl gar das Allerschlimmste." — Auf meine eifrige Frage antwortete sie: „Ja, lieber Herr Trolle! ich will es Ihnen sagen; es gibt doch Niemanden, mit dem ich davon sprechen dürfte und der so gut ist. Ich bin fest überzeugt, daß Sie es gut mir meinen." — „Ob ich es gut mit Ihnen meine! Ich könnte für die kleine Clara in den Tod gehen! O vergeben Sie, daß ich so frei mit Ihnen rede." — Dafür danke ich Ihnen, das gibt mir Muth. Es ist, als ob Sie mein Bruder wären." — „Nun so vertrauen Sie mir schwesterlich an, was auf Ihrem jungen Herzen lastet." — „Ach, es drückt mich schwer, daß mein Gewissen nicht rein ist." — „Sie, Clara! Ein kleiner Engel wie Sie, kein reines Gewissen?" — „O sprechen Sie nicht so! Ich werde Ihnen Alles sagen. Sehen Sie, lieber Trolle! Mein Bruder Alfred war ein wilder Knabe, der oft mit andern Knaben in Streit gerieth und bei den lustigen Streichen, die er machte, häufig zu Schaden kam. Deßhalb war der Vater außerordentlich streng gegen ihn. Eines Tages war Alfred sehr still und sah krank aus, und da ich ihn fragte, was ihm fehle, vertraute er mir, daß ein großer Knabe ihn in einer Schlägerei gegen einen Stein im Hofe geworfen, und daß er von dem Stoße Schmerzen an der Seite habe. Er verbot mir, davon zu sprechen, und verlangte, ich sollte ihm die Hand geben, daß ich darüber schweigen wolle. Ich trug kein Bedenken, ihm dies Versprechen zu geben. Ich verschaffte ihm heimlich einige Arzneimittel, von denen ich wußte, daß man sie bei Contusionen anwandte und die in der Mutter Verschluß waren. Jeden Abend und Morgen schlich ich mich zu ihm hinein und rieb seine Seite ein. Aber nach Verlauf von einigen Tagen wurde er so krank, daß der Arzt gerufen werden mußte. Alfred mußte nun gestehen, daß er sich gestoßen, und der Doctor sagte zur Mutter, daß es jetzt gefährlich sei, daß es aber sehr leicht zu heilen gewesen, wenn er

sogleich gerufen worden wäre. Als ich dies hörte, gerieth ich in Verzweiflung und gestand sogleich, daß ich das Unglück gewußt und verschwiegen. Die Mutter, welche wegen Alfreds sehr betrübt war, wurde natürlich außerordentlich böse auf mich und sagte: „„Wenn Dein Bruder sterben sollte, was leicht geschehen kann, so weißt Du, wie wir Alle, daß Du sein Mörder bist.““ — O Gott! diese Worte höre ich, so lange ich lebe.“ — Das arme Mädchen konnte vor Weinen nicht mehr sprechen, sie verbarg sich hinter der Gardine und suchte sich zu fassen. Ich näherte mich ihr und suchte mit all' der Wärme, die mir meine innere Bewegung verlieh, ihr Trost einzuflößen und eine bessere Anschauung von ihrer unschuldigen Handlung zu geben. Sie beugte ihr Antlitz aus dem Verstecke hervor, sah mich mit lächelnden Augen an und sagte: „Lieber Trolle! So wie Sie nun sprachen, hat noch Niemand mit mir gesprochen. Ach! wenn Sie wüßten, wie Ihre Worte mein Herz erleichtern! Seit zwei Jahren war ich nie recht froh. Aber nun will ich suchen, Muth zu fassen und ein Gelübde zu halten, das ich gegen Alfred gethan. Als er krank war und ich einst traurig und verweint an seinem Bette saß, sagte er: „„Ich danke Dir, Clara, denn Du warst mir immer treu und halfst mir meine dummen Streiche verheimlichen. Aber wenn ich nun wieder gesund bin, will ich recht ordentlich werden. Ich will unsern Aeltern gehorsam sein, und wenn es auch den Anschein hat, daß sie im Unrecht sind, will ich mich doch nach ihrem Willen richten. Laß uns uns gegenseitig versprechen, daß wir Beide immer darnach handeln wollen.““ Ich gelobte es ihm, umarmte ihn, und mein Herz wollte vor Liebe und Kummer brechen. Wenige Tage später war er todt, und ich küßte seinen kalten Mund und wiederholte sein Gelübde, und ich werde es nie vergessen, so lange ich lebe.“ — Ach, nur allzu buchstäblich hielt Clara ihr Wort! —

Am folgenden Tage erfuhr ich zu meinem großen

Kummer, daß das geliebte Mädchen krank sei und daß der Arzt ihre Krankheit für die Masern erklärt habe, welche in jenem Frühjahre in London grassirten und sich oft als entartet zeigten. Nach Verlauf von zwei Tagen war der kleine William und drei von den Dienstleuten des Hauses gleichfalls von dieser Epidemie angesteckt. Eine große Unruhe und Verlegenheit wegen der Pflege der Kranken herrschte im Hause. Frau Gordon, welche nicht gewiß wußte, ob sie die Masern schon gehabt, wagte es nicht, sich dem Lager ihres Kindes zu nähern. Eines Tages hörte ich davon sprechen, daß Clara sehr krank sei und daß eine Wärterin, welche Nachts bei den Kindern wachte, sich eine Unachtsamkeit hatte zu Schulden kommen lassen. Sogleich bat ich mir die Erlaubniß aus, mit dieser Person zu wachen, um die Kranke zu pflegen. Mein Anerbieten wurde mit Freuden angenommen; denn daß ich selbst diese Krankheit noch nicht gehabt, war eine Bedenken, das sich neben dem Gedanken an Clara's Gefahr nicht geltend machen konnte.

Als ich beim Anbruch der Nacht in die beiden kleinen Zimmer trat, wo sie und der Bruder sich befanden, drückten ihre Worte und ihre Mienen eine so freudige Ueberraschung, eine so warme Dankbarkeit für mein Kommen aus, daß ich mich stets dieses Augenblickes als eines der hellsten meines Lebens erinnere. Die Wärterin saß in dem anstoßenden Zimmer und erzählte Mährchen, um William zu unterhalten, der nicht sehr krank war, bis endlich Erzähler und Zuhörer dabei einschliefen.

Kurze Zeit nach Mitternacht rief mich Clara an ihr Bett und sagte mit fieberhafter Stimme: „Lieber Herr Trolle, ich bin so krank! Ach, ich muß gewiß sterben. Ich habe so bange! Es ist so gräßlich, daran zu denken, daß ich so daliegen soll, weiß und kalt, mit verzogenem Gesichte, wie der arme Alfred, und daß sie mich nehmen und in die schwarze Kiste legen und den Deckel schließen, daß weder Luft noch Licht eindringen kann; dann tra-

gen sie mich in eine Capelle zu den andern Todten, die mir ganz fremd sind. Wär' es nur zu Alfred! aber er liegt zu Hause in Dänemark, draußen auf dem Gute, neben meinen Großältern; und hier in diesem fremden Lande soll ich ganz allein sein in dem häßlichen, düstern Grabe." — Was ich auf diese herzergreifende Rede antwortete, weiß ich nicht, und Clara schien auch nicht auf meine Worte zu hören. Ihr Athem war kurz und beschwerlich. Sie ergriff meine Hand und sagte: „Lieber Trolle! um Gottes Willen gehen Sie nicht von mir! Darf ich meinen Kopf an Sie lehnen? so werde ich ruhiger." — Ich legte meinen Arm um ihre Schultern, und damit sie in eine ruhende Stellung komme, legte ich mich selbst mit Arm und Schulter auf das gleiche Kissen, wie sie. Sogleich wurde sie ruhiger und versank in einen stillen Schlummer. Nach Verlauf von einer Stunde schlug sie die Augen wieder auf und sagte in ihrer Fieberphantasie: „Wo soll ich Worte finden, um Ihnen zu danken, lieber Trolle. Wie schön ist's, daß Sie mit mir in das Grab herabgestiegen! Nun scheint es mir auch gar nicht mehr so garstig, wie ich dachte. Nein, im Gegentheile, hier ist es friedlich und gut. Ganz dunkel ist es hier auch nicht; ich kann Ihr freundliches Antlitz unterscheiden, und ich fühle es zu meinem Troste, daß Sie fest an mir halten. Ach, ich bitte Sie, entziehen Sie mir Ihren Arm nicht!" — Sie sank wieder in Schlummer. Wunderbar war der Eindruck, den ihre Worte auf mein Herz machten. Im Grabe ruhen, diesen kleinen Engel im Arme, allein, ungestört, ohne Furcht vor der Zukunft, — dies Schicksal schien mir weit besser, als das, das im Augenblicke mir bevorstand; denn so manche Stunde hatte der Gedanke, dieses liebliche Kind verlassen zu müssen, mit meinem Beschlusse gekämpft, mich den Kränkungen ihres Vaters zu entziehen. Die unschuldige Zuneigung, die sie gegen mich an den Tag legte, war mir so süß, so neu; denn seit dem Tode meiner

Mutter in meiner frühesten Jugend waren mir nie so liebevolle Worte und Blicke zu Theil geworden. Ich fühlte, daß ich, um Claras eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ihr nie freiwillig entschlüpfen konnte.

Als es zu tagen begonnen, erwachte sie. Es war augenscheinlich, daß das Fieber abgenommen und ihr volles Bewußtsein zurückgekehrt war. Verlegen wand sie sich aus meinem Arme los und sagte: „Sie sind gewiß müde, da sie in so gezwungener Stellung sitzen. Ich habe Sie sicher heute Nacht mit meiner dummen Angst genirt. Ich war nicht ganz bei mir. Sie sind zu gut.“ — Diese Worte betrübten mich ordentlich. Ich wäre mit Freuden in dieser Stellung geblieben. Ehe ich antworten konnte, kam eine alte Person, welche zu den Domestiken des Hauses gehörte, um mich abzulösen. Den vielen Danksagungen wegen meines Wohlwollens gegen die Kinder, fügte sie hinzu, daß sie den Kaffee habe auf mein Zimmer bringen lassen. Als ich mich entfernen wollte, rief Clara mich zurück und flüsterte: „Wann sehe ich Sie wieder?“ — „Heute Abend,“ antwortete ich vergnügt: „ich wache heute Nacht bei Ihnen.“ Und ich verabredete sogleich mit der alten Person, daß wir, so lange die Kinder krank seien, mit der Pflege abwechseln wollten, so daß sie mich erst beim Grauen des Tages ablösen sollte.

Einige Tage verliefen auf diese Weise. Clara war in der Besserung, doch wurde sie ab und zu von derselben Beklommenheit und Angst befallen, wie in der ersten Nacht, als ich wachte; und während dieser Anfälle fühlte sie sich leichter, wenn ich sie, wie damals, in meinen Armen hielt. Es dauerte jedoch nicht lange, denn ich fühlte mich selbst unwohl und glaubte aus allen Symptomen schließen zu dürfen, daß ich von den Masern angesteckt sei. Aber ich wollte auf meine Funktionen als Krankenwärter nur ungerne verzichten und die kleine Clara nicht dadurch betrüben, daß sie erführe, ich hätte mich um ihretwillen in Gefahr begeben. Ich verheimlichte deßhalb

mein Uebelbefinden, so lange es irgend möglich war. Zuletzt aber war ich kaum mehr im Stande, mich aufrecht zu erhalten. Doch wollte ich noch eine Nacht das Glück genießen, an Clara's Lager zu wachen. Um Mitternacht, als das gewöhnliche kurze Athmen und die damit verbundene Bangigkeit wieder eintrat, bat ich sie, wie gewöhnlich in meinen Armen zu ruhen. Da sie diesmal ihr volles Bewußtsein hatte, bedachte sie sich einen Augenblick, gab jedoch meinen Bitten nach und legte mit kindlichem Vertrauen das schöne Haupt an meine Schulter, worauf sie in ruhigen Schlaf verfiel.

Wie lebendig sind sie mir noch, die Gedanken, die in diesen Stunden meine Seele durchkreuzten! Ich fühlte, daß durch meine Adern eine Krankheit glühte, die nicht ohne Gefahr war, und die wenige Jahre zuvor in meiner Vaterstadt so manches edle Opfer weggerafft. Ein wehmüthiges Gefühl beschlich mich. Ich dachte an meinen Vater. Er war streng und gebieterisch gegen mich gewesen; aber ich war auch all' seine Hoffnung auf der Welt. Ich betrachtete die schlafende Clara, dieses einnehmende Gesicht, dessen ausdrucksvolle Schönheit die Röthe der Krankheit nicht zu verunstalten vermochte. Ein Gefühl der Freude ergriff mich bei dem Gedanken, daß ich aus ihrem Athem meine Krankheit eingesogen, ein tiefer Schmerz bei der Furcht, daß ich sie vielleicht zum letzten Male sehe, und daß es jedenfalls das letzte Mal sei, daß ich ihr so nahe saß und sie in meinen Armen hielt, da mein eigener Zustand mir verbieten würde, dieses Glück öfter zu genießen. Ich näherte meinen Kopf dem ihren, ich betrachtete sie, als ob ich mir ihr Bild für Zeit und Ewigkeit einprägen wollte. Zum Abschied wagte ich, ihre Locken zu küssen, die mein Antlitz berührten, und in dieser zwischen Seligkeit und Schmerz schwebenden Stimmung sank mein müdes Haupt auf dasselbe Kissen, wie das ihre, und ein tiefer, beinahe lethargischer Schlaf schloß meine Augen. Wie eines Traumes glaube ich mich

zu entsinnen, daß ich einen großen Lärm und die fluchende Stimme des Barons hörte. Es wurde mir lange Zeit nachher gesagt, daß William einen Tisch umgeworfen, der mit mehreren Sachen belegt vor seinem Bette stand, und daß der dadurch entstandene Lärm den Baron geweckt habe, dessen Schlafzimmer an das des Knaben stieß. Plötzlich fühlte ich mich heftig an der Schulter ergriffen. Ganz verwirrt und betäubt von einem fieberhaften Schlafe fuhr ich in die Höhe und sah zuerst Clara's angstvolles Antlitz, ehe ich mich besinnen konnte, daß der Baron hinter mir stand und mich wegriß, während das kleine Mädchen mich mit beiden Händen festhielt. Wenn der Baron aufgebracht war, versagte ihm die Stimme beinahe ganz den Dienst; ich hörte nur, daß er mich mit Grobheiten überhäufte, während Clara mit ihren freundlichen Blicken mich zu bitten schien, daß ich schweige. So unschuldig diese vertrauliche Stellung an sich war, in welcher Claras Vater uns überrascht hatte, fühlte ich mich doch verlegen, und meine unzusammenhängenden Worte kamen ebenso gestammelt heraus, als die des Barons. Aus Furcht, er möchte in seiner blinden Hitze die Kranke noch mehr erschrecken, brachte ich ihn aus dem Zimmer und eilte dann auf das meine, nachdem ich noch die Besinnung gehabt, die alte Person zu ihrer Wartung zu rufen. Ich ging sogleich zu Bette. Die Aufregung, in der ich war, verstärkte mein Fieber, ich fühlte mit Bangen, wie sich meine Vorstellungen verwirrten, bis ein unruhiger Schlaf mich der Sinne und des Bewußtseins beraubte.

Als ich aus diesem Zustande erwachte, befand ich mich an einem mir gänzlich fremden Orte; eine mir unbekannte Frau war in dem Zimmer beschäftigt, und Ruhbachs Diener saß an meinem Bette. Von diesem erfuhr ich nun, daß ich in bewußtlosem Zustande vor mehreren Tagen aus dem Hause des Barons an diesen Ort getragen worden, wo ich mich nunmehr bei ein paar ältlichen Leuten von einfachem Stande befand, die mir während

der gefährlichsten Periode der Krankheit große Sorgfalt hatten angedeihen lassen; daß ferner der Doctor mich täglich ein paarmal besucht, und ebenso Ruhbach, der mir seinen Diener zur Pflege überlassen. Sein Herr und der Arzt sagte der Diener, hätten einen ernstlichen Streit mit dem Baron wegen der Härte gehabt, die er dadurch an den Tag gelegt, daß er mich in einer Krankheit aus seinem Hause habe führen lassen, in der die geringste Erkältung von den schlimmsten Folgen sein konnte. Mein erstes Wort war, nach Clara zu fragen; und die Nachricht, daß sie beinahe ganz geheilt und alle Krankheit dort im Hause so gut wie überstanden sei, wirkte wohlthuend auf mein ganzes Wesen.

Meine Gefahr war verschwunden, aber ich erholte mich nur langsam. Ruhbach besuchte mich täglich, und nach Verlauf von einigen Wochen erzählte er mir, daß der Gesandte mit seiner ganzen Familie reisefertig sei, um nach Cassel überzusiedeln. Er übergab mir zugleich einen Brief von dem Baron, worin mich dieser wissen ließ, daß er meiner Dienste nicht mehr bedürfe, was er bereits meinem Vater angezeigt. Der gute Ruhbach sagte, daß er mit Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand bis zum letzten Augenblick gezögert, mir diesen nicht sonderlich höflichen Brief zu übergeben, ungeachtet er meinte, daß ich besser den Baron, als er mich entbehren könne. Ich bat ihn, Clara zu grüßen und mich ab und zu von ihrem Befinden zu unterrichten. Er versprach es mir, und mit Schmerzen nahm ich von diesem Freunde Abschied.

Wenige Tage nach seiner Abreise hatte ich den Trost, daß ein Jugendfreund und alter Spielkamerad unvermuthet nach London kam und mich sogleich aufsuchte. Als ich mich so weit erholt, daß ich das Zimmer verlassen konnte, ging ich eines Tages in Gesellschaft dieses und eines andern Landsmannes im Kensingtongarden spazieren. Da war es mir plötzlich, als sähe ich Clara mit leichtem

Schritte uns entgegenkommen. So hatte ich sie oft Morgens im Garten an unserem Hause mit einem einfachen Strohhut und einer leichten Schürze, in der sie Blumen zu sammeln pflegte, einhergehen sehen. Mein Herz pochte bei diesem Anblicke; denn meine kleine Freundin stand Tag und Nacht vor meiner Phantasie. Das junge Mädchen, welches mir nun näher kam, war freilich nicht Clara, aber es erinnerte mich doch lebhaft an sie. Es war von demselben Alter und Wuchs, besaß dieselbe reiche Lockenpracht, denselben kleinen, niedlichen Fuß. Ohne es zu wissen, blieb ich von diesem Anblick gefesselt stehen. Das junge Mädchen wandte sich gleichfalls um und sandte mir freundliche Blicke zu, die mir zu winken schienen. Ich konnte nicht widerstehen, ich mußte ihr folgen. Sie selbst ging mir entgegen und fragte höflich, ob ich mit ihr sprechen wolle. Es lag etwas so Einladendes in ihrer ganzen Annäherung, daß ich sogleich mit ihr bekannt war. Eine ältere Schwester war dabei, und diese schalt sie unaufhörlich. All' dies brachte eine Aehnlichkeit mit dem mir so lieben Bilde, das ich im Herzen trug, zuwege; ich glaubte in der Nähe und Freundlichkeit dieses Kindes gegen mich ein Palliativ gegen meine Sehnsucht zu finden, und ich weiß nicht, wie ich dazu kam, zu versprechen, daß ich mich im Hause ihrer Mutter einmiethen wolle. Bei näherer Ueberlegung beschloß ich jedoch, mich dieser Verpflichtung zu entziehen, fand es aber passend, nach dem Hause der Mutter zu gehen, das sie mir bezeichnet hatte, und mich zu entschuldigen.

Die kleine Jenny erwartete mich bereits, lief mir entgegen, dankte mir, drückte meine Hand und bat mich so inständig, zu ihnen zu ziehen, daß ich ihr keine abschlägige Antwort zu geben im Stande war. Was soll ich mehr sagen? Es war der erste Ausbruch meiner unsinnigen Schwärmerei. Die Augenblicke, in welchen Clara mir ihre Zuneigung und ihr Vertrauen gezeigt, hatten

einen zu tiefen Eindruck in meiner Seele hinterlassen, das Glück, der Gegenstand der Zärtlichkeit eines unschuldigen Herzens zu sein, war gleichsam Lebensbedürfniß für mich geworden. Obgleich Clara noch ein Kind war, lag doch in ihrer Persönlichkeit etwas so Edles, daß selbst der Gedanke kaum ihre jungfräulichen Lippen zu berühren wagte. Die kleine Jenny dagegen umschlang meinen Hals und küßte mich unaufgefordert, wenn sie in mein Zimmer kam, und dazu hatte sie häufig Gelegenheit, da sie meine Aufwartung zu besorgen übernommen. Ihre Liebkosungen, ihre liebevollen Aeußerungen berauschten mich. Ich träumte, es sei Clara, und wenn Jenny mich fragte, ob ich sie liebe, so antwortete ich aufrichtigen Herzens Ja. In meinem Leichtsinn beruhigte ich mein Gewissen mit dem Gedanken, daß unser Verhältniß ein unschuldiger Kinderstreich sei, und beruhigte mich um so leichter, als ich Tag für Tag die Erfahrung machte, daß Jenny im Grunde nur ein unerzogenes Kind war, dessen Liebe zu mir keinen großen Werth hatte. Diese letztere Betrachtung war indessen die Ursache, daß meine Illusion nach uud nach verschwand. Sie glich ihrem Bilde allzu wenig. Ich schämte mich vor mir selbst und vor meinem erwähnten Jugendfreunde, der einigen Scenen anwohnte, die ebenso undelicat von Seiten Jenny's und ihrer Familie, als demüthigend für mich waren. Mit Hülfe dieses Freundes riß ich mich aus diesem lächerlichen Verhältnisse los und reiste in meine Heimath.

Eine große Leere, eine Sehnsucht, eine Schwärmerei, über die ich mich selbst schämte, erfüllte mein Herz in der stillen Einförmigkeit, die mich hier in der Heimath und in dem bürgerlichen Hause meines Vaters umgab. Mit Scham dachte ich an die beiden letzten Jahre zurück. Sie erschienen mir so ganz verloren. Mit Sehnsucht dachte ich an meine unterbrochenen medicinischen Studien, die einst meine ganze Seele erfüllt hatten und mir nun so fremd erschienen, daß ich nicht den Muth oder die Lust

hatte, sie auf's Neue zu beginnen. Mein Vater, der seine diplomatischen Phantasien nicht aufgeben konnte, verschaffte mir einen Posten als Volontair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Ich sah sehr gut ein, daß diese Carrière mich nie zum erwünschten Ziele führen würde, da meine bürgerliche Geburt meine Thätigkeit auf lauter subordinirte Posten beschränkte; aber ich folgte doch dem Willen meines Vaters, theils weil ich selbst in diesem Augenblick willenlos und schlaff war, theils weil ich die dunkle Hoffnung nährte, daß ich vielleicht auf diesem Wege Gelegenheit haben könnte, in das Ausland zu reisen, was ich wünschte, aber ohne die Zustimmung meines Vaters, der nichts von einer solchen Reise ohne Zweck hören wollte, nicht in's Werk setzen konnte.

In jungen Jahren gibt man sich nicht leicht muthloser Schlaffheit hin. Man sucht und findet Ein und das Andere, was die Zeit vergehen macht, bis sie die Rosen bringt, die die Hoffnung uns zu versprechen niemals versäumt. Ich war so glücklich, in einen Kreis von Gelehrten, Dichtern und Künstlern eingeführt zu werden, die eine auserlesene Gesellschaft bildeten. Obgleich ich mich nur zu den verzehrenden Mitgliedern rechnen durfte, so nahm man mich doch wohlwollend auf; und wenn die holden Mußen mich auch nicht würdigten, mir die Zunge zu lösen, oder meine Hand zu lenken, so öffneten sie doch mein Auge und mein Ohr und schenkten meinem Herzen die Beruhigung, welche sie einem ehrlichen Anbeter nie entziehen. Meine geringen Geschäfte im Departement besorgte ich ohne sonderliches Interesse, aber pünktlich und zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten. So verflossen drei Jahre. Aber die mehr als tausend Jahre, welche dieser Zeitraum umfaßte, hatten nicht vermocht, Clara's Bild aus meinem Herzen zu verwischen. Alles malte es vor meine Phantasie; erotische Gedichte, Melodieen, Kunstschöpfungen in Marmor und in Farben. Ueberall fand ich sie. Die Mittheilungen Anderer über vergan-

genes oder gegenwärtiges Liebesglück oder Unglück erfüllten mich mit Wehmuth und Sehnsucht. In Gedanken folgte ich ihr im Gang und der Entwicklung der Zeiten. Wenn ich auf der Straße ein junges Mädchen von dem Alter und der Größe sah, wie ich mir meine Clara denken mußte, so folgte ich ihm. Traf ich solche aufblühenden Jungfrauen in Gesellschaft, so mußte ich mich ihnen nähern. Mein Abenteuer mit Jenny hatte mich indessen vorsichtiger gemacht. Ich sagte mir selbst: „Keine von all' diesen gleicht ihr."

Am selben Tage, an welchem Morgens mein erster Gedanke war: „Heute ist Clara sechzehn Jahre alt," erfuhr ich, daß die Regierung einen vornehmen Herrn nach einem deutschen Hofe in einer diplomatischen Angelegenheit von geringer Bedeutung, eigentlich nur einer Formalitätssache zu senden beabsichtige, welche bald abgemacht sei. Da ich, wie gesagt, von meinen Vorgesetzten geschätzt war und überdies eine solche Reise auf eigene Kosten machen konnte, so gelang es mir, dem Gesandten beigegeben zu werden, mit der Erlaubniß, nach vollendeten Geschäften einen dreimonatlichen Urlaub antreten zu dürfen. Die Eitelkeit meines Vaters fühlte sich durch diese Sendung so sehr geschmeichelt, daß er mich reichlich mit Geld und Wechseln versah und mir noch überdies eine bedeutende Forderung an Baron Gordon verehrte, indem er sagte: „Wenn Du auf Deiner Reise in die Nähe dieses aufgeblasenen Hallunken kommst, so suche mein Geld von ihm zu erpressen. Es soll Dir gehören." — Ich empfing das Papier und reiste ab, ebenso fest entschlossen, in die Nähe des Barons zu kommen, als von der Forderung keinen Gebrauch zu machen.

Sobald es mir gestattet war, die Gesandtschaft zu verlassen, eilte ich nach Cassel, erfuhr jedoch sogleich bei meiner Ankunft, daß mein Freund Ruhbach im Augenblicke auf das Land gegangen, ein paar Meilen von der Stadt, und daß Baron Gordon mit seiner Tochter nach Cöln gereist sei,

um einer Feierlichkeit in einem dortigen Kloster anzuwohnen. Ich folgte ihrer Spur und kam so zeitig in Cöln an, daß ich mich umkleiden und mir einen Platz in der Kirche verschaffen konnte, ehe sie von der herbeiströmenden Menge überfüllt wurde. Ich war so glücklich, so zu sitzen, daß ich die Plätze übersehen konnte, die für die vornehmsten Personen vorbehalten waren. Meine Augen überflogen die bereits Versammelten, ohne die finden zu können, die ich suchte. Mein Herz pochte vor Erwartung. Ich sollte nun mit leiblichen Augen die Gestalt sehen, deren Bild ich unaufhörlich in meiner Phantasie entwarf und die ich mir verändert und doch dieselbe dachte. Ich hatte mich oft wegen dieser unüberwindlichen Liebe zu einem Kinde verspottet; aber wenn ich bedachte, daß sie nun zum reifen Mädchen herangewachsen, fand ich eine Art Beruhigung darin. Meine Liebe war mir vernünftiger und erlaubter erschienen, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf; und wie ich einst fand, daß dreizehn Jahre das einnehmendste Alter sei, so schien mir nun stets das, in welchem sie gerade sich befand, das liebenswürdigste zu sein.

Endlich fielen meine Augen auf einige Eintretenden, und ich erkannte sogleich Baron Gordons düstere, ausgetrocknete Gestalt, und an seiner Hand ein Frauenzimmer . . . Ich kann meine Bewegung nicht schildern. Weßhalb können solche Augenblicke im Leben nicht festgehalten werden, solche Augenblicke, in welchen die Betrachtung des Herrlichen und Schönen die Seele mit Seligkeit erfüllt! — Ich sah Clara wieder. Sie war sehr verändert; aber von Allem, was schön und rührend war, war nichts verloren gegangen. Es war dieselbe Unschuld und Kindlichkeit, nur veredelt und verschönt. Beschreiben kann man sie nicht; denn ihre eigentliche Schönheit, die sie durch das ganze Leben behalten hat, liegt im Ausdrucke ihres ganzen Wesens; sie ist wie ein Phänomen aus einer höheren Natur. Zu ihrem himmel-

blauen Gewande, auf welchem viel durchsichtiges Weiß angebracht war, und den Perlen in den Locken, fehlten nur die großen weißen Schwingen (wie Cosmus bemerkt) zu dem vollkommenen Bilde eines Engels, und wie ein unglückseliger Schatten an der Seite des Engels erschien mir ihr Vater mit seinem finsteren Blicke, seiner dunkeln Kleidung und den weltlichen, eiteln Ordenszeichen. Ich war von diesem Anblick so ergriffen, so versunken in meine eigenen Betrachtungen, daß ich nur sehr zerstreut an dem Antheil nahm, was um mich her vorging, und die merkwürdige Ceremonie nur halb meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ich sah nur, daß Clara weinte, daß ihre fromme Seele schwesterlich das Schicksal der jungen Nonne theilte. Der Baron schien über diese sichtbare Bewegung ungehalten zu sein; seine heilige Ehrfurcht vor dem Ceremoniellen erkannte ich in der Miene wieder, womit er seiner Tochter befahl, den Platz mit einer Dame zu tauschen, die hinter seinem Stuhle und mehr im Dunkeln saß. Clara hatte ihr Auge nicht auf die Umgebung gerichtet. Nie sah sie sich um, und mit Entzücken bemerkte ich, daß ihr Blick auf mir ruhte, daß sie mich wieder erkannte. Sie erröthete, lächelte und beantwortete meinen ehrerbietigen Gruß mit unsäglicher Anmuth. Unsere Augen begegneten sich mehrere Male, ich war berauscht von meinem Glücke, aber leider dauerte es nicht lange.

Die Ceremonie war zu Ende, Clara entfernte sich, wie sie gekommen, an der Hand ihres Vaters. Ich blieb in einem Labyrinthe von Gedanken sitzen, aus welchem ich mich nicht wieder herausfinden konnte. Ich erwachte aus meiner Zerstreutheit bei dem Anblick eines hohen Geistlichen, der in Begleitung von ein paar andern Prälaten geringeren Grades dicht an mir vorüberging. Der Vornehmste war ein alter Mann, dessen ehrwürdige, edle Gestalt in der prächtigen Ordenstracht eine unwillkürliche Ehrfurcht einflößen mußte. Ich beugte mich tief vor ihm, und als ich mich im

selben Augenblicke entfernen wollte, stand er wieder vor mir, hielt an der Hand ein junges Mädchen, bei dessen Anblick ich zusammenfuhr, denn ich glaubte bei dem ersten flüchtigen Blicke, es sei Clara. Zwei Schwestern können sich nicht ähnlicher sehen, als diese beiden einander Fremden und Entfernten. Die schöne, prächtig gekleidete junge Dame heftete ihre leuchtenden Augen auf mich, als ob sie auch in meiner Persönlichkeit eine liebe Aehnlichkeit erkennte. Das Ganze dauerte nur einen Augenblick; sie verschwand an der Hand des Prälaten. Die Thüre zum inneren Kloster öffnete sich und schloß sich hinter ihnen, und ich, der ein gefühlloser Zuschauer bei der Einkleidung der Nonne gewesen, fühlte jetzt einen tiefen Schmerz bei dem Gedanken, daß diese Schönheit vielleicht bestimmt sei, in den Mauern eines Klosters hinzusiechen. Ich vergaß jedoch bald diesen Eindruck, und meine Gedanken wanderten den gewohnten Weg zu der Geliebten meiner Jugend, der ich nach Cassel zurück folgte.

Es war mir eine Erquickung, zwei Abende lang den Ort zu umschweifen, wo sie wohnte. Ihr schönes Landhaus lag ziemlich einsam, so daß ich unbemerkt und ungestört die Lichter in dem Zimmer sehen konnte, dessen Fenster bis auf den Boden herabgingen, und ein paar Mal hatte ich die Freude, sie selbst flüchtig zu sehen. Doch ward dieser kleine Genuß bedeutend durch die Hoffnung erhöht, daß ich sie schon am dritten Abend bei einem Hoffeste sehen sollte, zu dem ich mir Zugang verschafft hatte. Auf diesem Feste war ich nicht nur so glücklich, sie im höchsten Glanze all' ihrer Schönheit zu sehen, sondern ich erdreistete mich sogar, da ihr Vater am Spieltische saß und ihre Mutter nicht zugegen war, mich ihr zu nähern und sie anzureden. Sie nannte sogleich meinen Namen und hieß mich mit unverkennbarem Wohlwollen willkommen. Ich hörte sie wieder, die süße Stimme, sah sie wieder, diese frommen, klugen, schwärmerischen Augen. — Der Ball war in vollem Gange.

Einige von den jungen Damen, zwischen welchen sie saß, hatten ihren Platz verlassen. Ein Stuhl neben ihr war leer. Sie selbst lud mich durch eine Bewegung der Hand ein, mich darauf niederzulassen. Waren auch der glückseligen Stunden meines Lebens nur wenige, so waren sie doch reich an Inhalt, und diese war eine von ihnen. Die Zwischenzeit, seit wir uns nicht mehr gesehen, schien ausgelöscht zu sein; so ganz fanden wir den alten vertraulichen Ton wieder, so ungezwungen sprach die holde Clara mit dem Freunde ihrer Jugend.

Sie sagte: „Ich erkannte Sie kürzlich sogleich wieder, als ich Sie plötzlich im Kloster gewahr wurde, und es ging, wie in früheren Zeiten, als ich noch ein Kind war und an den Masern krank lag: Ihr Anblick beruhigte sogleich mein Herz. Ich war so erschüttert bei der Einkleidung der Nonne. Ich hörte ihre Geschichte von einem ihrer Verwandten und konnte mich so ganz an ihre Stelle versetzen. Es war mir, als ob ich's selbst wäre." — Auf meine Bitte erzählte sie mir nun, daß dieses junge Mädchen in früheren Jahren leichtsinnig und nicht liebevoll genug gegen ihre vortreffliche Mutter gewesen, und daß dieses unglückliche Verhältniß sie am Todtenbette ihrer Mutter mit so schmerzlicher Reue erfüllt, daß ihr die Welt verhaßt geworden und sie nur im Kloster Ruhe finden zu können glaubte. — „Wie können Sie," rief ich, „Sie, die beste, frömmste Tochter, sich an die Stelle des Mädchens versetzen?" — „Ach leider," antwortete sie: „ich trage nicht immer die Gesinnung in mir, die unsere Handlungen beseelen soll, und der bittere Kummer, welchen die Reue verursacht, findet stets ein Echo in meiner Seele; vor keinem Schmerze habe ich so bange, als vor diesem. Ich sympathisirte recht lebhaft mit der armen Nonne, es war mir ordentlich, als zöge es mich nach dem stillen Frieden des Klosters, und doch wurde mir so unbeschreiblich bange, als sie sie einkleideten und ihr Haar abschnitten. Als ich im selben Augenblick Ihr mir be-

kanntes Antlitz sah, dachte ich an meine Krankheit, während der sie so gut gegen mich waren, und an meine kindische Furcht, sterben zu müssen und begraben zu werden, und so richtete sich mein Sinn wieder auf die Welt, und ich dankte Gott für Leben und Freiheit."

In diesem Gespräche wurden wir von einem Cavalier in glänzender Gallatracht, aber mit widerlichen Gesichtszügen unterbrochen. Er näherte sich mit freundlicher aber stolzer Miene, und sagte zu Clara: sein Herr, ein fremder Prinz, sei zugegen und wünsche das Vergnügen zu haben, mit ihr zu tanzen. Clara erröthete und stammelte verlegen, sie bitte ihn, sie bei dem Prinzen zu entschuldigen, da ein starkes Kopfweh ihr das Tanzen verbiete. Der Cavalier verbeugte sich tief, und mit einer eigenthümlich unheimlichen Miene maß er mich mit den Augen, worauf er sich entfernte. Als er fort war, beklagte Clara, daß sie nun auf alles Tanzen verzichten müsse, da sie dem Prinzen eine abschlägige Antwort gegeben. „Aber es ist doch besser," fügte sie hinzu, „als mit ihm zu tanzen. Ich kann die abscheulichen Blicke nicht aushalten, mit denen er mich betrachtet; er hat Augen wie die großen Schlangen, die wir in London sahen." —

Wir freuten uns, mit einander plaudern zu können ohne befürchten zu müssen, belauert zu werden, da unsere Muttersprache in dieser Umgebung wahrscheinlich nicht verstanden würde. Clara erzählte mir, daß sie Cassel schon am nächsten Tage verlassen müsse, um mit ihren Aeltern ein paar Tage bei den Verwandten des Barons auf einem viele Meilen entfernten Gute zuzubringen. Ich beklagte, so bald die Hoffnung aufgeben zu müssen, sie öfter zu sehen, und auch sie gestand zu, daß sie mit Unlust an diesen Aufenthalt bei einer steifen, vornehmen, aus lauter älteren Leuten bestehenden Familie denke. „Nun wohl," rief ich, „da nur der Himmel weiß, wann ich so glücklich sein werde, Sie wieder zu sehen, und

dieser Abend leider nicht mehr Stunden hat, als jeder andere, so will ich jede Secunde auskosten, um mein Herz mit Freude für eine lange, leere Zeit zu füllen."

Ich hatte diese Worte kaum gesagt, als viele dieser kostbaren Secunden mir sogleich geraubt wurden. Der Baron kam rasch auf mich zu, und indem er mir mit einem flüchtigen Gruße einen zornigen Blick zusandte, sagte er zu Clara: „Bist Du von Verstand? Schlägst Du die Ehre ab, mit dem Prinzen zu tanzen? Du hast Kopfweh, sagst Du? Aber ich befehle Dir, sogleich mit ihm zu tanzen, wenn auch dieser alberne Kopf davon zerspringen sollte." — Der Prinz und sein früher erwähnter Cavalier standen in der Nähe. Sie näherte sich ihnen. Der Baron sagte mit großer Unterwürfigkeit zu dem Ersteren, er habe wohl gewußt, daß das Ganze ein Mißverständniß gewesen. Die erröthende Clara erhob sich und folgte mit niedergeschlagenen Augen. Ich blieb sitzen und sah dem Tanze zu, Anfangs in einer bitteren Stimmung, später entzückt von Bewunderung und Liebe, denn Nichts vermag der Flucht einer Nymphe vor dem verfolgenden Satyr mehr zu gleichen, als Clara's Tanz mit dem Prinzen. Wie die Bewegung ihres edeln Herzens sich immer durch die äußere, klare, transparente Form offenbarte, so verstand sie es Blick und Berührung des Tänzers mit so jungfräulicher Schamhaftigkeit auszuweichen, daß sie, ohne gegen die Regeln des Tanzes anzustoßen, ihm doch deutlich ihre Gesinnung zu erkennen gab. Sie war so anmuthig, so leicht, so schön, und mein Herz glühte so stark, daß ungeachtet ich sie so lange geliebt, es mir doch vorkam, als ob dieser Abend erst meine Liebe zur vollkommenen Leidenschaft entflammt hätte. Nachdem der Tanz zu Ende war, führte der Prinz sie an ihren früheren Platz, setzte sich jedoch selbst neben sie und warf mir einen Blick zu, der zu sagen schien: ich werde doch wohl nicht die Unverschämtheit haben, meinen Platz

auf Clara's anderer Seite zu behalten. Sein Cavalier setzte sich zu meiner Rechten und maß mich auf's Neue mit höhnischen Blicken. Ich blieb unbeweglich. Der Prinz machte ihr förmlich die Cour, aber auf eine sehr freche, undelicate Weise. Clara antwortete ihm mit stiller Würde; aber ihre Verlegenheit und Scham vermochte sie nicht zu verbergen. Ich faßte wieder Muth, und als der Tanz auf's Neue begann, sagte ich auf Dänisch: „Wollen Sie mich so glücklich machen, diesen Tanz mit mir zu tanzen und uns so von diesen Nachbarn zu befreien?" — „Gerne!" antwortete sie. Sie erhob sich, nnd indem sie sich gegen den Prinzen verbeugte, sagte sie: „Vergeben Sie, gnädiger Herr! Ich habe diesen Tanz einem alten Freund und Landsmanne versprochen, den ich nach Verlauf von mehreren Jahren hier getroffen." Nach diesen Worten reichte sie mir ihre Hand, und wie freigelassene Vögel eilten wir in die Reihe der Tanzenden.

Es war eine kurze Freude. Baronin Gordon stand plötzlich in der Nähe, und wir hielten kaum bei dem untersten Paare, als sie den Arm ihrer Tochter ergriff und sie auf die Seite zog, indem sie mit verdrießlicher Miene sagte: „Komm, Clara! Wir gehen sogleich nach Hause. Unser Wagen ist nicht so frühzeitig bestellt, aber der Prinz führt uns in dem seinen heim." — Clara sah erschrocken aus, folgte jedoch der Mutter geduldig durch den Saal. Unwillkürlich ging ich ihnen nach und suchte mich der Baronin zu nähern, um sie zu begrüßen und sie zu fragen, ob ihr etwas Unangenehmes zugestoßen, was diesen plötzlichen Ausbruch veranlaßt habe; aber die gnädige Frau that, als sähe sie mich nicht, während ich sie ihre Tochter schelten und sagen hörte: „Das haben wir nun von Deiner schlechten Aufführung! Dein Vater ist im höchsten Maaße ungehalten, und ich meinte doch, daß ich in einer Gesellschaft wie diese eine Stunde mich von einem so großen Mädchen sollte entfernen dürfen." —

Sie kamen durch die Reihen der zahlreichen Gesellschaft in einen Vorsaal, wo einige Diener mit ihren Mänteln und Shawls bereit standen. Der Prinz und sein Cavalier kamen herbei und boten den Damen den Arm. Ich hielt mich in einer ehrerbietigen Entfernung; aber während Clara ging, wandte sie ihr anmuthiges Gesicht nach mir um und winkte mir ein mildes und, wie es schien, wehmüthiges Lebewohl zu.

Ich kehrte in den Saal zurück, in welchem kein so großes Menschengewühl war. Hier setzte ich mich in eine Ecke. Ich war wie berauscht. Ich wußte selbst nicht, ob ich heiter oder betrübt, zornig oder mildgestimmt sei. Nun hörte ich in meiner Nähe ein Rauschen von Seidenkleidern und fühlte den Duft von Orangenblüthen. Schon diese beiden Dinge übten eine eigenthümliche Wirkung auf mich aus; denn Clara hatte eine Orangenblüthe in ihrem Bouquet getragen, und ich hatte mit Entzücken diesen süßen Duft eingeathmet auch während des kurzen Tanzes trotz des lärmenden Orchesters das Rauschen ihres Kleides gehört. Amor zeigt recht deutlich seine Macht über die ganze Natur in dem Zauber, den er in solche Unbedeutenheiten zu legen weiß. Ich wandte mich rasch um, und siehe, dasselbe junge Mädchen, das ich in der Klosterkirche an der Hand des Prälaten gesehen, stand nun vor mir an der Seite einer älteren Dame. Wie das letzte Mal blieb sie stehen und sah mich fest an, mit so funkelnden, prachtvollen Augen, daß ihr Glanz mit dem strahlenden Schmuck, den sie trug, wetteiferte. Ihre Aehnlichkeit mit Clara frappirte mich auf's Neue. Wie diese trug sie ein weißes Kleid von Flor und Seide, und obwohl das fremde Mädchen weit glänzender gekleidet war, sprach aus der Kleidung beider ungefähr derselbe Geschmack.

Ich hatte mich erhoben und ehrerbietig vor den Damen, welche mich grüßten, verbeugt, und als sie sich unfern von mir setzten und die ältere Dame ihren Fächer

verlor, hob ich ihn auf und übergab in ihr. Indessen wurde mein Stuhl von einer andern Person eingenommen, und mit der offenen Gutmüthigkeit, welche den süddeutschen Frauen eigen ist, wies sie mir einen Platz neben sich an. Eine einfache Würde und Freiheit, die die wahre Vornehmheit auszeichnet, legte sich in dem Benehmen der Damen an den Tag. Sie sprach mit mir und fragte, ob ich nicht ein Fremder sei — etwas, was mir ein größeres Recht auf Zuvorkommenheit von Seiten der Eingebornen zu geben schien. Das junge Mädchen lauschte unserem Gespräche, durch welches ich erfuhr, daß meine Nachbarinnen eine Cousine und eine Nichte des genannten hohen Prälaten waren und daß die Letztere wie eine Tochter des Hauses bei ihm wohne. Da im selben Augenblicke ein neuer Tanz begann, wagte ich, mir ihn von der schönen Josepha auszubitten; — denn es war Josepha , deren Namen ich nur mit zitternder Hand niederzuschreiben wage. — Sie reichte mir die feine Hand mit sichtbarem Vergnügen. Sie tanzte sehr hübsch. Ihre korallenrothen Lippen lächelten von jugendlicher Lust: im Wirbel des Tanzes schien sie mir Clara selbst zu sein, nur mehr frei, mehr hingebend. Ich schwelgte in einem Rausch von Liebe; meine Augen verschlangen ihre Reize, meine Hände zitterten, wenn sie die ihren berührten, und da es mir vorkam, als theilte sie meine Bewegung, so vollendete dies den Zauber, der mich umfing.

Da der Ball nun bald zu Ende war, so schlugen Einige von der Gesellschaft einen Spaziergang durch den illuminirten Schloßgarten vor. Das Wetter war mild und warm, der schöne Septemberhimmel klar und still. Ein junger Mann, den Josepha's Tante mir als ihren Vetter und Begleiter vorstellte, bot der älteren Dame den Arm. Dieser junge Mann war der Arzt Cosmus, mein edler Feind und Ankläger. Ich sah ihn hier zum ersten Male, und sein milder und kluger Ausdruck, das Stille und Bescheidene in seinem Wesen zog mich un-

gemein an. Mit strahlenden Augen und schelmisch lächelndem Munde ergriff Josepha meinen Arm, die Tante und ihr Cavalier gingen voran. In einem wunderbar exaltirten Zustande schritt ich, den warmen, weichen Arm Josepha's in dem meinen, einher. Was Clara nicht ähnlich sah, waren ihre Augen und ein gewisser leidenschaftlicher Ausdruck derselben. Das Halbdunkel, in welchem wir wandelten, verbarg mir diese Unähnlichkeit; auch die Stimme war nicht dieselbe, erschien mir jedoch durch den flüsternden Ton ziemlich ähnlich. Die schönen Züge des Mundes, die weißen Zähne leuchteten mir entgegen, die kleinen Füße bewegten sich lautlos über den knarrenden Sand, die Orangenblumen dufteten, und ich weiß nicht, durch welche Verschlingung der Worte wir dazu kamen, verliebte Aeußerungen zu wechseln, ohne daß ich ihr eigentlich eine Liebeserklärung machte; als wir uns jedoch einen Augenblick unter einigen dichtstehenden Bäumen befanden, warf sich Josepha an meinen Hals, umschlang und küßte mich. Zum ersten Male fühlte ich mich in den Armen einer unschuldigen Schönheit. Ich war wie außer mir, und mit wenigen flüchtigen Worten verabredeten wir, daß ich mich jede Nacht vor ihrem Fenster am Palaste des Onkels in Köln einfinden solle, wo ich mit Hülfe eines an der Mauer befindlichen Spalieres so hoch hinaufsteigen könnte, daß wir ungestört zu plaudern vermöchten.

Als ich am folgenden Tage in einer minder exaltirten Stimmung die Ereignisse der vorigen Nacht an meiner Seele vorübergehen ließ, warnte mich mein guter Engel, und ich beschloß, den Traum zu verjagen, der Josepha's Bild mit dem vermischte, das ich doch allein liebte. Aber ohne Abschied wollte ich das liebliche, treuherzige Mädchen nicht verlassen. Am ersten Tage nach meiner Zurückkunft von Cöln sandte sie mir durch ein vertrauliches Kammermädchen einen Schlüssel zur Gartenthüre des Palastes, die auf eine abgelegene Straße

führte. Zur bestimmten Stunde stellte ich mich ein und fand den Weg zu Josepha's Fenster leicht und sicher. Meine Absicht war, Abschied zu nehmen und sogleich am folgenden Tage die Stadt zu verlassen. Aber kaum hatte ich diese Materie berührt, als Josepha so ehrlich, so rührend ihren Schmerz darüber ausdrückte, daß ich mir selbst hart und grausam erschien und es mir schwer fiel, an meinem Vorsatze festzuhalten. Und als sie gar in ihrer Klage erwähnte, daß sie zum Kloster bestimmt sei und jetzt erst vor dieser Bestimmung zittere, schwur ich mir selbst und ihr, nicht von ihrer Seite zu weichen, bis ich sie von diesem Schicksal gerettet. Wie ich das machen wollte, wußte ich selbst noch nicht.

Indessen fand ich mich jede Nacht an ihrem Fenster ein. Wir sprachen zusammen, wir entwarfen tausend Pläne, die mir in diesem Augenblick sehr vernünftig erschienen, während ich sie bei näherer Ueberlegung verwerfen mußte. Unser Verhalten bei diesen Zusammenkünften war durchaus unsträflich. Ich reichte kaum so hoch an dem Fenster hinauf, daß ich ihre Hand in der meinen halten oder sie an meine Lippen drücken konnte. Die nächtliche Stunde trug viel zu der Illusion bei, welche ihr Bild mit dem von Clara verschmolz; und der Umstand, daß sie von der Tyrannei ihrer Vorgesetzten bedroht war, vollendete die Aehnlichkeit, machte sie zu einem Gegenstande meines Kummers und meiner Sorge, und beschäftigte meine Gedanken.

So waren ein paar Wochen verflossen, als ich eines Morgens früh von dem Prälaten, Josepha's Onkel, eine Einladung erhielt, ihn zu besuchen. Der imponirende Anblick dieses ehrwürdigen alten Mannes, seine ruhigen, verständigen Worte, ließen mich das Unüberlegte und Unverantwortliche meiner Handlungsweise klar fühlen. Josepha zu heirathen, war ein Gedanke, der mir noch nie eingefallen oder zwischen ihr und mir zur Sprache gekommen. Welche großen Hindernisse sich unserer Verbin-

dung entgegensetzten, wurde mir in diesem Gespräche klar. Ich ergriff die Gelegenheit, meinen eifrigen Wunsch, Josepha's Befreiung von dem Kloster zu erfüllen und durch ein gegenseitiges Gelübde verpflichteten wir uns, ich die Zusammenkünfte mit Josepha abzubrechen, von seinem Plane, sie dem Klosterleben zu weihen, abzustehen.

Ich reiste fort, im heiteren Bewußtsein, dies erreicht zu haben, und da mein Urlaub noch lange nicht abgelaufen war, beschloß ich, einen Theil von Deutschland zu bereisen. Ich nahm zuerst den Weg nach Weimar, wo ich mich einige Zeit aufhalten wollte. Einst saß ich gegen Mitternacht auf meinem Zimmer, als meine Thüre plötzlich geöffnet wurde und Josepha athemlos auf mich zustürzte. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich mir zu Füßen werfen, und mit einer rührenden Stimme, welche oft von Thränen unterbrochen wurde, bat sie mich, sie nicht zu verstoßen, sagte, daß die heftigste Sehnsucht sie auf meine Spur geleitet, und brach in die zärtlichsten, leidenschaftlichsten Klagen aus. — Sie war schön in ihrer Verkleidung als einfaches Bauernmädchen, aber blaß und erschöpft von der Reise, die sie auf die anstrengendste Weise zurückgelegt, indem sie mit einigen Landleuten auf ihrem plumpen Wagen gefahren, von der letzten Station an sogar zu Fuß gegangen war und dabei ein schweres Bündel mit den nöthigsten Kleidern trug. Mein Herz schmolz bei solcher Liebe, die um meinetwillen so viel Mühe und Gefahr trotzte. Ich umschlang sie mit meinen Armen, nannte sie (wie sie selbst sagte) meine Geliebte, mein Weib, und glaubte in diesem Augenblicke, alle Schwierigkeiten überwinden zu können und zu wollen, um durch eine gesetzliche Ehe uns zu vereinen. Ich war unbeschreiblich bewegt von ihren Worten und ihrem Anblick. Es war mir, als hätte ich Clara in Josepha wiedergefunden.

Die schrecklichen Folgen meines Vergehens werden

ewig auf meinem Gewissen lasten; aber ich frage jeden jungen Mann, der sich an meine Stelle zu versetzen vermag, wie er in diesem Augenblick gehandelt zu haben glaubt? Mein Vergehen in diesem wie in jedem andern Verhältniß solcher Art schreibe ich dem unmännlichen Nachgeben einer leidenschaftlichen Sehnsucht nach meiner einzig Geliebten zu, die wie mit magischer Kraft mich Trost in Allem zu suchen trieb, was mir ihr Bild vorgaukeln konnte. Wie wenn man in Träumen mit angstvollem Sinne eine liebe Gestalt sucht, sie beständig zu sehen glaubt, jedes Phantom ergreift und festhält, bis es uns ein fremdes Antlitz zuwendet und wir erschrocken und mit doppeltem Schmerz hinwegeilen: so war mein wacher Traum durch's ganze Leben. Der erste Schritt war meine Sünde, später fühlte ich mich in Bande verwickelt, die ich nie zu knüpfen die Absicht hatte. Was Josepha betrifft, so war es mein ehrlicher Wille, mein Unrecht wieder gut zu machen, obgleich es nicht lange dauerte, bis ich mir selbst sagte: „Meine Clara ist es nicht!" Ich hatte indessen einen Plan entworfen, der mir vernünftig vorkam. In Weimar, wo ich einen Landsmann hatte, der großes Wohlwollen für mich besaß, wollte ich mit seinem Rath und Beistand einen Geistlichen aufsuchen, der mich mit Josepha verbände. Dann wollte ich mich schriftlich oder mündlich mit ihrem Oheim vergleichen, ihn davon überzeugen, daß ich ihn nicht betrogen, mich so weit als möglich nach seinen Forderungen richten, die Einwilligung meines eigenen Vaters zu meiner Verbindung einholen und seine Unterstützung zu einem sorgenfreien Auskommen mir erbitten. Hinsichtlich meines Vaters war ich ohne Furcht. Eine so glänzende Schwiegertochter aus einem so vornehmen Geschlechte war ihm gewiß äußerst willkommen. Ich theilte Josepha diesen meinen Plan mit: aber hier stieß ich auf ein unerwartetes Hinderniß. Bei unsern frühern Zusammenkünften waren niemals

religiöse Materien zur Sprache gekommen. An die Verschiedenheit unserer Confessionen hatte Niemand gedacht. Erst in meinem Gespräche mit dem Prälaten war der Umstand berührt worden, daß ich Protestant sei. Zwar war der Ton der damaligen Zeit nichts weniger, als orthodox, aber ich hatte nicht bedacht, daß die Länder, wo der Catholicismus recht eigentlich zu Hause war, gerade mit um so größerem Eifer seine Macht handhabten. Das junge Mädchen, das ohne Bedenken das Haus des väterlichen Beschützers, Verwandte und Freunde verlassen, glaubte sich zu versündigen, wenn sie einen Ketzer heirathe und sie hielt es für ausgemacht, daß unsere gegenseitige Liebe stark genug sein werde, mich in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zu führen. Der Schritt, den sie um meinetwillen gethan, forderte dies nach ihrer Anschauungsweise von mir und tilgte zugleich vor den Augen Gottes und der Kirche das Strafwürdige in ihrer Handlung. Da ich dieses Opfer weder bringen zu können, noch zu sollen glaubte, so schien sie in meiner abschlägigen Antwort einen Mangel an Liebe, eine Undankbarkeit, ja eine Gottlosigkeit zu erblicken. Mit verzweifelter Heftigkeit brach sie bald in Vorwürfe gegen mich, bald in leidenschaftliche Bitten aus; und diese Szenen, die sie so ganz von dem weiblichen Ideal entfernten, das in meinem Herzen lebte, brachten mich meinerseits zu einer stillen innern Verzweiflung über die Fessel, in die ich mich selbst geschmiedet.

Vierzehn Tage waren auf diese Weise verflossen, ohne daß es möglich gewesen, zu irgend einem vernünftigen Resultate zu kommen, als ich plötzlich einen Besuch von meinem Freunde Rubach erhielt. Wir hatten beständig Briefe mit einander gewechselt; bei meiner Abreise von Cöln hatte ich ihn noch von meinem beabsichtigten Plane unterrichtet und in der Hoffnung, mich zu treffen, war er mir nach Weimar nachgereist. Seine Absicht war, wie er sagte, mich aufzufordern, wenn ir-

gend möglich Clara von einem abscheulichen Heiraths-
projekte zu befreien. Er war auf den Einfall gekommen,
daß dies vielleicht mit Hülfe des früher erwähnten Docu-
mentes, das den Baron Gordon prostituiren müsse, möglich
sei, falls es sich noch in meinen Händen befinde. Ohne zu
antworten, eilte ich auf mein Reiseportefeuille zu und
öffnete es mit zitternder Hast. Aber zu meiner Freude
hatte ich es in einem geheimen Fache liegen, und unter
Anderem auch meines Vaters auf den Baron gezogene
Wechsel, die er mir bei der Abreise gegeben. Rubach
erzählte mir nun, daß der Gesandte die Hand seiner
Tochter dem Cavalier des fremden Prinzen, der sich einige
Zeit in Cassel aufgehalten, förmlich versprochen habe: die
Familie sei sogleich von einem Gute abgeholt worden,
wo sie zu Besuche gewesen, um in aller Eile Verlobung
und Hochzeit zu vollziehen. Da Clara jedoch mit größe-
rer Entschiedenheit, als man erwartet, den Befehlen zu
gehorchen sich weigere, so sei sie von dem harten Vater
eingesperrt worden und beide Eltern bestürmen sie nun
mit Bitten und Drohungen. Der Grund dieses heftigen
Verfahrens sei namentlich der, daß der Baron dem Ca-
valier eine bedeutende Summe vom Spiele her schulde,
und nun diesen Ausweg ergreife, um der Bezahlung über-
hoben zu sein; aber das Schändlichste bei der ganzen
Sache war der Umstand, daß dieser Graf Ardin, ein
Mensch von den schlechtesten Sitten, in betrunkenem Zu-
stande Rubach hatte verstehen lassen, daß Claras Ab-
neigung für ihn von keiner Bedeutung sei, da sein
Herr, der Prinz, der schon lange in sie verliebt sei,
der eigentliche Bräutigam werden solle. Verschiedene
Umstände bekräftigten die Gewißheit, daß diese abscheu-
liche Uebereinkunft zwischen dem Prinzen und seinem
Liebling wirklich stattfand. Wie mein Blut bei die-
sem Berichte kochte, brauche ich nicht zu erzählen. Ru-
bach schlug mir vor, ihn sogleich nach Cassel zu
begleiten; da ich jedoch zögerte und Bedenken gegen eine

augenblickliche Abreise äußerte, ebensowenig jedoch ihm die Vereinigung der Sache ganz allein überlassen wollte, was ich ihm auch schon in Berücksichtigung seines Verhältnisses zum Minister nicht zumuthen konnte, drang er mit Fragen in mich, und da er die Wahrheit halbwegs ahnte, so vertraute ich ihm so viel an, als nothwendig war, um nicht vor einem Freunde zu lügen. Mein Geständniß schien ihn in Erstaunen zu setzen. „Ich dachte..." sagte er, unterbrach sich jedoch plötzlich selbst und vergalt meine Vertraulichkeit, indem er mir erzählte, daß er noch vor unserer Bekanntschaft heimlich in seinem Vaterlande verlobt gewesen und nur die Vereinigung einiger Familienangelegenheiten abwarten wolle, um dann Baron Gordon zu verlassen und sich auf ein Gut im Handverschen zurückzuziehen, das ihm jene Geliebte als Mitgift zubringen werde. — Wir entwarfen nun unsern Plan zur Befreiung Claras. Rubach sollte dem Baron meinen Besuch aus Veranlassung der Forderung meines Vaters melden und ihm zugleich mittheilen, daß ich im Besitze des oft erwähnten Documentes sei und ihm endlich rathen, sein Möglichstes zu thun, es in seine Hände zu bekommen.

Als Rubach abgereist war, bat ich Josepha, auf einige Tage verreisen zu dürfen, während sie sich inzwischen in dem Hause meines obengenannten Landsmannes aufhalten solle, wo eine achtungswerthe Familie ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erweisen werde.

Ihre Verzweiflung über diese meine Zumuthung war so groß, daß ich nicht wußte, ob ich abreisen oder bleiben sollte, als zu meinem großen Troste der treue Cosmus plötzlich vor uns stand. —

In seiner brüderlichen Obhut wußte ich Josepha sicher, und noch dieselbe Nacht reiste ich mit größter Eilfertigkeit und Ungeduld nach Cassel.

Ich kam Abends dort an und suchte Rubach sogleich auf. Er sagte mir, daß er den Weg für mich

aufs Beste zubereitet zu haben glaube, und versprach, mich schon am nächsten Vormittag zum Gesandten zu führen. Der Baron empfing mich mit einer ganz außergewöhnlichen Höflichkeit, in die sich freilich eine gewisse Verlegenheit mischte. Mit ebenso großer Höflichkeit entschuldigte ich mich wegen meines Vaters Auftrag, der mich nöthige, ihm mit einer alten Forderung zur Last zu fallen, die ich ihm übergab. Mit einem hippokratischen Gesichte betrachtete er das unangenehme Papier, das, ungerechnet die ungebührlich lange ausstehenden Interessen, auf eine bedeutende Summe lautete. Er gab mir das Papier zurück und begann einige Entschuldigungen hervorzustammeln, die ich mit der Versicherung unterbrach: Was diese Sache betreffe, so würden wir wohl einig werden. Ich wagte nun mit der Aeußerung hervorzutreten, daß mich ein ganz anderes Geschäft zu ihm führe, daß ich aus Ergebenheit für sein Haus nicht glaube, eine gegen ihn und seine Familie angestiftete Verrätherei verschweigen zu dürfen, welche mir von sicherer Hand, die ich leider zu nennen außer Stande sei, mitgetheilt worden. Ich erzählte ihm nun Graf Ardins schändliche Aeußerung; aber der Baron lachte mich wegen meiner einfältigen Leichtgläubigkeit aus; und da ich bei der Ueberzeugung von der Wahrheit meiner Aussage beharrte, so konnten wir Beide nur mit Mühe unsere innere Erbitterung bezwingen. Der Baron war bald nicht mehr Herr über sich selbst und fragte mich mit höhnischer Miene, was mich dazu berechtige, mich in seine Familienangelegenheiten zu mischen, welch' eitle Hoffnung ich hinsichtlich seiner Tochter nähre, die mich mehr zu interessiren scheine, als es sich für mich schicke. „Ich nähre keine Hoffnung in dieser Hinsicht,“ antwortete ich. „Es sind nicht blos Adels-Vorurtheile, sondern es ist etwas weit Wichtigeres, was mich für den Augenblick von Fräulein Clara trennt; aber mein Interesse für sie ist so groß und lebendig, daß ich mir fest vorgesetzt, sie von dieser Schande,

oder zum Mindesten dem Unglücke zu retten, in welches ihr eigener Vater sie stürzen will." — Wie ein Rasender fuhr der Baron im Zimmer umher und stammelte eine Masse Schimpfworte hervor, die ich nicht verstehen konnte. Während ich noch einige Augenblicke unentschlossen da stand, wie ich auf gute Weise einleiten sollte, was ich eigentlich im Sinne hätte, kam er mir zu Hülfe, indem er selbst die bewußte Materie zur Sprache brachte. Er schien nämlich plötzlich sich auf etwas zu besinnen, was den Ausbruch seines Zornes dämpfte, und sagte mit einem gemacht gleichgültigen Tone: „Apropos, Sie haben ein Document, welches mir gehört. Darf ich Sie bitten, mir dasselbe zurückzugeben?' — „Entschuldigen Sie, Herr Baron! Ich sollte wohl meinen, daß es mir gehört; denn Sie werden sich gewiß erinnern, daß ich, um es aus den Händen des Betreffenden zu bekommen, ein bedeutendes Geldopfer bringen mußte, was mir nicht erstattet worden ist und was ich auch nicht verlange. Aber das Document ist nun einmal in meinen Händen, und ich gebe es nur unter Bedingungen heraus." — „Nun! so sagen Sie! Was wollen Sie haben?" — „Ein Bagatell, etwas, was jedenfalls geschehen muß. Lassen Sie uns ruhig mit einander sprechen, Herr Baron. Das genannte, wirklich für Sie interessante Document, sowie die Forderung meines Vaters an Sie zerreiße ich hier in Ihrer Gegenwart und mache mich ferner anheischig, Graf Ardin eine Summe zu überbringen, welche Sie, wie ich weiß, ihm schuldig sind, Alles unter der Bedingung, daß ich ihm zugleich einen kleinen Brief überbringen darf, den ich aufgesetzt und den ich Sie zu unterschreiben bitte. Auch einen Brief an meinen Vater muß ich Sie bitten, mit Ihrer Unterschrift zu beehren . . . Dämpfen Sie Ihren Zorn! Erlauben Sie, daß ich Ihnen beide Briefe vorlese. Zuerst den an den Grafen, welcher ziemlich höflich und galant ist. Vernehmen Sie! . . . „„Da es mir nicht möglich ist, ohne Mißbrauch meiner väterlichen Ge-

walt meine Tochter zu vermögen, mir zu gehorchen, und Ihnen ihre Hand zu geben, so sehe ich mich genöthigt, von der Ehre abzustehen, mit Ihnen in nähere Verbindung zu treten. Ich nehme mir zugleich die Freiheit, meine Schuld abzutragen, und bitte Sie mir zu gut halten zu wollen, daß ich jetzt erst diese Pflicht erfülle."" — Der Baron sah mich mit funkelnden Augen an, ohne zu sprechen. „Der andere Brief," sagte ich, „ist ganz kurz und unschuldig und lautet so: „„Da Sie mein alter Freund, mir und den Meinen stets so viele Theilnahme erzeigt, so schulde ich Ihnen die Versicherung, daß das Gerücht von der Heirath meiner Tochter eine schändliche Lüge ist, und füge hinzu, daß ich mich für ehrlos halten würde, wenn ich meine Einwilligung zu einer solchen Parthie geben könnte."" —

Ich will den Zorn des Barons und seinen Kampf mit sich selbst nicht beschreiben. Rubach kam nun hinzu und trug durch sein ruhiges Zureden und seine Herrschaft über den Gesandten dazu bei, dieser Scene ein Ende zu machen. Mit dem Brief an meinen Vater hielt es am Schwersten; denn es war leicht einzusehen, daß diese Zeilen ein wesentliches Hinderniß bieten würden, die Parthie aufs Neue zu Stande zu bringen. Aber die Furcht theils vor der Waffe, die ich in dem gefährlichen Documente besaß, theils wohl auch vor der Schuld, die damit ausgeglichen wurde, überwand zuletzt die Bedenklichkeiten dieses stolzen, aber einfältigen Mannes, wogegen ich sogleich die erwähnten Papiere zerriß und einen Wechsel auf meinen genannten Landsmann in Weimar schrieb, der in Handelsverbindung mit meinem Vater stand, um die unbedeutende Summe, welche der Baron dem Grafen Ardin schuldete, flüssig zu machen. Dieser Wechsel wurde in einen Brief eingeschlossen, und ich übernahm es selbst, ihn in seine Wohnung zu bringen.

Schon am selben Abend erhielt ich eine Ausforderung von dem Grafen.

Rubach erzählte mir, daß Baron Gordon sogleich, nachdem ich ihn verlassen, zu seinem projektirten Schwiegersohn geeilt, und wahrscheinlich dumm genug gewesen sei, ihm Alles anzuvertrauen. Der Graf hatte nun, um sich vor dem Prinzen und dem Hof, der ihn mit der hübschen Clara verlobt glaubte, in ein vortheilhaftes Licht zu setzen, sich vermuthlich verbunden geglaubt, mich herausfordern zu müssen, ungeachtet er sonst als Schuft bekannt war. Rubach, dem die Wendung, welche diese Sache genommen, Kummer machte, tröstete sich mit meiner Fertigkeit im Pistolenschießen, von welcher er bei einigen Schießübungen, an denen wir in London gemeinschaftlich Theil genommen, Proben gesehen. „Schieße ihn zusammen!" sagte er, „so ist ein Teufel weniger in der Welt!" — Das war nicht meine Absicht, ich wollte diesen Sünder seines Lebens nicht berauben, was auch der Erfolg sein möchte, dagegen schien sich mein eigener Tod mir in diesem Augenblicke in freundlicher Gestalt zu zeigen. Für Clara zu sterben, mit einem einzigen raschen Schlag den gordischen Knoten zu zerhauen, in welchen ich Josepha und mich verwickelt, war mir ein beruhigender Gedanke. Ich dachte nur daran, die Zukunft dieser beiden Mädchen, so gut ich konnte, zu sichern. Ich schrieb an meinen Vater, erzählte ihm aufrichtig die Sache, welche mir meine Ehre in Ordnung zu bringen gebot, befahl ihm Josepha als meine Verlobte an und bat ihn, meinen letzten Wunsch zu erfüllen und an meiner Statt sie und Clara als zwei liebenswürdige Töchter zu seinen Erbinnen einzusetzen. Ich schrieb auch an Josepha, an den Prälaten und Cosmus und suchte mich mit jedem von ihnen zu versöhnen. Diese Briefe sowohl, als die vorerwähnten Zeilen unter meines Vaters Adresse, welche ich dem Baron abgedrungen, übergab ich dem treuen Rubach zur Besorgung und vorkommenden Falles auch zum Schutze für Clara. Nachdem ich so aufs Beste meine irdischen Angelegenheiten geordnet, ging ich mit einer Ruhe

zum Duelle, die ich beinahe leichtsinnig nennen möchte. Der mir unerwartete, nichtssagende, lächerliche Ausgang, den es hatte, ist meinen Lesern aus der Schilderung bekannt, die Cosmus davon gibt.

Obgleich halb wieder ins Leben zurückgedrängt, fühlte ich mich doch vergnügt, und das Einzige, was mir bei dieser Sache Kummer machte, war die Furcht, daß die dadurch entstandenen Gerüchte Clara schaden möchten. Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, mich vor ihr zu rechtfertigen. Ich schrieb an sie und erzählte ihr den Zusammenhang, so weit es möglich war, ohne eine billige Schonung gegen ihren Vater bei Seite zu setzen. Abends brachte ich diesen Brief selbst nach dem Landhause des Barons und übergab ihn einem alten Diener, der mir von unserem Aufenthalte in London her noch treu und ergeben war. Ich hatte wie bei meinem früheren Besuche in Cassel an den letzten Abenden das Haus umschwärmt, um eine Spur von Clara zu entdecken. Ich gab diesen schwärmerischen Genuß endlich auf und wollte nach Hause gehen, als der alte Diener mir plötzlich nachgeeilt kam und sagte, das Fräulein sei zu Hause und wünsche mit mir zu sprechen. Ach! Augenblicke wie diese umfassen eines ganzen Lebens Freude und Schmerz. Ich war allein — oder richtiger gesagt — ich glaubte mich allein mit der Geliebten meines Herzens. Sie war schöner, liebenswürdiger, als je, sie dankte mir, nannte mich ihren Wohlthäter, sie wußte Alles, nicht aus meinem Brief, den sie noch nicht gelesen, sondern aus Rubachs, ja selbst aus ihres Vaters Aeußerungen. Offen und treuherzig — wie in ihrer Jugend — erzählte sie mir, was sie gelitten, welcher Abscheu sie gegen den ihr bestimmten Bräutigam erfülle. „Ach!“ sagte sie, „wie wünschte ich, daß ich damals gestorben wäre, als ich krank lag und Sie die langen Nächte hindurch so tröstend an meinem Bette saßen! Es war Unrecht von mir, den Tod zu wünschen, denn noch hat mein Leben der Welt

nichts genützt, und Gott kann den Unschuldigen retten, der keinen Ausweg sieht. Er hat es gnädig gemacht, daß er mir meinen brüderlichen Freund zur Rettung sandte. Ach, wären Sie nur nicht so weit entfernt.“ — Diese zarten Worte und der noch zartere Ausdruck, mit welchem sie gesprochen wurden, ergriffen mein innerstes Wesen. Das holde Mädchen sprach von dem Schrecken, mit welchem sie an die Gefahr denke, der ich diesen Morgen ausgesetzt gewesen, indem sie hinzufügte: „Gott sei gelobt, daß ich es nicht wußte, ehe es überstanden war! Hätte mir Rubach die Sache gestern Abend erzählt, statt heute Mittag, ich glaube, ich wäre in der Nacht gestorben! — O Gott! um meinetwillen! Sie, Ihres Vaters einziges Kind! Sie, dessen Leben so manchen Segen schaffen kann?“ — Bei diesen Worten konnte ich mich nicht länger halten. „Nein, Clara!“ rief ich, „mein Leben wird keinen Segen bringen, wenn Sie, mein guter Engel, nicht an meiner Seite gehen können, und das können Sie nicht.“ Ich unterbrach mich plötzlich selbst. Clara erröthete und schlug die Augen nieder. Mein Herz wollte brechen vor Liebe und Wehmuth. Ich konnte kaum meine Thränen zurückhalten. Clara erhob langsam ihre frommen Augen zu mir. Wir sahen einander wie zum Lebewohl an, ich glaubte in ihren Mienen zu lesen, daß sie meine Liebe theile. Eine Seligkeit, ein Schmerz ohne Gleichen durchdrang mich. Josephas Bild trat drohend zwischen uns. — Ich suchte mich zu fassen und sagte so ruhig, als es mir möglich war: „Da nur der Himmel weiß, ob ich wieder so glücklich sein werde, Sie zu sehen, so lassen Sie mich diese kostbaren Momente benützen, Sie zu bitten, mich über Ihre Zukunft zu beruhigen. Geben Sie mir das Versprechen, daß Sie stark uud standhaft sein wollen, wie diesmal, falls wiederum ein Heirathsplan zur Sprache kommen sollte. Rubach ist Ihnen ergeben, er wird Ihnen eine kleine Stütze sein, er wird

mich von Allem unterrichten, was Sie betrifft; und vom Ende der Welt werde ich Ihnen zu Hülfe eilen und Leben und Blut für Sie wagen. Versprechen Sie mir, daß nur ein achtungswürdiger Mann — ja versprechen Sie mir, daß nur ein geliebter Mann der Glückliche werden soll, dem Clara ihre Hand reicht." — Verlegen antwortete sie: „Seien Sie versichert, daß ich nie vor Gottes Altar einem Manne die Hand reichen werde, den ich nicht für achtungswürdig halte; aber ich darf nicht hoffen, daß die Wünsche meiner Aeltern mit den meinen bei einer solchen Wahl zusammentreffen werden. Unverheirathet zu bleiben, ist mein höchster Wunsch." — Ich wagte nun das Recht der Aeltern in dieser Hinsicht zu bestreiten; aber Clara sagte: „Sie wissen nicht, was es heißen will, seine Mutter weinen zu sehen, wie ich es in jüngster Zeit gesehen, und Sie wissen wohl ebenso wenig, was es heißen will, etwas bereuen zu müssen, etwas, was man so weit es möglich erstatten sollte, aber ich weiß es." — Diese letzten Worte aus diesem unschuldigen Munde frappirten mich so, daß ich nichts zu sagen wußte. Ich betrachtete die engelgleiche Gestalt; ich konnte mich von ihrer Betrachtung nicht losreißen. Eine Ahnung sagte mir, daß dies meine letzte glückliche Stunde sein werde. Ich bat sie um eine Locke von dem schönen glänzenden Haare, das meine Lippen einst, ihr unbewußt, berührt hatten. Meine Kniee beugten sich unwillkürlich vor ihr, als ich sie aus ihren Händen empfing. — Sie haben mich nie verlassen, diese einzige Ausbeute all' meiner Träume, und sie werden mir in mein Grab folgen.

Am nächsten Morgen verließ ich Cassel und reiste zurück nach Weimar, wo ich zu meiner Verwunderung Josepha und Cosmus nicht mehr fand. Nur mit Vorsicht durfte ich mich im Wirthshause nach ihnen erkundigen, da ich Josepha für meine Frau ausgegeben. Ich wußte nicht, wohin ich nun meine Schritte lenken sollte,

als ich ein paar Zeilen von Rubach erhielt, der mir einen Brief sandte, welcher indessen unter meiner Adresse in Cassel angekommen. Der Brief war von Josepha, die in den heftigsten Ausdrücken gänzlich mit mir brach.

Ich will nicht heucheln. Ich fühlte mein Herz sehr erleichtert bei dem Gedanken, von diesem Bande frei zu sein, das all' seinen Reiz für mich verloren; aber auf der andern Seite lag Josephas Schicksal mir allzusehr am Herzen, als daß ich diese Sache hätte ganz fallen lassen können. Eine Unpäßlichkeit hielt mich zwei Tage in Weimar. Sobald es mir möglich war, zu reisen, eilte ich nach Cöln, wo ich sogleich Cosmus aufsuchte, der nicht zu Hause war. Ich ließ mich darauf bei dem Prälaten melden, der mich nicht annahm; aber kaum war ich nach Hause gekommen, als ein Pater, von sehr gutmüthigem und jovialem Aussehen, sich bei mir einfand, wie er sagte, vom Prälaten gesandt, der mich der vollkommensten Versöhnung von seiner Seite versicherte, mir jedoch zugleich Josephas Beschluß melden ließ, mich nie wieder zu sehen. Der Pater entledigte sich seines Auftrags, mich zu beruhigen und zu entfernen, sehr gut. Er erzählte mir so ehrlich von Josephas Wohlbefinden und Stimmung, von ihrem selbst gewählten Aufenthalte bei einer älteren Dame ihrer Familie, unter der ich mir natürlicherweise ihre wackere Tante dachte, die ich bei unserer ersten Begegnung mit ihr gesehen. Ich glaubte dies alles, ach, weil ich es glauben wollte; und ich reiste sogleich fort, in meinem Leichtsinn meinem guten Schicksal für diesen Ausfall dankend. Nicht die mindeste Ahnung von der Wahrheit, von den traurigen Folgen unseres Verhältnisses, erwachte in meinen treulosen Gedanken.

Mit einer vielleicht allzu großen Weitläufigkeit habe ich mich über diese Ereignisse ausgelassen, weil ich um ihretwillen vor Euch, lieben Freunden, angeklagt bin, bei welchen ich Trost suche und von denen büße, indem ich nicht

blos diese, sondern alle Sünden und Thorheiten meines Lebens beichte.

Ich reiste nun sogleich nach Hause. Mein Vater empfing mich etwas ungehalten wegen des Wechsels, den ich auf ihn gezogen, da er mich doch so reichlich mit Gelde versehen. Aber ein ehrliches Geständniß des Grundes meiner Verschwendung entwaffnete ihn. Es schien ihm ritterlich und ehrenvoll, daß ich einen Kampf mit so vornehmen Personen bestanden und er ließ sich um so leichter wieder versöhnen, als er in späteren Jahren nicht mehr so hitzig und auffahrend war, was wohl von der Abnahme seiner körperlichen Kräfte kam. Dieser letzte Umstand war die Ursache, daß ich ihm meine Zeit und Sorgfalt in ganz anderer Weise als früher widmete. Im Uebrigen ging ich meine alten Wege und besorgte meine Geschäfte, wie zuvor. So verfloßen zwei Jahre, von welchen ich nichts anderes sagen kann, als daß Tag um Tag zerrann. In meinem Innern wechselte eine tiefe und wehmüthige Sehnsucht mit einer Leere, deren ich mich schämte, ohne sie überwinden zu können; nur in einzelnen Augenblicken gelang es mir, wenn ich mich der Illusion hingab, einen Gegenstand gefunden zu haben, der mich an Clara erinnerte. Glücklicherweise finde ich in diesen Jahren nichts, was diesen Schein trug. Mein Intresse für die jungen Mädchen von Claras Alter — und sie interessirten mich beinahe alle — war etwas, was mich charakterisirte. Zwei solche Mädchen, die gänzlich ohne Vermögen waren, steuerte ich aus, und ein drittes, sehr hübsches Mädchen, das zu mir kam, um für seinen Vater zu bitten, der eine bedeutende Betrügerei gegen mich begangen, war Schuld daran, daß ich nicht nur die Sache auf sich beruhen ließ, sondern ihm noch einmal Gelegenheit gab, mich zu betrügen, was er auch nicht versäumte.

Gegen den Schluß des zweiten Jahres starb mein Vater plötzlich. Ich fühlte mich sehr verlassen und un-

entschlossen, was ich mit dem großen Reichthum beginnen sollte, den er mir hinterlassen. Nach mehren wieder verworfenen Plänen für meine Zukunft, that ich, was man gewöhnlich nach einer langen Unentschlossenheit thut: nämlich nichts. Ich verkaufte meines Vaters Brauerei und was damit in Verbindung stand, legte meine Capitalien sicher an, suchte um einige Monate Urlaub bei dem Departementschef an, der mich inzwischen hatte avanciren lassen, und reiste fort.

Der Einfluß, den die politische Gährung der Zeit auf die Stellung des Individuums ausübte, hatte um diesen Zeitpunkt auch Baron Gordon von dem Dasein einer solchen Gährung überzeugt. Er war für den Augenblick ohne Stellung und hielt sich bei einem Verwandten, auf einem Gute, in der Nähe von Hamburg, auf. Mein Herz trieb mich nach diesem Orte; aber ich weiß nicht, welches Gefühl von Zweifel und Furcht mich dort wieder zurückhielt und mich vermochte, zuerst Rubach zu besuchen, der seit unserer letzten Zusammenkunft Gatte und Gutsbesitzer geworden war, und auf seinem Eigenthum im Handverschen lebte, wohin er mich mehremal in seinen Briefen eingeladen. Der freundliche Empfang, der mir hier zu Theil wurde, die glückliche und friedliche Umgebung, in der ich meinen alten Freund fand, würden wohlthätig auf meinen Sinn gewirkt haben, wenn ich nicht schon in den ersten Gesprächen beunruhigende Nachrichten, bezüglich Claras, bekommen hätte. Rubach erzählte mir, daß ihres Vaters Stellung sehr traurig sei, daß die Schulden, in die er sich überall gesteckt, ihm den Weg nach allen Seiten sperrten und daß er dadurch von einem Verwandten abhängig geworden, der ihm eine Freistätte auf seinem Gute geboten. Dieser Verwandter war ein deutscher Graf in seinen besten Jahren, ein hübscher Mann, der Militär gewesen und Theil am Kriege genommen, aber nun, gleichfalls aus politischen Gründen, den Dienst verlassen

und sich auf sein Gut zurückgezogen. Rubach hatte ihn in Cassel gesehen, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten und — wie es schien — Clara die Cour gemacht. Er fügte hinzu: „Meine Wünsche begleiteten ihn nicht. Er ist roh und stolz, überdies dem Spiele noch weit mehr ergeben, als Baron Gordon." — Mit schalkhaftem Lächeln fuhr er fort: „Da ich mit Vergnügen erfahren habe, daß Du frei bist, so trage ich kein Bedenken, Dir zu sagen, daß ich oft in meinen Gedanken die Prophezeiung ausgesprochen, Du und Clara würden am Ende doch noch ein Paar. Du siehst aus, als fielest Du bei meinen Worten aus den Wolken. Aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß Baron Gordon um Deines Vermögens Willen, an dem ihm viel liegt, ein Auge wegen Deiner bürgerlichen Geburt zudrücken würde. An Deiner Liebe zu Clara kann Niemand zweifeln, der in Eurer Nähe gewesen, und ich glaube beinahe, daß auch ihr kleines Herz Dir gehört. Einen Monat nach unserer letzten Begegnung bemerkte ich, daß Clara mehre Mal im Begriffe war, mir etwas zu sagen, was sie nicht über die Lippen bringen konnte. Da ein guter Diplomat die Gedanken der Leute ahnen muß, ohne die Worte erst abzuwarten, so benutzte ich einen der seltenen Augenblicke, in welchen wir unbemerkt waren, um von Dir zu sprechen. Das hübsche Mädchen erröthete und fragte mit scheinbar gleichgültiger Miene, ob Du nicht verheirathet seist. Als ich verneinte, fügte sie hinzu: „Ich habe doch gehört, daß er in Weimar seine junge Frau bei sich hatte." — Da ich aus Deinen Briefen erfahren, daß Du nicht verheirathet seist, im Uebrigen aber über Dein eigentliches Verhältniß zu der Unbekannten in Weimar keinen genauen Bescheid wußte, so antwortete ich mit einer nicht sehr diplomatischen Verlegenheit, denn Clara sagte: „Ich fürchte, mich der Unbescheidenheit schuldig gemacht zu haben, indem ich Sie nach den Geheimnissen eines Freundes fragte." — „Es leuchtete jedoch deutlich daraus hervor,"

sagte Rubach, „daß dies Gespräch niederschlagend auf ihre Stimmung gewirkt, so viele Mühe diese sich auch gab, es zu verbergen."

Mit beklommenem Herzen eilte ich nach Claras Wohnort. Es war ein sehr schön gelegenes Landgut mit einem großen Garten, der bis an die Ufer der Elbe hinab ging. Ganz nahe bei der Einfahrt war ein niederes Haus, dessen Aussehen zeigte, daß es ein Wirthshaus sei. Hier zog ich ein und sandte einen Boten zu dem alten Diener, mit Namen Peter, von dem schon früher die Rede gewesen, und ließ ihn bitten, zu mir zu kommen. Er kam sogleich und brachte mir die Schreckensbotschaft, daß Claras Verlobung mit dem Grafen von Meerstein vor einigen Tagen gefeiert worden sei. Daß Zwang sie zu dieser Verbindung vermocht, glaubte Peter nicht, obwohl die Aeltern mehr als entzückt darüber seien. Die Hochzeit sollte ehestens stattfinden und kurz darauf wollte das junge Paar nach London reisen, wo die Mutter des Grafen, eine geborene Engländerin, die Renten ihres eignen Privat-Vermögens verzehrte, das größer war, als das ihres verstorbenen Mannes; der Sohn hoffte, daß sie ihm in ihrer mütterlichen Freude einen Theil ihres Ueberflusses abtreten werde, wenn er sie mit seiner jungen Frau besuche. Baron Gordon sollte indessen auf dem Gute zurückbleiben und es als sein eigenes betrachten. — All' dies hatte die Baronin, in ihrer Herzensfreude, dem alten Diener zu erzählen sich herabgelassen. Da ich wußte, daß ich vollkommen auf seine Zuverlässigkeit und Ergebenheit für mich vertrauen konnte, bat ich ihn in aller Stille, seinem Fräulein meine Anwesenheit zu melden und sie um ein kurzes Gespräch unter vier Augen zu bitten.

Schon am selben Vormittag kam er zurück und führte mich durch den Garten nach einer Orangerie, die nur durch ein Blumenbeet und ein niederes Stacket von

dem Ufer getrennt war. Eine Abtheilung dieses Orangerie-Hauses war als Cabinet eingerichtet, dessen beide als Jalousien eingerichtete Wände an die eigentliche Orangerie stießen; die dritte war mit Schlingflanzen und schönen blühenden Bäumen bekleidet, die vierte bestand beinahe ganz aus Thüren mit Glasfenstern. Es war ein schöner Frühlingstag, man hatte die Thüre der warmen Aprilsonne geöffnet. Ich war allein und hatte Zeit, den kleinen niedlichen Pavillon zu betrachten, den mir Peter als Claras Lieblingsplatz bezeichnete. An der einen offenen Thüre stand ein Lehnstuhl, auf dem sie gesessen haben mochte, denn der Tisch davor war mit einer Frauenzimmerarbeit bedeckt. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich auf diesen Stuhl zu setzen, und die nächsten Gegenstände zu berühren, von denen ich dachte, daß ihre Hände sie berührt. Ein Buch lag dort. Ich nahm es. Es war Göthes Wilhelm Meister. Ich schlug es auf und stieß auf die herzergreifende Stelle, wo die alte Barbara Champagner in die Gläser schenkt, während sie Wilhelm Meister die Nachricht mittheilt, daß die solange vergebens gesuchte Geliebte in die Kammer gegangen, wohin ihr kein Bräutigam folge. Eine tiefe Sympathie ergriff mich bei dieser kurzen, aus dem Zusammenhang gerissenen Lectüre. Auch ich hatte vor ein paar Stunden die Nachricht erhalten, daß die so lange gesuchte Geliebte für mich verloren war. „Doch nicht durch den Tod!" sagte ich zu mir selbst: „Nein, Gott sei gelobt!" — Und der Gedanke, daß Clara auf eine — wie mir schien — noch traurigere Weise mir hätte entrissen werden können, die Vorstellung, daß das junge, herrliche Mädchen lebte, erfüllte mich mit einer Beruhigung und einer Zärtlichkeit für sie, die mich ganz mein vergessen und bloß an sie denken ließ. Die sanfte Stimmung, in die ich gekommen war, wurde durch klagende Töne erhöht, die einem tiefen Seufzer zu gleichen schienen und bisweilen seltsam mit dem muntern Gesang

der Lerche contrastirend ihn beantworteten. Diese Töne kamen von einem außerordentlich großen, sehr schönen Papagei, den ich schon bei meinem Eintreten bemerkt hatte. Er saß an der offnen Thüre mit einer Kette an die Stange befestigt. Er saß still, mit gebeugtem Kopfe, und schlug ab und zu mit den großen Schwingen, als wollte er sich losreißen und zur Sonne auffliegen. Ich betrachtete ihn mit Mitleiden und glaubte zu bemerken, daß es ein junger Vogel sein müßte, der an den Zwang der Sclaverei noch nicht gewohnt war.

Ich hörte leise Schritte, und Clara trat ein. Ihre Schönheit hatte sich in den letzten Jahren noch mehr entfaltet; sie blendete meine verliebten Augen. Mild und anmuthig, aber zurückhaltender als früher, entschuldigte sie sich, daß sie mich habe warten lassen, und indem sie ihre Freude über das Wiedersehen äußerte, bat sie, mich zu ihren Aeltern führen zu dürfen. — Da dies das Letzte war, was ich wünschte, so riß ich mich aus der Verwirrung los, in welche mich ihre Nähe gebracht, und sagte, daß ich nur, um mit ihr zu sprechen, diese Reise gemacht. Mein Muth wuchs, je mehr ich sprach; ich erinnerte sie an unsere frühere Begegnung in Cassel, an das Versprechen, das sie mir gegeben. Ich bat sie, mir um meiner Ruhe willen zu sagen, ob sie dem Grafen freiwillig ihre Hand geschenkt, ob sie ihn achte und liebe. — Ernst, aber verlegen antwortete sie: „Sie haben so viel für mich gethan, so viel für mich gewagt, daß ich fühle, es ist Pflicht, Ihnen Fragen zu beantworten, über die ich mich mit Niemanden einlassen würde. Kein Zwang hat mich vermocht, mich mit dem Grafen zu verloben. Ich achte ihn, er ist ein muthiger und rechtschaffener Mann, der sich edel gegen meine Aeltern gezeigt. Ihnen kann ich es sagen: Er ist ihre einzige Stütze." — „Aber lieben Sie ihn?" — „Ich weiß nicht, ob mein Gefühl für ihn das ist, was die Welt Liebe nennt, aber ich habe ihn lieb; ich habe Vertrauen zu ihm. Ist das nicht

genug?" — „O nein, liebenswürdige Clara! das ist nicht genug. Der Allzuglückliche, dem Sie angehören sollen, muß den höchsten aller Vorzüge besitzen: er muß nämlich von Ihnen geliebt sein, für Sie der Einzige in der Welt sein, wie Sie es für ihn sein werden." — Mit einem Ausdruck von Bitterkeit, den ich nie zuvor bei Clara gesehen, antwortete sie, indem das Blut ihre Wangen lebhaft färbte: „Die Einzige für ihn! — Aber wenn ich nun erführe, daß ich es nicht wäre, und er doch der Einzige für mich wäre, so würde mein Herz brechen." — Rubachs Bericht von jenem Gespräch fiel mir ein. Ich fühlte die strafende Nemesis, ungeachtet ich doch nicht wußte, ob mein Gewissen oder Clara mir dies sagten. Mit einem tiefen Seufzer antwortete ich: „Ach! mancher Mann macht sich einer Untreue schuldig, obwohl kein treulos Gefühl je in seiner Seele aufkam." — Wir schwiegen Beide. Nach einer kleinen Pause sagte Clara mit ihrer angeborenen Milde und ihrer unbeschreiblich melodischen Stimme: „Ich bin noch jung, und meine meiste Erfahrung schöpfe ich aus den Empfindungen meines Herzens; aber ich dachte, die Sehnsucht nach Glück, nach Liebe, welche alle Menschen hegen, könne niemals in dieser Welt zufriedengestellt werden, sondern sei nur die Ahnung einer besseren, wo unsere eigentliche Heimath ist. Es kommt nur darauf an, so durch diese zu gehen, daß wir jene gewinnen können." — „Ach, Clara! Sollten Sie auf dieses Leben verzichten wollen?" — „Nein, das ist nicht meine Meinung, aber ich glaube, daß für den, der ehrlich das Gute will, tausend kleine Glückseligkeiten im Leben bleiben, welche uns seine Mühe und fehlgeschlagenen Wünsche vergessen machen." — Mit tiefer Bewegung sagte ich: „Sie beehrten mich einst mit dem Namen eines Bruders und Freundes. Lassen Sie mich darin die Entschuldigung für meine Unbescheidenheit finden, wenn ich Sie bitte, Ihre Hochzeit zu verschieben, bis Sie den Grafen näher

kennen gelernt. Sie sind so jung, Sie sind so rein und unschuldig wie ein Engel. Sie wissen nicht, wie viel Böses an uns Sterblichen klebt und uns und Andern das Herz und das Leben verbittert. Und die Ehe ist ein so ernstes, so strenges Band. Sie sind noch frei; bedenken Sie sich, ehe Sie das größte Gut weggeben, die Freiheit!" — „Die Freiheit. welche das größte Gut ist, kann nichts uns rauben. Ich glaubte die meinige zu mißbrauchen, wenn ich es für möglich hielte, ein heiliges Gelübde zu brechen, — wenn ich den Grafen beleidigte, indem ich seinen Charakter einer Prüfung unterwürfe, wenn ich meine Aeltern betrübte, da es in meiner Macht steht, sie in hohem Grade zu erfreuen. Ich bin dem Grafen Dankbarkeit schuldig; meine Brüder haben beide in ihm eine Stütze gefunden, und muß ich nicht von ganzem Herzen Gott danken, der mich diesen Beiden von Nutzen sein läßt, da ich dem Dritten, den ich so innig liebte, zum Schaden gewesen." — „Ach, liebste Clara! So habe ich mir die Motive zu dieser Heirath gedacht. Ihre Tugenden, Ihr edles Herz werden Ihnen selbst zur Schlinge. Sie geben sich als geduldiges Opfer für Andere hin." — „Nein! Sie täuschen sich," rief Clara, etwas gekränkt. „Ich bin kein Opfer. Der Graf ist mir theuer und seine Persönlichkeit gefällt mir." — Diese Worte schnitten mir durch das Herz. Mit leidenschaftlicher Heftigkeit beschwor ich sie, bei Allem, was heilig ist, sich Bedenkzeit zu nehmen, den entscheidenden Schritt aufzuschieben. Mit ernster und milder Würde sagte sie: „Lieber Trolle! Lassen Sie uns diese Scene enden und überlegen Sie ruhig, was ich Ihnen sagen werde. Ich freue mich, Sie als meinen Bruder, ja als meinen liebsten Bruder betrachten zu dürfen. Aber wenn selbst mein beweinter Alfred wieder käme und mit mir spräche, wie Sie es nun thun, so würde ich doch in einer Sache wie diese mich nicht für verbunden halten, ihm zu folgen."

Ich verzweifelte, es war mir unmöglich, sie zu ver-

lassen, eine wahre Raserei beherrschte mich. Ich warf mich ihr zu Füßen. Ich weiß selbst nicht, was ich sagte. Ganz erschrocken riß sich Clara los und lief in den Garten. Ich blieb besinnungslos stehen. Der Papagei seufzte noch schmerzlicher als zuvor und schlug mit den Flügeln. „Du armes Thier!“ rief ich: „Auch Du bist gefesselt, wie sie es sein wird, und Du seufzest vergeblich, wie ich. Nein! Dich werde ich wenigstens befreien. Fliege fort und freue Dich Deiner Freiheit.“ Mit diesen Worten riß ich die Kette von der Stange los, und mit einem lauten Freudenschrei flog der Vogel in den Garten. Im selben Moment kam Clara zurück, wahrscheinlich in der Absicht, mir ein freundlich Wort zum Abschied zu sagen. Als sie aber den freigelassenen Vogel sah, rief sie betrübt: „O mein Vogel, mein Vogel! — Wie konnten Sie das wagen?“ fügte sie, an mich gewandt, hinzu. Den Ton, in welchem sie dies sagte, höre ich noch. Wir eilten dem Papagei nach und suchten ein Stück von der Kette zu ergreifen, das dieser mit sich schleppte. Clara aber hörte Stimmen auf der andern Seite des Orangeriehauses und lief wie ein scheues Reh nach der Seite, von der sich Jemand zu nähern schien. Ich verfolgte den Vogel, der plötzlich, als wollte er meiner spotten, sich über mein Haupt emporschwang und mit schwerem, aber sicherem Flügelschlag seinen Weg über den Fluß nahm, dessen Breite an dieser Stelle es dem Vogel unmöglich machen mußte, der so lange des Gebrauchs seiner Flügel beraubt gewesen, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen. Ein Fahrzeug lag nur einen Büchsenschuß vom Lande vor Anker. An dem Maste desselben setzte sich der Papagei fest und kletterte bis zur Spitze; aber glücklicherweise verschlang sich seine Kette in dem Tauwerk und hielt ihn fest. Ich sah keinen Menschen an Bord des Schiffes, auch gewahrte ich kein anderes Boot in der Nähe. Rufen durfte ich nicht, um kein Aufsehen zu erregen. Da ich ein guter Schwimmer war, bedachte ich mich nicht lange; ich warf

meinen Rock und meine Schuhe ab und sprang in die Fluth, die Augen beständig auf meinen beschwingten Kameraden gerichtet. Ein Boot, das hinter einem Busche lag, hatte sich indessen in Bewegung gesetzt, um sich mir zu nähern, und stieß gerade zu mir, als ich am Schiffe war. Ich bat die Fährleute, mir den Flüchtling fangen zu helfen. Ich kroch selbst an dem Mast hinauf, um ihn so behutsam als möglich zu fangen, und mit Hülfe der Kette gelang es mir endlich, ihn zu fassen. Der zornige Vogel hieb seinen Schnabel in meine Hände, daß sie stark bluteten, schlug mit den Flügeln und kämpfte heftig für seine Freiheit. Einer von den Fährleuten, der mir zu Hülfe gekommen war, schlug ein Stück Fischergarn über ihn, und in diesem trug ich ihn, besorgt, ihm nicht zu schaden, in das Boot hinab, in welchem ich mich an das Ufer bringen ließ. Der arme Vogel kreischte und zitterte. Die schrecklichen Töne zerschnitten mir das Herz; aber ich tröstete mich damit, daß Clara ihm seine Sclaverei mildern werde, und wünschte mich an seine Stelle. Triefend von Wasser schlich ich mich wie ein Dieb nach dem Pavillon, und da ich zu meiner Freude sah, daß er leer war und Niemand in der Nähe, befestigte ich mit meinen blutenden Händen den Papagei an seine Stange. Er war erschöpft und muthlos wie ich. Ich bat ihn in meinen Gedanken um Verzeihung und vergab ihm die schmerzenden Wunden, die er mir beigebracht. Ich zog meinen abgelegten Rock über meine nassen Kleider und schlich mich aus dem Garten nach dem früher erwähnten Wirthshause. Während ich hier nun mit Hülfe meines Reisegepäcks mich so gut als möglich umkleidete, fühlte ich bereits, daß mir unwohl wurde. Ich war in sehr aufgeregtem Zustande und über alle Beschreibung ungehalten auf mich. Mit bitterem Spotte über meinen Mangel an Herrschaft über meinen heftigen Sinn wiederholte ich in Gedanken meine Zusammenkunft mit Clara und die eben so lächerliche, als bedauerliche Expedition,

mit der ich den Papagei und mich gequält, und mich der gegenüber als Narren gezeigt, der ich am wenigsten miß-fallen wollte. Ich segelte sogleich nach Hamburg zurück und erreichte kaum das Hotel, wo ich logiren wollte, als mich ein heftiges Fieber zu Bette zu gehen nöthigte.

Ich wurde ernstlich krank, und als die eigentliche Krankheit überstanden war, hinderten mich meine Gemüthsleiden, wieder zu Kräften zu kommen. Ich marterte mich selbst mit tausend Vorstellungen. Jeden Tag dachte ich mir, dies sei vielleicht Claras Hochzeitstag, und das junge Paar werde auf seiner Reise nach London wahrscheinlich über Hamburg kommen. Ich bildete mir ein, daß ich sie begegnen könnte, daß sie vielleicht dasselbe Hotel bewohnen würden wie ich, und beunruhigt von diesen Gedanken, beschloß ich sogleich, Hamburg zu verlassen, und gegen den Rath meines Arztes begab ich mich auf die Heimreise.

Ich kam jedoch nicht weiter, als nach Kiel. Ich fühlte mich so matt und befand mich so übel, daß ich auszuruhen beschloß, und da ich wußte, daß ein berühmter Arzt bei der dortigen Universität angestellt war, so wollte ich seinen Rath befragen. Er rieth mir, meinen Aufenthalt in dieser schöngelegenen ländlichen Stadt zu verlängern, mir täglich Bewegung zu machen, namentlich zu Pferde, und meiner Ruhe zu pflegen. Es war im schönsten Theile des Sommers. Ich suchte mich ernstlich zu fassen, dem zerreißenden Schmerze entgegenzuarbeiten, der meine Kräfte verzehrte, das Gefühl für die Güter anzuregen, die mich umgaben, für die wohlthätige Natur, die wiederkehrende Gesundheit, die still Beschäftigung mit Lectüre und das lehrreiche Gespräch mit ein paar ausgezeichneten Männern, die damals der Schmuck der Hochschule waren.

Eines Abends saß ich am Ufer und betrachtete die Fahrzeuge, welche die Leute über die Bucht hin und zurückbrachten. Es war gerade Pfingstabend. Eine Jolle legte

in meiner Nähe an, und eine kleine Schaar Landleute stieg ans Ufer. Ein Haufen Handwerker begegnete ihnen, und sie blieben stehen und sprachen zusammen. Ihr Gespräch drehte sich um die Vergnügungen der kommenden Festtage: Vogelschießen, Tanz und dergleichen. Sie lachten und versprachen, sich an bestimmten Orten zu finden. Einige Frauenzimmer, welche dabei waren, sprachen von ihrem Putz. Ich lauschte mit Interesse dem Gespräche der Leute. Wie beneidete ich diese vergnügten Menschen, welche nach der fleißigen Arbeit einer Woche sich mit ihren Nächsten an unschuldigem Genusse erquicken. Wie hübsch und glücklich erschien mir ihr Stand. Ich sagte bei mir selbst: „Sie kauften den Genuß, den einzigen Preis, für den man ihn erkaufen kann: für die Arbeit; sie suchen nicht in thörichtem Hochmuthe nach dem zu greifen, was in einer höheren Sphäre wohnt; sie kennen die Geringschätzung nicht, mit der die vornehme und verdorbene Welt die Wünsche eines jungen Herzens betrachtet. Sie gehen mit der Geliebten oder Frau, oder mit Verwandten und Freunden. Ich sitze hier ohne Jemand, mit dem ich ans andere Ufer hinüberfahren und an der muntern Volkslust drüben Theil nehmen könnte." — Ein paar Nachtigallen schlugen in dem naheliegenden Schloßgarten. Ein inniges Mitleiden mit mir selbst durchdrang mich, und ich weinte zum Erstenmale seit langer Zeit und fühlte mich durch meine Thränen erleichtert, ungeachtet es mir war, als ob das rauschende Wasser zu meinen Füßen mich in rohem Tone verspottete und meine Blödigkeit verhöhnte.

Plötzlich hörte ich rasche Schritte und ein flüsterndes Gespräch. Ein junger, einfach gekleideter Mann näherte sich mit einem jungen Mädchen, das in der äußerst kleidsamen Tracht der Kieler Bürgerinnen allerliebst aussah. Das junge Mädchen war überhaupt sehr hübsch, von Claras Alter und Größe, und hatte in ihrem Aeußern viel Aehnliches

mit ihr. Mein sehnsuchtsvolles Herz konnte diesem Magnete nicht widerstehen, ich stieg zugleich mit beiden in das Boot und setzte mich neben das junge Mädchen, das sich sehr munter und freundlich in ein Gespräch mit mir einließ. Ich begleitete sie auf einem Spaziergang, während welches das hübsche Kind mit unschuldiger Offenherzigkeit mir von seiner häuslichen Stellung erzählte und mich bat, sie nicht Mamsell, sondern bei ihrem Namen Elsbeth zu nennen. Sie lud mich ein, mit ihr und ihrem Gesellschafter an einer ländlichen Mahlzeit Theil zu nehmen, welche in einem Garten für uns gedeckt wurde und bei der die hübsche Elsbeth mit größter Anmuth die Honneurs machte. Sie unterrichtete mich davon, daß am nächsten Abend, dem ersten Pfingsttage, Ball in Dorfgarten sei, an welchem Jedermann gegen Bezahlung Antheil nehmen konnte, und daß sie auch dorthin kommen wolle. Dies wurde als Aufforderung ausgesprochen und ich ließ es mir nicht umsonst gesagt sein. Jener Abend ließ mich nur allzu lebendig den unersetzlichen Trost und die heilende Kraft fühlen, welche in der Nähe eines liebenden Weibes liegen. Der junge Mann, welcher Elsbeth begleitete, hatte eine von jenen Physiognomien, durch welche Herzensgüte und Treue uns entgegenleuchtet. Auf dem Balle setzte ich mich zu ihm und leitete ein Gespräch ein, aus welchem ich erfuhr, daß Elsbeths roher und geiziger Vater im Begriffe war, ihr einen Mann aufzunöthigen, den sie verabscheute. Jeder Bräutigam erweckte in diesem Augenblicke meinen Unwillen, und nun gar ein aufgedrungener war für mich der Gegenstand des bittersten Hasses. Einem solchen seine Beute zu entreißen, schien für mich von größtem Interesse. Auf dem Balle war ein junger Handwerker, welcher ein paar Male mit Elsbeth tanzte und uns auch auf dem Wege ein Stück begleitete. Er machte Elsbeth auf seine Weise den Hof; aber sie schien ihm nicht die

mindeste Aufmerksamkeit zu schenken. Ich hörte, sie nannte ihn Otto. Ich hielt ihn für einen Verwandten.

Als er uns verlassen und der treuherzige obenerwähnte Begleiter, den sie Vetter Thomas nannte, so bescheiden war, sich in einer gewissen Entfernung zu halten, hatte ich alle Freiheit, mich mit der kleinen Elsbeth zu unterhalten, deren Schicksal mir mit dem von Clara verwandt schien, wie sie mich auch in anderer Hinsicht an so manches erinnerte; und wie mir früher Josepha unter dem Schleier der Nacht und in flüsternden Gesprächen meine Clara schien, so fühlte ich auch jetzt, obgleich in geringerem Grade, den Zauber, der die immer wiederkehrende Illusion begleitete. Ich sprach mit Elsbeth von der Sache, die ich von Thomas erfahren, und mit größter Offenherzigkeit drückte sie ihren Schreck und Abscheu vor dem Schicksale aus, das sie bedrohte. Meine Theilnahme war ebenso warm, als unverstellt und mit so leidenschaftlicher Heftigkeit sprach ich meine Erbitterung über einen solchen Mißbrauch der väterlichen Gewalt, wie meinen Wunsch, ein so liebenswürdiges Opfer zu retten, aus, daß es ganz natürlich war, wenn das junge Mädchen glaubte, ich rede für mich, was ich eigentlich auch that, doch nicht mit Absicht auf sie, sondern in Gedanken an Claras Verbindung, welche ich mir bald als eine Convenienzheirath, bald als eine Inclinazionspartie dachte, ohne selbst recht zu wissen, was mir eigentlich am peinlichsten war.

Elsbeth und ich kamen überein, uns heimlich Abends in des Vaters Garten treffen zu wollen, um näher mit einander zu überlegen, wie sie von dem verhaßten Bräutigam befreit werden könnte. Das muntere Mädchen freute sich über den Possen, den sie ihrem Gegner dabei spielen sollte und sagte, daß sie bei ihrer Nachhausekunft mir einen Frack und einen Hut ihres Vetters senden wolle, worin ich wie ein Christiansfelder, wie ihr bestimmter Bräutigam, aussehen würde. Wir trennten uns nun und

ich versprach, am nächsten Tage sie am Ufer treffen und die kleine Fahrt über die Bucht mit ihr machen zu wollen.

Was soll ich mehr sagen? Wie ein Kranker, der nach einem verderblichen Mittel greift, das für den Augenblick seinen Schmerz stillt, so ergriff ich den Trost und die Linderung, die mir diese Begegnungen verschafften. Im Verlauf von vierzehn Tagen kam ich mehrmals Abends mit Elsbeth zusammen. Mit liebevollen Worten und kleinen Liebkosungen sprachen wir zusammen, eigentlich von Nichts. Wir vergaßen, aufrichtig gesagt, den Christiansfelder. Eines Abends wurden wir jedoch von ihrem Vater, einem groben Philister, überrascht, der sich indessen anstellte, als ob er sich von dem kecken Vorgeben Elsbeths, ich sei ein Bote von ihrem Bräutigam in Christiansfeld, täuschen ließe. Er bat mich, ihm zu versprechen, daß ich am nächsten Abend wieder kommen wolle. Ich hatte auch im Sinn zu kommen, um zu erfahren, ob Elsbeth eine Unannehmlichkeit von unserm Stelldichein gehabt, aber am nächsten Tage erschien der ehrliche Thomas bei mir und theilte mir mit, daß sein Oheim, der Vater Elsbeths, einen schlimmen Anschlag gegen mich vorbereitet habe, und da dies nicht ohne Gefahr sein werde, so möchte ich mich dieser nicht aussetzen, was mir auch um so weniger einfiel, als mich Thomas zugleich unterrichtete, daß Otto schon lange der heimliche Geliebte und Verlobte Elsbeths sei. Mit des braven Mannes Beistand und mit Hülfe der goldenen Schlüssel, die so manche Verwirrung lösen, war ich so glücklich, Elsbeth von dem verhaßten Liebhaber zu befreien und sie mit Otto zu vereinen. Es war ein Trost für mich, daß unsere leichtsinnige Vertraulichkeit der Art gewesen, daß Elsbeth, ohne zu erröthen, einem braven Manne die Hand reichen konnte. Dieses Abenteuer, das ich nicht zu entschuldigen versuchen will, brachte mir im Uebrigen ein wahres Glück, das ich nicht verdient habe, nämlich meinen treuen Thomas, der seinen Oheim verließ und in meine

Dienste trat, in welchen er als Freund und Diener mich treulich durch die vielen Jahre begleitete, welche zwischen jenen Tagen und heute liegen.

Ich reiste zurück nach Hamburg, wo ich erfuhr, daß Clara verheirathet und mit ihrem Gatten nach London gegangen sei; und obwohl ich mich für ganz gefaßt auf diese Nachricht hielt, so erfuhr ich doch aus dem Eindruck, den sie auf mich machte, daß ich mich wohl auch hierin getäuscht. Ich glaubte nun, eine lange Reise werde mich die für den Menschen so unentbehrliche Kunst des Vergessens lehren; und um mich ganz frei zu wissen, schrieb ich in die Heimath und nahm meinen Abschied als Beamter. In manchem Augenblicke habe ich seitdem diesen Schritt bereut; denn ein wie unbedeutendes Glied im Staatsverbande man auch sein mag, ist es doch besser, selbst nur ein solches zu sein, als ein vom Stamme losgerissenes Blatt, das müssig von allen Winden hin- und hergetrieben wird. Aber in jenem Augenblick wurde außer diesem, in meiner innersten Seele festgewachsenen Bande, noch ein anderes zerrissen. Schon zwei Jahre, ehe ich Kopenhagen verließ, hatte Dänemarks großer Minister die Erde verlassen. Er war in letzter Instanz mein Chef, und wie sehr mich auch meine bescheidene Stellung von ihm entfernte, war doch all mein Interesse für die mir obliegenden unbedeutenden Geschäfte mit ihm so gut wie erstorben; denn wie der geringste Soldat in einer Armee sich durch den Ruhm und die Größe seines Generals muthig und begeistert fühlt, so glaube ich, daß jedes Departement oder Collegium, vom ersten Beamten bis zum Feuerwächter hinab, Leben und Thätigkeit aus den Verdiensten und der Ehre seines Chefs zieht.

Sobald ich meinen Abschied erhalten und Ein und das Andere in der Heimath geordnet, verließ ich Hamburg und reiste direct nach Paris. Nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Hauptstadt der Welt, welche damals meinen Erwartungen nicht entsprach, zog ich weiter und

besuchte in einem Zeitraum von dritthalb Jahren die meisten europäischen Länder, worauf ich wieder nach Paris zurückkehrte. Bei längerem Aufenthalt und bei lebhafterem Verkehr mit der in so mancher Hinsicht interessanten französischen Nation begann ich großen Geschmack an dem Pariser Leben zu finden und suchte mich auf rühmliche und tadelnswerthe Weise in der Kunst auszubilden, um derenwillen ich reiste: in der Kunst des Vergessens. Aber Jeder, der in derselben Stellung wie ich gewesen, wird mir ohne Zweifel Recht geben, wenn ich behaupte, daß unsere Erinnerung durch ebenso viele Gegenstände geweckt, als eingeschläfert wird, und daß von den Gedanken, denen man entfliehen will, dasselbe gilt, was von den Sorgen, von welchen Horaz sagt: Sie setzen sich hinter uns auf das rasch dahinfliegende Roß und schwimmen dem Schiffe nach, das über die Wellen segelt.

Ungefähr zwei Jahre hatte ich mich in Paris aufgehalten, als Napoleon die Kaiserkrone auf sein Haupt setzte. In Folge der Ansicht, die ich als ein junger Mensch in der Revolutionszeit eingesogen, war diese Wendung der großen Begebenheiten gegen meine damaligen Anschauungen, wie mir auch die Militärdespotie schon lange ein Dorn im Auge gewesen. Eine herzliche Sehnsucht nach meinem stillen bescheidenen Vaterlande erwachte bei mir, und ich begab mich auf den Heimweg.

Während meines Aufenthaltes im Auslande hatte ich indessen erfahren, daß Baron Gordon gestorben und daß Clara und ihr Gatte nach einem mehrjährigen Aufenthalte in London auf ihr Gut zurückgekehrt seien und dort leben. Als ich nun auf meiner Heimreise nach Hamburg kam, wo ich der Unvergeßlichen so nahe war, wurde ich von dem heftigsten Wunsche ergriffen, sie wieder zu sehen. Beinahe fünf Jahre waren seit unserer letzten Begegnung verflossen. Ich fühlte, daß ich älter und besonnener geworden. Ich wollte mich geradezu melden

lassen und ihr mit größerer Würde gegenübertreten, als das Letztemal. Ein wunderliches Gefühl ergriff mich, als ich den Ort wiedersah, wo sie lebte. Ich ging um das Landhaus her, ehe ich mich ihm ganz nahte. Ich sah etwas entfernt den Pavillon und den Ort an der Elbe, wo ich hinübergeschwommen, und mein Herz pochte bei diesem Anblicke. Endlich gewahrte ich einen Diener, der vor der Thüre stand. Ich fragte nach dem alten Peter und erfuhr, daß er noch in Diensten der Familie sei, und wurde dann in einen Vorsaal geführt, wo er mich sogleich mit seiner alten Freundlichkeit empfing. Ich bat ihn, mich bei der Gräfin zu melden; aber mit bekümmerter Miene antwortete er: „Ach! lieber Herr! so gerne ich wollte, darf ich doch nicht, denn sie hat ausdrücklich gesagt, daß sie in diesen Tagen Niemand empfangen werde, wer es auch sei." — „Ist sie krank?" fragte ich rasch. „Nein, nicht gerade krank, aber sie befindet sich nicht wohl, so viel man sehen kann." — Ich konnte die Unruhe nicht verbergen, die diese Worte bei mir verursachten, und als ich äußerte, daß ich auf der Heimreise sei und nicht noch einige Tage warten könne, wie er mir vorschlug, mich aber glücklich schätzen würde, wenn ich seine Frau nur sehen könnte, ohne von ihr gesehen zu werden, so überlegte sich Peter die Sache einen Augenblick und sagte dann: „Ja, da Sie es sind, und wenn Sie mir versprechen wollen, daß Sie keine Seele merken lassen werden, daß Sie da sind, so könnte ich Sie wohl in ein Zimmer einschließen, von welchem man die Gräfin sehen kann, denn ich weiß, sie kömmt nun sogleich in den Saal zu dem kleinen Alfred." — Der kleine Alfred! Dieser Name ging wie ein giftiger Pfeil durch mein Herz. Ich begriff, daß es Claras Kind sein müsse, von dessen Dasein ich nichts wußte. — Ich war nicht im Stande, Peter weiter über diese Sache zu befragen, dankte ihm jedoch mit wenigen Worten und folgte ihm nach einer Thüre, der er sich mit leisen Schritten

näherte, als wäre ein Kranker oder Schlafender drinnen. Er schloß mich in ein kleines Zimmer, und nachdem er mir flüsternd das Versprechen abgenommen, meine Gegenwart nicht bemerklich machen zu wollen, ließ er mich allein. In dem Zimmer, in welchem ich mich befand, stand ein Kinderbett mit einem Teppich bedeckt. Neben dem Bette stand ein Lehnstuhl und ein kleiner Tisch, worauf sich eine Nachtlampe, ein Buch und eine Tischglocke befanden. Die Fenstervorhänge waren zugezogen, und vor den Thüren zu den anstoßenden Zimmern hingen gleichfalls Gardinen. Etwas Spielzeug lag in einer Ecke. Ich begriff, daß ich mich im Kinderzimmer befand. Ich kann meine verwirrten Gefühle nicht schildern. Claras und meines verhaßten Nebenbuhlers Sohn! Ein Band zwischen ihr und ihm! Ein Gegenstand ihrer höchsten Liebe! — Ein furchtbarer Haß gegen das unschuldige Kind entstand in meiner Seele. Es schien mir unmöglich, den Anblick desselben zu ertragen, und ich war im Begriffe, den Ort zu verlassen, als eine leichte Bewegung im nächsten Zimmer mich aufmerksam machte, daß die Thüre offen stehen müsse. Ich schlich mich zur Gardine hin, welche den Eingang verbarg, hob ihn etwas auf und sah hinein. — Gott! was sah ich! Mitten auf dem Boden stand ein Sarg mit einem todten Kind und an der Seite desselben stand Clara in schwarzen Kleidern, blaß, mit gefalteten Händen, ihre Augen auf die kleine Leiche geheftet, ohne daß sie weinte. Sie stand unbeweglich wie eine Säule; nur um ihren Mund spielte ein krampfhaftes Lächeln. Endlich erhob sie die großen, schönen Augen, und als ob ein mitleidiger Engel ihr einen Tropfen aus dem Kelch des Trostes reichte, brach sie in ein sanftes Weinen aus, warf sich über den todten Liebling und bedeckte sein kleines Gesicht mit Küssen und Thränen. Mein Herz zerschmolz bei diesem Anblick; mit Freuden hätte ich mein Leben hingegeben, um das dieses Kindes zu erkaufen, dessen Dasein mir kaum noch so ent=

setzlich gewesen. Nachdem die junge Mutter sich so eine Zeitlang ihrem Schmerze hingegeben, nahm sie einen Korb, der auf dem Boden stand, breitete die Blumen über den Sarg und schmückte das Haar und die Kleider des Todten unter beständigen Liebkosungen und Thränen. Dann betrachtete sie wieder die geliebte Leiche, und man sah deutlich, daß sie ihrem Sohne und mit ihm allen Freuden Lebewohl sagte. Sie kniete neben dem Sarge, und die Augen und die gefalteten Hände zum Himmel erhoben, betete sie mit einer Andacht und Inbrunst, die klar zu erkennen gab, daß sie mit ihrer Bitte das Kind in das Land der Unsterblichkeit begleitete und es der ewigen Barmherzigkeit anbefahl. Von inniger Theilnahme ergriffen, kniete ich wie sie, und — ich weiß selbst nicht, ob ich beten konnte oder nicht, aber es war, als ob ich mich mit ihr in ein unbekanntes Himmelreich erhöbe und in Wehmuth und Liebe verginge.

Plötzlich trat ein Mann ein, und ich sah den Graf Meerstein zum ersten Male. Clara sprang auf, und ich that mechanisch dasselbe. Mit eilfertiger Miene sagte der Graf: „Aber Gott schütze uns! Bist Du wieder hier, Clara? Komme endlich mal herein. Wir haben vornehmen Besuch.“ (Hier nannte er einige Namen, die ich überhörte.) — „O verschonen Sie mich damit!“ sagte Clara mit ihrer schönen rührenden Stimme: „Entschuldigen Sie mich! Wie kann ich in solcher Zeit Jemanden empfangen?“ — „Ach, Geschwätz,“ sagte er in einem Tone, der sehr mit dem ihren contrastirte: „das geht doch nicht an. Wie können wir so schmeichelhaften Besuch abweisen lassen? Sei doch vernünftig! Was kann das Jammern helfen? Du solltest Gott danken, daß es ein Ende mit den Leiden dieses Kindes hatte! Komm' jetzt mit mir! — Wie Du von dem ewigen Weinen aussiehst! Es ist schrecklich mit Euch Frauenzimmern!“ — Clara hörte stumm und geduldig und mit derselben Miene zu,

die ich von ihrer Jugend her so gut kannte: ich zitterte vor Erbitterung.

Als der Saal jedoch leer war, wagte ich leise einzutreten und näherte mich mit Andacht dem kleinen Sarge. Mit einem seltsamen Gefühl im Herzen betrachtete ich das schöne Kind, das zwei bis drei Jahre alt zu sein schien. Ich erkannte die geliebten Züge der Mutter wieder; die blonden Locken schlangen sich durch die Blumen, auf denen ich ihre Thränen wie Thautropfen glänzen zu sehen glaubte. Um seinen Mund schwebte ein verklärtes Lächeln. Es sah aus wie ein schlafender Engel. Ich nahm eine Blume von seinem Sarge und wollte gehen; aber ich kehrte um und legte sie wieder an ihren Ort, als ob ich mich an einem Heiligthum vergriffen hätte. Leise, wie ich gekommen war, ging ich wieder, und so geschah das Sonderbare, daß, während der glückliche Ehemann mit Kälte und Härte an der Leiche seines Kindes gestanden, der unglückliche Liebhaber den Schmerz der Mutter theilte.

Bei meiner Zurückkunft nach Hamburg traf ich Rubach, den ich neulich auf seinem Gute besucht, ohne ihn zu treffen, da er verreist gewesen. Wir waren Beide sehr erfreut, uns zu finden, und verbrachten einige Tage mit einander. Er rieth mir, Güter in meinem Vaterlande zu kaufen und mich den Pflichten zu widmen, die einem Gutsbesitzer obliegen. Ich fühlte selbst große Lust zu dieser unabhängigen und gesegneten Thätigkeit; doch bedachte ich wieder, daß diese Stellung nur unter der Voraussetzung wünschenswerth sei, daß man Familie habe und daß eine liebenswürdige Frau die ländliche Einsamkeit verschönere: aber ich hatte bereits alle Hoffnung auf häusliches Glück aufgegeben. Zehn Jahre liebte ich Clara. Sie zu vergessen, war nicht mehr mein Wunsch; einen Gegenstand zu finden, der ihren Platz ausfüllen könnte, war mir eigentlich nie in den Sinn gekommen; denn ich verliebte mich zwar in jedes Frauen=

zimmer, das mir ihr Abbild schien, aber es war wirklich auch nur ein Verlieben, wie man es dem Porträt einer geliebten Person gegenüber fühlt: man spricht mit ihm von Gefühlen, die man dem Original gegenüber nicht äußern darf; man verschwendet an es die Liebkosungen, die man nur in Träumen der Geliebten bezeugen darf. Wird jedoch der Mangel an Aehnlichkeit des Porträts uns klar, so wenden wir uns mit einer Art Widerwillen von ihm ab. — So dachte ich mit Schrecken daran, an ein weibliches Wesen für immer gebunden zu sein, das in meinen Augen zu einer Carricatur meines Ideales werden konnte.

Kurze Zeit nach meiner Zurückkunft nach Kopenhagen geschah es, daß ich auf der Straße von einem Regimente aufgehalten wurde, das mit militärischer Musik vorüberzog und wie gewöhnlich von einer Schaar Gassenjungen und andern armen Leuten begleitet wurde, deren einziges Vergnügen die Musik auf den Straßen und den Höfen ist. Ich war genöthigt, eine Zeitlang auf dem Trottoir stehen zu bleiben. Meine Augen fielen indessen auf das Fenster des gegenüberliegenden Hauses. An diesem Fenster saß ein Frauenzimmer in Trauer, die Wange auf die Hand gestützt und scheinbar die vorübergehenden Soldaten keines Blickes aus ihren kummervollen Augen würdigend. Sie schien eine junge Frau von Claras Alter zu sein, und gerade so, wie ich diese gesehen, war auch sie in Trauer, mit kummervollem und, wie es schien, blassem Antlitz. Ich wurde von dem Anblick tief bewegt und sah unverwandt nach jenem Fenster. Die junge Frau bemerkte mich, sie öffnete das Fenster, betrachtete mich aufmerksam und verwundert und grüßte mich. Ich wollte meinem Hinaufstieren einen annehmbaren Grund geben, und da ich bemerkte, daß ein Kramladen im Erdgeschosse war, ging ich hinein und fragte nach etwas, wovon ich wissen konnte, daß es sich nicht dort fand. Beinahe zur selben Zeit wie ich trat die Frau in den

Laden und zeigte sich sogleich als die Herrin vom Hause, denn als sie den Ladendiener versichern hörte, daß das, was ich verlange, nicht zu bekommen sei, befahl sie ihm sogleich, nach einem Hause der Stadt zu gehen, um es mir zu verschaffen. Mit einem kleinen Knix und der einschmeichelndsten Miene lud sie mich ein, bei ihr zu verweilen, bis er zurückkäme. Sie führte mich in ihre eigenen sehr hübschen Zimmer, wo sie mir einen Platz neben sich auf dem Sopha anwies. Während wir hier zusammen saßen, fragte sie mich nach meinem Namen und sagte dann, daß sie mich als einen alten Bekannten ansehe, da ihr Vater und der meine gute Freunde gewesen, und daß sie mich als Kind bei einigen Tanzübungen gesehen, an welchen ich in meiner Jugend Theil genommen, bei welcher Gelegenheit ich jedoch als bereits erwachsener Mensch sie nicht beachtet habe, da sie ein kleines Mädchen gewesen. Ich erfuhr ferner aus diesem Gespräche, daß sie eine jungverheirathete Frau gewesen, daß ihr Mann Besitzer des Ladens sei und daß sie um ihre Mutter traure, die sie vor Kurzem verloren.

Als der Knabe unverrichteter Dinge zurückgekommen und ich mich unter großen Entschuldigungen und Danksagungen entfernen wollte, lud sie mich ein, am nächsten Sonntag den Thee mit ihr zu trinken. „Sie dürfen nicht nein sagen!“ bat sie: „denn Sie müssen mir das Vergnügen machen, unsere alte Bekanntschaft zu erneuern. Ich sitze so allein und verlassen. Mein Mann ist selten zu Hause. Ich habe wenige Verwandte und Freunde, die mich selten oder nie besuchen. Ich langweile mich und werde ganz melancholisch.“ — Ich nahm die freundliche Einladung an und fand mich, bereits von den blonden Haaren, den weißen Zähnen, der feinen Gestalt, den kleinen Füßen, ja selbst von der schwarzen Tracht eingenommen, die sie mit Clara gemeinschaftlich hatte, pünktlich ein. Sie war außerdem eine junge Frau, was mir

jetzt überhaupt als das Anziehendste erschien. Beim Thee waren wir wieder allein und sie vertraute mir bereits bei dieser zweiten Zusammenkunft an, daß sie nicht aus Neigung, sondern von ihrer Mutter überredet, ihren Mann geheirathet, daß er ungebildet und namentlich seit dem Tode ihrer Mutter mürrisch sei, da ihr Erbtheil weit geringer ausgefallen, als er vermuthet, was ihn in augenblickliche Verlegenheit und schlechte Laune versetzt, die er an ihr auszulassen keinen Grund habe. — Dadurch erweckte sie die sympathetische Stimmung in meinem Herzen. Eine unglückliche, erzwungene Ehe! Ein roher, liebloser Mann! Es ging wie früher: Der warme Ausbruch meiner Theilnahme wurde für eine indirecte Liebeserklärung genommen. Die junge Frau, welche ich hier mit ihrem Taufnamen Cathinka nennen will, ließ mich deutlich verstehen, daß sie mich liebe, daß sie schon bei meinen ersten Blicken sich von einem bisher unbekannten Pfeil getroffen gefühlt, und ich war hingerissen von der Lebendigkeit, den schmachtenden Augen, mit denen sie, wenn auch nicht mit baaren Worten, doch deutlich genug, mir dies alles sagte. Sie bat mich herzlich wiederzukommen und bestimmte einen Abend, an welchem sie mich empfangen wollte. Ich kam und auf diese Weise verging eine kurze Zeit: denn es dauerte nicht lange, so war der Zauber von diesem Verhältniß gewichen.

Ich machte mir selbst wohlverdiente Vorwürfe wegen dieser Verbindung und suchte mich beständig zurückzuziehen. Wenn ich jedoch mehre Tage ausblieb, erhielt ich immer kleine Billets von Cathinka, worin sie einen Abend bestimmte, an welchem sie mich erwarten wollte. Unter allerlei Vorwänden und auf die listigste Weise wußte sie diese Billets in meine Hände zu schaffen. Da ich dagegen in solchen Dingen nicht bewandert war und befürchtete, sie dem Mißtrauen auszusetzen, so konnte ich ihr nie, wie ich gewünscht, eine Entschuldigung oder abschlägige Antwort schicken und wagte es auch nicht, sie vergeblich

auf mich warten zu lassen; folglich dauerten meine Besuche fort.

Eines Tages, als ich auf eine dieser Einladungen hin zu kommen mich entschieden, beschloß ich diese Zusammenkunft zu benützen, um unserem Verhältniß ein Ende zu machen. Ich wollte eine Reise vorschützen und ihr Lebewohl sagen. Aber kaum hatte ich die Einleitung zu meiner Rede begonnen, als die Nebenthüre aufgerissen wurde und ein Mann mit barscher Miene vor uns stand, und „Thinka! Thinka!" rief. Mehr vermochte er nicht zu sagen. Ich weiß nicht, was ich sagte, meine Verwirrung war grenzenlos; aber Cathinka ließ sich nicht verblüffen. Mit der ehrlichsten Miene von der Welt ergriff sie meine Hand, führte mich triumphirend zu ihrem Manne und sagte, daß ich so freundlich sein wolle, ihnen dreitausend Reichsthaler zu leihen, wobei sie sich rühmte, daß sie, von dem Rufe meines Edelmuthes geleitet, auf eigne Hand sich an mich zu wenden gewagt, und mich bewogen, ihrem Manne aus seiner Geldverlegenheit zu helfen. Der treuherzige Ehemann umarmte sie mit Freudenthränen und wandte sich mit Danksagungen an mich, während Cathinka mit listiger Miene lächelte; ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen, und als der artige Mann zu mir kam, um das Geld zu holen, müßte Jeder, der bei unserer Zusammenkunft zugegen gewesen, geglaubt haben, ich sei der demüthige Schuldner, eine Ansicht, die freilich auch ihr Wahres hatte. Nach dem erwähnten Abend ließ ich alle Billette, mit denen mich Cathinka bestürmte, uneröffnet. Ich sah sie nur noch einmal, als ich es ohne Unhöflichkeit nicht ausschlagen konnte, bei ihrem ersten Sohne zu Gevatter zu stehen, eine Handlung, bei der mir zu Muthe war, als sollte ich in der Kirche öffentlich beichten.

Zwei Jahre nach dieser Begebenheit erfuhr ich, daß Clara mit ihrem Manne in London sei, wo er die Erbschaft seiner Mutter, welche gestorben war, in Empfang

nehmen wollte. Die schlechte Rolle, welche ich bei unserer letzten Zusammenkunft im Pavillon gespielt, wo ich mich in meiner Heftigkeit wie ein Wahnsinniger benahm, und der Umstand, daß, so oft ich auch diese Szene in meiner Erinnerung wiederholte, ich doch niemals im Stande war, mich der Worte, die ich gesprochen, zu entsinnen, beunruhigte mich stets. Ich fürchtete Claras Verachtung und Zorn und glaubte mit ihr sprechen zu müssen, um Ruhe zu finden. Ich reiste deßhalb sogleich nach London und suchte lange vergebens Gelegenheit, sie zu treffen. Endlich entdeckte ich, daß sie häufig Vormittags in St. Jamespark, in dessen Nähe sie wohnte, spazieren ging. Vom frühen Morgen an hielt ich mich nun dort auf und war, nachdem ich mehre Tage vergebens gewartet, so glücklich, sie mit einem andern Frauenzimmer, die ich für eine Art Kammerfrau hielt, aus dem Wagen steigen zu sehen. Furchtsam näherte ich mich, aber zu meiner unsäglichen Freude empfing mich Clara sogleich mit holdseliger Freundlichkeit und mit der ihr eignen, offnen, liebenswürdigen Offenheit äußerte sie ihre Verwunderung und Zufriedenheit über diese unerwartete Begegnung.

So oft ich sie sah, erschien sie mir jedesmal schöner und anmuthiger; jede kleine Veränderung, die ich an ihrer liebenswürdigen Erscheinung entdeckte, schien mich zu verwunden. Ich fand diesmal, daß sie weniger voll und daß ein kummervoller Zug um ihre schönen gewölbten Augenbrauen hervorgetreten war. Ich fand, daß es sie gut kleidete. Unsrer letzten Begegnung wurde nicht erwähnt; aber sie selbst erinnerte mich an die längst verschwundenen Tage, die wir in der großen Stadt zugebracht, wo wir uns nun wieder fanden. Sie sagte: „Ich habe oft an Ihre Güte gegen mich gedacht, wie Sie mich trösteten, als ich krank war und meinen Schmerz linderten, als ich meinen armen Bruder Alfred beweinte.“ — Mit einem Seufzer fügte ich hinzu: „Ich habe nun

einen andern Alfred zu beweinen, mein einziges Kind." — Wir schwiegen beide. Sie ahnte nicht, daß ich ihr in der bittern Stunde des Schmerzes so nahe gewesen und an ihrer Trauer über den kleinen Todten Theil genommen. — So genoß ich eine glückliche Stunde in ihrer Nähe. Es war die Einzige; denn sie erzählte mir, daß sie schon am nächsten Tage mit ihrem Manne eine Reise in das südliche Deutschland und dann nach Paris antreten solle. Ich fühlte, was ein freundliches Gespräch mit der Geliebten zu bedeuten hat. Ich genoß eine lange nicht gekannte Ruhe und kehrte, mit der Ausbeute meiner Reise zufrieden, nach Hause zurück.

Seit meiner letzten Heimkehr vor einigen Jahren, hatte ich an verschiedenen Handelsverbindungen und Privatunternehmungen Theil zu nehmen begonnen. Als ich nun mit ruhigerem Sinne mich wieder im Vaterlande befand, ließ ich mich in eine ausgebreitetere Thätigkeit in dieser Richtung ein, in der Hoffnung, auf diese Weise eine nützlichere Beschäftigung zu finden. Auch ergriff ich mit Begierde die Rettungsplanken, welche die schönen Künste dem bieten, der im Leben schiffbrüchig geworden. Aber nirgends fand ich Freiheit und Frieden. In den erstgenannten Unternehmungen mußte ich, aus Mangel an Sachkenntniß, mich auf andere verlassen; ich fand nichts als Kampf mit Hindernissen und alle Arten von Verdrießlichkeiten, ohne das Gute zu stiften, das ich beabsichtigte; und was die Kunst betrifft, so ist es wohl möglich, daß ein Meister mit der Gunst der Musen über die irdischen Sorgen erhoben, das Leben hienieden vergessen kann; aber ein Dilettant steht zu entfernt von dem Kunstideal, als daß seine schwachen Bestrebungen ihn für den Verlust seines eignen Ideales: seiner einzig Geliebten, trösten könnten.

So verflossen viele Jahre für mich. Ich glaube beinahe, daß die Zeit am raschesten dahinfliegt, wenn das Leben am einförmigsten und farblosesten ist. Es gleicht

einer Reise auf Eisenbahnen: es gibt keine Steine des Anstoßes und auch nichts zu sehen, was die eine Meile von der andern trennte. Ich machte indessen ab und zu wieder Reisen. Sie hatten immer denselben Zweck: ich suchte Clara zu sehen; und so bin ich ihr durch mein ganzes, langes Leben gefolgt; aber gesprochen habe ich nur einmal mit ihr seit jenem Tage in St. James. Theils, glaube ich, hatte ich eine Furcht, den wohlthuenden Eindruck des obengenannten Gespräches zu zerstören, theils hatte ich andere Gründe. Es geschah nämlich einst, daß ich ihr in ein deutsches Bad nachreiste. Ich hatte einen Augenblick den Gedanken, daß ich an einem Orte wie dieser, die seltene Gelegenheit haben würde, ihren Umgang zu genießen. Am ersten Abende nach meiner Ankunft sah ich sie in einiger Entfernung von der Promenade. Sie ging mit zwei Herren. Sie nahmen den Weg nach einem ziemlich einsamen Orte und setzten sich zuletzt in eine Laube. Ich hörte Claras Stimme, ich ging ihr nach, wie ein Vogel der lockenden Flöte und befand mich endlich beinahe unbewußt hinter der Laube, wo der Gang des Gespräches bald meine Aufmerksamkeit fesselte. In dem einen der Herren erkannte ich sogleich Graf Meerstein. Ich hörte, daß der Andere, welcher jünger war, Clara Schwester nannte und dachte, daß es der mir von seinen Kinderjahren bekannte William Gordon sein müsse. Ich hörte ihn sagen: „Ja, Clara! das verspreche ich Dir heilig und theuer: will mich Dein Mann diesmal retten, so werde ich sogleich in meine Garnison zurückreisen und nie mehr spielen." — Mit bittender Stimme sagte Clara zu ihrem Manne: „O bedenke, daß Du selbst William in die unselige Spielgesellschaft geführt; daß sein Ehrenwort gegeben ist und ein Duell ihm wahrscheinlich bevorsteht, wenn Du nicht so gut und freundlich sein willst, uns zu helfen." — „Ja, das ist leicht gesagt," antwortete der Graf: „helfen! Ja, wenn ich könnte! Kann ich mir selbst helfen?

Bin ich nicht selbst ein ruinirter Mann? War ich nicht immer unglücklich im Spiele während der vierzehn Tage, die wir hier sind? Kann ich vielleicht etwas entbehren?" Clara sagte furchtsam: „Es braucht nur hundert Dukaten, so ist William gerettet." — „Ja, gehorsamer Diener! hundert Dukaten! Weißt Du, wie viele ich selbst habe? Wäre es vor zehn Tagen gewesen! aber nun? Ach, Du lieber Augustin! Alles ist hin! — Nein, William, reise nicht! mache es wie ich! versuche Dein Glück mit dem letzten Dukaten! Ich weiß gewiß, daß das Glück heute Abend sich wenden wird." — „O nein, nein!" rief Clara, mit dem schmerzlichsten Ausdruck: „O lieber, lieber Freund! Lasse Dich bewegen, gehe nicht zu dem abscheulichen Spiele! theile mit William was Du hast und lasse uns alle heute Nacht noch abreisen." — „Das ist ein hübsches Begehren! Du sprichst, wie Du's verstehst." — William sagte: „So komm! Ich habe gerade so viel Geld, als zur Heimreise nöthig ist, das will ich wagen. Vielleicht bin ich morgen ein gemachter Mann." — „So, das mag ich hören!" antwortete der Graf. Clara weinte und sagte: „Wenn ich allein in meinem Zimmer sitze und weiß, Ihr seid im Spielsaal, so sterbe ich vor Kummer und Angst." — Ich brauchte nicht mehr zu hören. Ich eilte nach meinem Logis, nahm die hundert Dukaten aus meinem Koffer, schlug ein Papier um die Rolle, mit der Aufschrift an William Gordon, und fügte ein Billet hinzu, in welchem ich ihm mit wenigen Worten und verstellter Handschrift sagte, daß dies Geld von einem Unbekannten komme, der nur die Absicht habe, einen braven, jungen Mann aus den Klauen des Verderbens zu retten. Ich stellte mich darauf an einen dunkeln Ort, wo ich wußte, daß er vorüber kommen mußte, wenn er nach dem Cursaal ging, wo man den Abend zubrachte. Ich näherte mich ihm, nahm ihn bei Seite, sagte: „Reisen Sie noch diese Nacht," und übergab ihm das Paket. Er wollte sprechen, wollte mich

zurückhalten; ich entschlüpfte ihm jedoch, nahm noch denselben Abend Postpferde und verließ das Bad. Ich war froh, Claras Kummer gemildert zu haben, wollte jedoch nicht, daß sie ahne, dieser kleine Dienst komme von mir.

Einige Jahre später erfuhr ich, daß Graf Meersteins ökonomische Lage sehr schlimm sei, daß er, um diese zu verbessern, wie sein Schwiegervater, einen diplomatischen Posten bei einem deutschen Hofe suche. Es war dies nach Napoleons Sturz. Die alten Höfe nahmen ihren alten Platz wieder ein und die Dienste des Grafen im Kriege verschafften ihm den Gesandtschaftsposten. Mangel an Geld verhinderte indessen die Abreise an seinen Bestimmungsort. Auf eine Weise, die ihn ruiniren mußte, suchte er sich dasselbe zu verschaffen. Bei dieser Nachricht eilte ich nach Hamburg, wo ich so glücklich war, in freundschaftlicher Verbindung mit einem braven und tüchtigen Advokaten zu stehen. Durch seine Vermittelung wußte ich dem Grafen zuzustellen, was er brauchte, ohne ihn oder irgend Jemand ahnen zu lassen, woher die Hülfe kam.

Diese kleinen Dienste, welche ich Clara zu erweisen so glücklich war, dürfen nicht als Edelmuth oder Aufopferung von meiner Seite angesehen werden. Mein Vermögen war noch so groß, daß ich als lediger Mann und mit meinen kleinen Wünschen, meine Renten nicht verzehren konnte, und doch wollte ich um keinen Preis, daß Clara vermuthe, diese kleinen Opfer kämen von mir.

Sehen mußte ich sie jedoch. Eines Morgens fuhr ich über die Elbe nach ihrem Gute, wo sie noch wohnte. Mein armer Freund Peter war todt. Ich schlich mich in die Nähe des Pavillons und hielt mich hinter einigem Buschwerk verborgen, das wie mein Herz dem Wechsel der Zeiten getrotzt. Ich baute auf meine Ahnung, die mich nicht betrog, Clara stand drinnen, wie es schien, mit Zubereitungen zum Einpacken beschäftigt. Sie war im Morgenanzug und erschien mir so anmuthig und

schön, wie vor zwanzig Jahren. Sie stand an einen Tisch gelehnt und hatte den einen kleinen niedlichen Fuß auf einen Schemel gestellt. Mein Herz schlug so verliebt, als wäre ich noch zwanzig Jahre. Ein junges Mädchen war ihr bei der Arbeit behülflich. Ich glaubte zu wissen, daß es die Tochter einer französischen Familie sei, welche mit dem Hause in Verbindung stand. Das junge Mädchen lief rasch aus dem Pavillon und Clara rief ihr nach: „Stéfanie, encore un mot!" — Die ergreifende Musik, die durch diese wenigen, gleichgültigen Worte klang, fand ein solches Echo in meinem Herzen, daß ich, während ich mich entfernte, hundertmal wiederholen mußte: „Stéfanie, encore un mot!" und noch in diesem Augenblicke wiederhole ich sie als eine Zauberformel, die mein altes Blut in Bewegung setzt.

Während all' der Jahre, von denen ich hier sprach, folgte ich zwar jedem Schatten von Clara. Doch habe ich von dieser Zeit nichts zu erwähnen. Der eine und andere Versuch, mich Personen zu nähern, deren Anblick für Augenblicke mein leeres Dasein belebte, wurde zurückgewiesen, bisweilen sogar auf eine für mich kränkende Weise. Ein paar Mal war ich so glücklich, edle vom Schicksal verfolgte Frauen zu finden, denen ich in ihrer häuslichen Stellung eine Stütze werden konnte, ohne mich an ihrem Frieden zu vergreifen. — Als ich nach meiner erwähnten Reise nach Hamburg zurück kam, brachte ich an einen Obersten, hier in der Stadt, einen Brief mit, den ich selbst zu besorgen einem Bekannten versprochen. Dieser Oberst, der sich in jeder Weise die Miene eines feinen und vornehmen Mannes gab, lud mich in eine Mittagsgesellschaft ein, und stellte mich seiner Frau und Tochter vor. Diese Frau war Marianne. Du, mein Sohn Werner, kennst ihr Schicksal, ihre schönen Briefe, die von ihrer Vortrefflichkeit zeugen und mich anklagen, ohne es zu wollen. Der erste Anblick dieser Marianne mußte Jedermann bezaubern. Ich darf wohl ohne Ueber-

treibung sagen, daß sie vollkommen dem entsprach, was man unter dem Namen einer Schönheit versteht. Und diese glückliche Naturgabe war um so pikanter, als sie bereits zwischen dreißig und vierzig stand, ohne daß die Zeit gewagt hätte, der prachtvollen Rose ein Blatt zu entreißen. Diesen Vorzug hatte sie mit Clara gemeinschaftlich und obwohl ich, um der Wahrheit die Ehre zu geben, gestehen muß, daß sie einander nicht eigentlich glichen, war doch so viel an ihr, was mich an Clara erinnerte, so manche Aehnlichkeit, die Andern vielleicht entgangen, aber für die Blicke der Liebenden immerhin sehr auffallend war. Marianne hatte braune Haare und Augen, aber wie Clara, beinahe schwarze und gewölbte, schmale Augenbrauen und lange, schwarze Wimpern; sie hatte eine ähnliche, schneeweiße, hübsch geformte Stirne, einen ähnlichen kleinen Mund, ähnliche sanfte, schwärmerische Augen und außerdem lag in ihrem ganzen Wesen etwas, ich weiß nicht was, was Mariannens Nähe zu einem wohlthuenden Spiel für meine Phantasie machte, das, wie mir schien, auf unschuldige Weise meinen Verlust linderte. — Dieses Gefühl ergriff mich sogleich bei unserer ersten Begegnung, da sie bei Tisch in ihrem eigenen Hause meine Dame war und ich mich bei dieser Gelegenheit zugleich an ihrer feinen und gebildeten Conversazion und an dem Anblick ihrer Schönheit ergötzte.

Bei näherem Umgang mit der Familie des Obersten merkte ich bald, welch' böser Dämon hier herrschte. Der Hausherr selbst, auf den ersten Anblick ein angenehmer Weltmann, war im Grunde ein Narr, der seine guten Eigenschaften in einem Meer von Eitelkeit ertränkt hatte. Er war so unbegreiflich verblendet von der Lust zu glänzen, daß er nicht mehr im Stande war, Gold von dem elendesten Flitter zu unterscheiden. Seine Tochter aus erster Ehe, ein häßliches, beschränktes und über alle Maaßen unangenehmes Wesen, beherrschte ihn durch die Einbildung, die Kunstfertigkeiten, welche sich dieses Mäd-

chen angeeignet, wärfen ein glänzendes Licht auf ihren Vater und sein Haus, während ihre schöne, verständige Stiefmutter es verdunkelte, da diese, in einfachen und beschränkten Verhältnissen erzogen, keine andere Bildung besaß, als die, welche ihr eine verschwenderische Natur und die Erziehung, die sie sich selbst gegeben, — gewiß die beste — ihr verschafft. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die Menschen, die eine gewisse, vornehme Repräsentationsgabe und die sogenannte gute Lebensart unter allen menschlichen Tugenden obenansetzen, beinahe immer sich des gröbsten Anstoßes gegen wahre Lebensart schuldig machen, und in ihren gewohnten Kreisen immer auffallenden Mangel an Delicatesse und an Achtung vor den Verhältnissen zeigen, denen Niemand zu nahe treten sollte. So war es in des Obersten Hause äußerst anstößig für Jeden, Zeuge der Geringschätzung zu sein, welche der Hausfrau von ihrem Manne, ihrer Stieftochter und einer Schaar männlicher und weiblicher Bewunderer bewiesen wurde, mit denen sich das Fräulein zu umgeben wußte. Es theilten jedoch durchaus nicht alle, welche dorthin kamen, diese Geringschätzung Mariannens (wie sie glaubte): denn mehr als einer äußerte mir gegenüber ganz entgegengesetzte Anschauungen, und manche brachen ihren Umgang mit dem Hause aus Widerwillen gegen den dort herrschenden Ton ab.

Zwar sagt man — und mit Recht — daß ein Unbetheiligter sich nicht in Familienstreitigkeiten mischen solle; auf der andern Seite ist es jedoch gewiß, daß ein Unbetheiligter oft durch ein zu rechter Zeit gesagtes Wort sich der Unterdrückten annehmen und dem Zurückgesetzten eine Achtung bezeigen kann, welche, längere Zeit fortgesetzt, der Same wird, der in gute Erde fällt und Frucht trägt. Claras Schicksal hatte mich gleichsam für alle weiblichen Wesen zum Ritter geschlagen, welche Opfer der Rohheit und Härte ihrer Eltern, Gatten oder Verwandten waren. In der leidenden, zu-

rückgesetzten Marianne sah ich wieder meine Geliebte, deren Werth nur ich verstanden. Oft mußte ich sie stumm betrachten, wenn sie still und gedankenvoll bei ihrer Arbeit saß oder leise und mild mit dem einen oder andern anspruchslosen Gaste sprach. Ich konnte dann ganz in Gedanken an meine arme Geliebte dasitzen und erwachte wie aus einem Traume, wenn Marianne mich ansprach. Doch war auf der andern Seite auch etwas, was in manchen Augenblicken meine Illusion aufhob und den immer wiederkehrenden Gedanken bestärkte: daß der, der einmal Clara geliebt, nie mehr sich schmeicheln dürfte, ihresgleichen zu finden. Die Verhältnisse, in welchen sich Marianne befand, entschuldigten gewiß, daß eine große Bitterkeit in ihrer Seele herrschte und diese ließ sie oft auf eine grausame Weise hervortreten, nicht gegen ihren Mann, sondern gegen die Stieftochter und ihre Anbeter. Marianne wußte wohl, daß sie selbst hübsch und Fräulein Nathalie häßlich war. Auf manche feine Weise wußte sie sich wegen der Unverschämtheit der Stieftochter zu rächen, indem sie derselben ihren Mangel an Schönheit fühlen ließ, einen Mangel, über den sich kein weibliches Wesen trösten kann, namentlich neben einem andern, dessen Schönheit man zur Folie dienen soll. Dazu kam, daß Marianne nichts destoweniger muthlos war, und ich glaubte oft zu bemerken, daß sie mit ruhigerer Gemüthsfassung manches in ihrer Stellung zu ebnen vermocht hätte. Bei alledem war sie ein höchst liebenswürdiges Wesen, dessen Umgang mein Herz beschäftigte und den dunkeln Nebel verscheuchte. Ich verlangte kein anderes Glück, als dieses. Es war mir ein süßer Gedanke, daß sie in mir einen Freund und Vertheidiger hatte und daß sie dies wußte und mich vor andern auszeichnete. Ich fühlte eine innige Freundschaft, eine wahre Achtung vor ihr, und wenn sie mich so herzlich und liebenswürdig nach dem Grunde meiner zerstreuten Stimmung fragte, war ich ein paar Male nahe daran, ihr den unüberwindlichen Kummer meiner Jugend

anzuvertrauen. So weit war ich von einer strafwürdigen Absicht entfernt, die ihre unglückliche Stellung noch verschlimmern konnte. Es fiel mir nie ein, daß der Oberst etwas gegen mich habe. Es war ein mürrischer und schwer zu behandelnder Mann, aber gegen mich und alle Fremden immer sehr höflich. Daß Fräulein Nathalie und ihre Lieblinge mich nicht gerne sahen, war mir gleichgültig. Ihre kleinen Unarten zahlte ich ihnen, wo sich Gelegenheit fand, heim.

Ich war deßhalb sehr überrascht, als Marianne mir eines Tages sagte, daß meine Aufmerksamkeit für sie und ihre Freundschaft für mich ihres Mannes Mißtrauen erweckt habe und für sie eine Quelle vermehrten häuslichen Elendes werden könnte. Sie drückte meine Hand, weinte und sagte: „Mein einziger Freund! Meine einzige Stütze! Man gibt das Beste nur mit blutendem Herzen weg, und fände ich nicht, daß es meine Pflicht ist, so hätte ich nie die Worte ausgesprochen, die jetzt über meine Lippen kommen: Besuchen Sie mich nicht mehr, ziehen Sie sich zurück von diesem Hause, das Ihrer Gegenwart nicht würdig ist; aber seien Sie überzeugt, daß sie in meinem Gedanken bei mir sein werden." — Es lag in ihrem Tone etwas so Rührendes, so Liebevolles; zum ersten Male trat mir der verführerische Glaube nahe, daß diese schöne Frau mehr für mich fühle, als Freundschaft. Ihren Umgang aufzugeben, ihr Lebewohl zu sagen, verursachte mir großen Schmerz. Jene Scene mit Clara auf dem Landhause bei Cassel schwebte mir mit aller Wehmuth dunkel vor der Seele. Meine Schwachheit gewann wieder die Herrschaft über meine Besonnenheit und laut und heftig klagte ich die verkehrten menschlichen Verhältnisse und kleinlichen Leidenschaften an. Da ich jedoch so viel Fassung besaß, um einzusehen, daß ich Mariannens Willen nachgeben und ihre Nähe meiden müsse, konnte ich mich nicht enthalten, einen herzlichen Abschied von ihr zu nehmen und in diesem Augenblicke stürmten vergangene

und gegenwärtige Schmerzen mit solcher Heftigkeit auf mich ein, daß ich nicht weiß, welche verliebten und verworrenen Worte meinen Lippen entflogen. Ich kniete vor ihr nieder und küßte ihre Hände. — Bei dieser Gelegenheit kann ich mich einer Bemerkung nicht enthalten. Ich zweifle nicht daran, daß das Lächerliche, das ich selbst in meinen beständig wiederkehrenden, unveränderlichen Thorheiten und Illusionen finde, durch eine geringe Sache, deren Lächerlichkeit ich indessen nicht einsehe, noch vermehrt wird. Ich meine nehmlich das Knieen. Es ist eine Sitte, die kein Mensch mehr kennt und der man keinen andern Grund, als närrische Affectation unterlegen zu können glaubt. Ich bin nicht dieser Ansicht, im Gegentheile finde ich diese Stellung so natürlich, daß ich nicht begreifen kann, wie jemand ohne Affectation sich derselben enthalten kann. Sie erscheint mir als der wahrste Ausdruck für die Gefühle eines Mannes gegenüber der Frau, die ihn durch ihre Liebenswürdigkeit hinreißt. In solchen von Freude und Schmerz exaltirten Augenblicken ist es die Seele selbst, die sich vor einem Schein des Göttlichen beugt, das sich im Menschen offenbart. — So edel, so weiblich liebend schien mir Marianne in jener Stunde und Claras Bild schmolz wunderbar mit dem ihren zusammen. Von Nathalien geführt stürzte nun der Oberst in das Zimmer. Vergebens suchte Marianne und ich, ihm den wahren Stand der Dinge auseinander zu setzen: er war außer sich und verließ uns, ohne uns hören zu wollen. Wenige Minuten später sandte er seiner unglücklichen Frau einen Brief, dessen Inhalt mir unbekannt blieb, da sie ihn sogleich zerriß; und mit dem Briefe folgte ein Papier, das ihre förmliche Zustimmung zur Scheidung enthielt, welches sie trotz meiner Einwendungen unterschrieb. Der harte Ehemann gebot ihr, sogleich das Haus zu verlassen und so war die arme, von alle dem ganz betäubte Marianne verlassen und einzig und

allein auf meine Fürsorge und meinen Schutz angewiesen, ein Umstand, der sie mir natürlich doppelt theuer machte. Ich besorgte sogleich ein anständiges Logis in dem besten Hotel der Stadt, wohin ich sie führte.

Meine ganze Seele löste sich in Mitleiden, Sorge und Unmuth über das Unglück auf, dessen Ursache ich war. Ich erschöpfte mich in liebevollen Trostgründen, ich schlug ihr vor, in ein fremdes Land mit ihr zu ziehen, wo ich nur für sie leben wollte, in welchem Verhältniß sie für gut fände, als Gatte, als Bruder, nur ihrem Wunsche gehorchend, nur mit ganzen Kräften darnach strebend, das Unrecht wieder gut zu machen, das ich ihr zugefügt. Ich weiß nicht mal, ob sie meine Worte hörte. Sie antwortete nichts, sah mich jedoch mild an, wenn auch mit einem seltsamen Lächeln, wie Jemand, der sich nicht vollkommen seiner selbst bewußt ist. Ich verließ sie endlich, indem ich sie bat, sich zur Ruhe zu begeben und mir zu gestatten, sie am nächsten Morgen besuchen zu dürfen.

Als ich mich zu dieser Zeit einfand, erfuhr ich mit Verwunderung, daß sie in früher Morgenstunde das Hotel verlassen und ein Billet für mich zurückgelassen. In wenigen Zeilen bat sie mich, ihren Aufenthaltsort nicht auszuforschen und das einzige Gut, das sie noch besitze, zu ehren: den Frieden des Gewissens. — Meine Unruhe und mein Kummer, sie mir verlassen und hülflos zu denken, war indessen zu groß, um ihrem Willen Folge geben zu können. Ich suchte sie mit großem Eifer. Es war nicht sonderlich schwer, die Miethkutsche ausfindig zu machen, die sie vom Hotel weggeführt: ich erfuhr jedoch vom Kutscher, daß er auf einem der Plätze gehalten, wo mehrere Straßen zusammenlaufen. Dort hatte sie ihn zwei Burschen rufen lassen, welche dastanden. Diesen übergab sie ihre Effecten, welche sie im Wagen bei sich hatte, stieg aus, nachdem sie den Kutscher bezahlt, und verschwand mit den Trägern in einer der Straßen, er wußte nicht, in welcher. Aus dieser ihrer Vorsicht er-

kannte ich, wie sehr es ihre Absicht war, sich zu verbergen. Indessen fiel es mir ein, daß es meine Pflicht sei, sie nach Kräften zu rechtfertigen. Ich schrieb deßhalb an den Obersten und suchte ihn mit großer Aufrichtigkeit von der Unschuld seiner Frau zu überzeugen. Mein Brief trug nach meiner Meinung so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß nur böser Wille ihr die Augen verschließen konnte. Da ich keine Antwort erhielt, ging ich nach Verlauf von mehreren Tagen nach dem mir bekannten Hause und verlangte den Oberst zu sprechen; aber ein Diener sagte mir, daß Niemand zu Hause sei; die Frau sei plötzlich nach Jütland zu ihrem Bruder gegangen, welcher krank darniederliege, und auch der Herr sei auf einige Zeit verreist. — Daß der Oberst nicht verreist war, wußte ich, denn er war noch am selben Tage auf der Straße gesehen worden, aber drei Aufklärungen erhielt ich durch diesen Bescheid. Erstens: daß er sich nicht mit mir einlassen wollte; zweitens: daß er alles Aufsehen bezüglich seiner häuslichen Verhältnisse zu vermeiden suchte; und drittens erinnerte ich mich wieder, daß Marianne einen Bruder hatte, der Pfarrer in Jütland war, und ich fand es nicht unwahrscheinlich, daß sie ihre Zuflucht zu diesem genommen. Mein erster Gedanke war, dahin zu reisen; bei näherer Ueberlegung fürchtete ich jedoch, mich einer Indelicatesse schuldig zu machen, wenn ich Mariannens Gebot überträte, und möglicherweise in ihre neuen Verhältnisse eingriffe, die ich nicht kannte. Ich beschloß deßhalb, an sie zu schreiben, und schloß den Brief in einen an ihren Bruder ein, in welch' letzterem ich mich aller Vorsicht befleißigte. Es verfloß über einen Monat, ehe ich Antwort erhielt; endlich jedoch bekam ich einen Brief von dem Pfarrer, in welchem er mich sehr höflich davon unterrichtete, daß seine Schwester erst vor einer Woche zu ihm gekommen und mir für meinen Brief danken lasse, sie jedoch zu entschuldigen bitte, daß

sie ihn nicht selbst beantworte, da sie sich nicht wohl befinde. Sie ließ mir indeß zum Dank für meine Theilnahme sagen, daß sie mit ihrer gegenwärtigen friedlichen Zufluchtsstätte sehr zufrieden sei, und der Bruder fügte hinzu, er werde nichts versäumen, sein Haus für die Schwester angenehm zu machen, und da er Wittwer sei, so solle sie allein des Hauses Herrscherin sein und seine beiden jungen Töchter sie ehren und pflegen wie ihre Mutter. — Ich beruhigte mich und weiß selbst nicht, was ich mehr hätte thun sollen, als das Uebel aufrichtig zu bereuen, das ich gegen meinen Willen angerichtet Das thue ich auch in diesem Augenblick; aber ich gestehe, in jenem wandte sich mein Sinn beruhigt von diesem Verhältniß ab, um sich ganz einem andern Kummer hinzugeben.

Ich hatte nehmlich erfahren, daß Clara sehr krank in Gotha liege; Graf Meerstein war gerade damals Gesandter dort. Meine Phantasie malte mir sogleich das Schlimmste aus; und so wenig auch mein armes Dasein durch die Nähe der Geliebten verschönert wurde, so schrecklich erschien es mir doch, auf der Erde zu leben, die sie verlassen. Meine Angst trieb mich fort. Ich kam nach Gotha und erfuhr zu meinem unsäglichen Trost, daß sie auf dem Wege der Besserung war; aber ich hörte auch, daß ihr alle Erheiterung und liebevolle Aufmerksamkeit fehle. Der Graf sei gleichgültig gegen sie und nie zu Hause; ihre Kammerzofe habe sie kürzlich verlassen, und keine verläßliche uud treue Person sei in ihrer Nähe. Mit Hülfe der früher erwähnten Weimar'schen Familie, von der die meisten Glieder noch lebten, gelang es mir, ein ausgezeichnet treues und braves Mädchen in ihre Dienste zu bringen, auch war ich so glücklich, eine unschuldige List zu ersinnen, die es mir möglich machte, mit allerlei kleinen Annehmlichkeiten Claras Reconvalescenz zu versüßen. Kaum hatte ich die Freude gehabt, sie ohne ihr Wissen zu sehen, als sie an dem

Arm des erwähnten Mädchens die frische Luft im Schloßgarten genoß, da hörte ich schon am nächsten Morgen, daß Graf Meerstein krank sei, und zwar — wie man erzählte, — aus Kummer über sein Unglück im Spiele und aus Aerger über Unannehmlichkeiten, die ihm sein Spielerleben zugezogen. Ich that, was ich konnte. Auf dieselbe Weise wie früher ließ ich dem Grafen eine Summe Geldes zustellen, wegen der er in Verlegenheit war, und ehe ich Gotha verließ, sah ich ihn — ein Anblick, der alle Fibern meines Herzens in Bewegung setzte. Im selben obenerwähnten Schloßgarten sah ich ihn, unterstützt von meiner liebenswürdigen Clara, die ihrer eigener Schwachheit und der Rücksichtslosigkeit, die er gegen sie noch jüngst an den Tag gelegt, vergessend, freundlich wie ein Engel mit tröstender, lindernder Besorgtheit, mit behutsamem Gange die ausgetrocknete, zusammengesunkene Gestalt führte, in deren Zügen und dunkel glühenden Augen die durchwachten Nächte und qualvollen Augenblicke des Spielers mit leserlicher Schrift geschrieben standen. Ich reiste fort und besuchte auf dem Heimwege meinen alten Freund Rubach, der vor Kurzem seine Frau verloren hatte, und da er Trost in meinem Umgang zu finden schien, blieb ich mehrere Monate bei ihm und fühlte mich in dem Kreise des Freundes und seiner liebenswürdigen Kinder angenehm und behaglich angeregt. Erst im Herbste kam ich nach Kopenhagen und wurde sogleich nach meiner Ankunft unangenehm überrascht, als ich aus öffentlichen Blättern den Tod Mariannens erfuhr.

Viele Jahre verflossen, in welchen ich wie die Schildkröte in ihrer Schaale lebte. Ich weiß selbst nicht, weßhalb ich mich mehr und mehr von allem gesellschaftlichen Leben zurückzog. Zu Hause las ich und gab mich meinen Betrachtungen und Träumereien hin, auf einsamen Wegen wanderte ich ganze Meilen, machte Seereisen ohne eigentliches Ziel und kam müde in die unveränderte,

einsame Wohnung zurück. — Ich sehnte mich unsäglich nach einem freundlichen Wesen, das mich verstand, dem ich meine Gedanken mittheilen, meine Schwachheiten bekennen durfte. Unter den Männern glaubte ich keinen zu kennen, der mit mir sympathisirte; selbst mein braver Rubach nicht, das wußte ich, dazu war sein Charakter zu männlich, das gestand ich mir selbst beschämt ein. Nein, nach einer Freundin sehnte ich mich. Kein Frauenzimmer spottet über eine Liebesgeschichte, die man ihr anvertraut, sie sei noch so schwärmerisch. Sie fühlt, daß in diesem Reiche ihre eigenen Besitzungen liegen, und sie außerhalb dieses nichts ihr Eigenthum nennen kann. Eine Freundin hatte ich nicht, und ich hätte beinahe gesagt, ich konnte keine haben; denn glich sie Clara nicht ganz und gar, so gefiel sie mir nicht, nicht mal als Freundin, und erinnerte sie mich an diese, so wußte ich nun aus so mancher Erfahrung, daß Gefühle zärtlicherer Natur sich in unser Verhältniß mischen würden, und ich begann mich wirklich zu fürchten.

Meine letzte thörichte Verbindung dieser Art will ich nun auch gestehen, um nichts zu verschweigen. Nachdem ich in einem Zeitraum von zehn Jahren dreimal nach den verschiedenen Aufenthaltsorten Claras gereist war, getrieben von einer unwiderstehlichen Sehnsucht, von einer Unruhe wegen ihres Schicksals, — Gefühlen, die mich seit jener Nacht verfolgten, als ich heftig von ihrem Krankenlager weggerissen wurde — fühlte ich mich durch die Erfolglosigkeit dieser drei Reisen tief herabgestimmt und muthlos, — zweimal hatte ich sie nicht gesehen, das dritte Mal an der Seite eines Mannes, der krank war, wodurch es mir unmöglich wurde, mich ihr zu nähern, oder etwas von ihrer eigentlichen Stellung zu erfahren. Vor ungefähr eilf Jahren erfuhr ich jedoch, daß Graf Meerstein seinen Posten auf's Neue gewechselt und daß man ihn und seine Gemahlin in Berlin erwarte, wo sie sich auf der Durchreise eine Zeitlang aufhalten wollten. Da

ich in Berlin in verschiedenen Cirkeln bekannt war, wo ich Clara zu finden hoffen konnte, reiste ich mit neu belebtem Sinne dahin; eine Woche verfloß jedoch nach der andern, ohne daß diese Reisenden etwas von sich hören ließen. Meine Ungeduld, meine Sehnsucht stieg von Tag zu Tag. Zuletzt hieß es, sie kämen nicht nach Berlin, sie hätten einen andern Weg nach dem Ort ihrer Bestimmung eingeschlagen. Ich fühlte mich so schlaff und gelangweilt, daß ich nicht wußte, ob ich heimreisen sollte, oder was ich eigentlich wollte. In dieser Stimmung sah ich eine Dame im selben Alter wie Clara, mit einer ähnlichen Gestalt, und in ihrem Aeußern fand ich etwas Feines, Frommes, Resignirtes, Kummervolles, etwas, was die alten Saiten in meinem Herzen berührte und mich einnahm. Sie war mit einer Nichte, einer Sängerin, nach Berlin gekommen, die dort sehr großes, aber unverdientes Glück machte; und die arme Tante Louise, welche arm und abhängig von der hochmüthigen und launenvollen Primadonna war, erschien mir als ein Gegenstand meiner innigen Theilnahme. Ich machte ihre Bekanntschaft, und sie und die Sängerin empfingen mich mit größtem Wohlwollen. Aus Langeweile, aus böser Laune, ja, ich darf wohl sagen, aus Verzweiflung, suchte ich die Gunst dieser Frau zu erringen. Durch ein Mißverständniß, das mir noch unbegreiflich ist, glaubte die vergötterte Sängerin, diese Huldigung gelte ihr. Sie nahm sie gnädig auf, freilich aus Gründen, die für meine Persönlichkeit nicht gerade schmeichelhaft waren; als sie jedoch ihre Täuschung erfuhr, wurde sie rasend, überhäufte die unglückliche, von Allem ununterrichtete Tante mit Grobheiten und jagte sie aus dem Hause.

Hier hatte ich wieder eine, um meinetwillen Unglückliche und Verstoßene, fortzuführen und zu versorgen. Doch waren die Verhältnisse, Gott sei Dank, diesmal nicht so ernster und delicater Natur. Meine Eroberung war eine gewöhnliche, von Geistesseite nicht sonderlich begabte Per-

son, indessen so gutmüthig, so sanft im Umgang, daß ich mich an ihrer Seite sehr wohl befand. In ihrem ganzen Leben war sie an Zurücksetzung und Verzicht auf alle Wünsche gewöhnt gewesen. Sie sagte unaufhörlich, daß sie nie so glücklich gewesen, als jetzt und suchte mich mit so wohlüberlegter Aufmerksamkeit zu belohnen, daß ich, der nie einen wohlthuenden, weiblichen Einfluß, in meinem häuslichen Leben genossen, mit Dank die Bedeutung dieses Gutes erkannte. — Ich gestehe übrigens, daß keine Illusion dieses Verhältniß verschönerte, sondern bekenne mit Schaam, daß es eine von jenen Verbindungen war, denen wir Männer uns bisweilen leichtsinniger Weise hingeben, an die wir aber mit Schaam zurückdenken.

Eines Tages in einer großen Gesellschaft, bei dem dänischen Gesandten in Berlin, wurden nach Tisch der Graf und die Gräfin Meerstein gemeldet. Ich zitterte bei dem Klange dieses Namens und konnte kaum Athem holen; aber kaum sah ich meine geliebte Clara, kaum hörte ich den Klang ihrer Stimme, als mich dasselbe himmlische Gefühl ergriff, das mich immer in ihrer Nähe durchströmte. Ich wagte, mich ihr in einem Augenblick zu nähern, als die Frau unsres Gesandten mit der Ankunft eines neuen Besuches beschäftigt war. Clara grüßte mich mit ihrer alten Freundlichkeit. „Frau Gräfin!" sagte ich: „Sie kennen Ihren alten Freund noch?" — „O gewiß!" antwortete sie: „In meinen Augen sind Sie immer derselbe." — Ich fühlte eine innige Freude bei diesen Worten und antwortete: „Ach! wäre ich so glücklich, so würde ich nie den Verlust der Jugend beklagen, so viel Grund ich auch dazu habe; aber wenn man Sie sieht, kann man leicht zu dem Glauben verführt werden, daß die Zeit nicht die Macht hat, die man ihr gewöhnlich beilegt." — Mit der Clara eigenthümlichen, unschuldigen Offenherzigkeit fragte sie mich, wie es mir während der vielen Jahre gegangen, die sie mich

nicht gesehen, und hörte mit ungeheuchelter Theilnahme auf meinen kurzen Bericht, der so wenig Interesse hatte. — „Es gibt Augenblicke im Leben," sagte ich, „wo man Gott für Sehnsucht und Schmerz danken muß, denn in ihnen fühlt man doch, daß man lebt." — „Gewiß," antwortete Clara, „gibt es tiefe Schmerzen für Jeden, der fühlen und denken kann; aber was die Zeit auch bringen mag, so werden Sie derselben Meinung sein, wie ich, daß das Leben dessenungeachtet, unendlich viel Schönes und Gutes hat, das uns, wir wissen nicht, von wo, geschenkt wird." „Ja!" rief ich: „ich habe das oft gedacht, von Ihrer Kindheit an habe ich das empfunden: Sie leben immer im Himmel, deßhalb hat der irdische Schmerz keine Macht über Sie." — Unser Gespräch wurde auf unfreundliche Weise von Graf Meerstein unterbrochen. Auf seine Aufforderung nahm Clara rasch Abschied und ich erfuhr, daß sie am nächsten Morgen Berlin verlassen wollte.

Die kurze Begegnung mit meiner einzig Geliebten und unser ebenso kurzes Gespräch war genug, um in meiner Seele die seligsten und schmerzlichsten Gefühle zu erwecken. Es war mir unmöglich, länger Tante Louisens Nähe zu ertragen. Ich sagte ihr noch am selben Abend, daß ich in mein Vaterland zurückkehren müsse; und sie fand es auch sehr wahrscheinlich. Da ihre Nichte Lauretta mehre Male Schritte zur Versöhnung gethan und sie gebeten hatte, zurückzukehren, war sie selbst geneigt, dieses Anerbieten anzunehmen. Meiner Schuldigkeit gemäß sorgte ich dafür, daß ihre Stellung in dem Hause der Sängerin etwas unabhängiger wurde, worauf sie in der besten Laune von der Welt von mir Abschied nahm und den guten Stern segnete, der mich ihr zugeführt: am nächsten Tage verließ ich Berlin.

In dem seit jener Begebenheit verflossenen Dezennium, reiste ich ein paar Male nach dem Wohnorte Claras und suchte, soweit es in meinen Kräften stand, ihr Schick-

sal zu mildern, ohne mich vor ihr sehen zu lassen. Die letzten Jahre brachte sie auf dem Gute bei Hamburg zu, wo sie, im edelsten Sinne des Wortes, die Stütze des kränklichen Mannes wurde. Vor drei Jahren, als sie Wittwe geworden, reiste ich nach dem oben erwähnten Orte. Es war mir möglich geworden, meinen Freund, den Advokaten, in ihre Angelegenheiten einzuweihen und im Vereine mit ihm suchte ich, obwohl unsichtbar, zu ihrem Besten zu wirken, doch wollte ich mich in jenem Augenblicke ihr nicht nähern. Vor etwas mehr als einem Jahre sah ich sie in Holstein, wo sie sich bei einer, mit ihrem verstorbenen Manne verwandten Familie aufhielt. Ich sah sie in der Kirche und auf dem Spaziergange: aber sie war immer umgeben von ihren Verwandten und ich wollte mich nicht in diesen fremden Kreis eindrängen. — Von dem Advokaten erfuhr ich, daß sie das große Gut, das man ihr streitig machte, nicht zu behalten wünsche und daß blos von einem Capital die Rede sei, auf welches sie ein Recht zu haben glaubte. Er versprach, ihr in ihrer gerechten Sache beizustehen; und wie gewöhnlich reiste ich nach Hause, gestärkt von dem bloßen Anblick der Geliebten und dem Gedanken, daß ich sie wie ein unsichtbarer Genius begleiten konnte und ihr durch das ganze Leben mit unverbrüchlicher Treue, trotz all' meiner Untreue, gefolgt war.

Es ist natürlich, daß mit jedem Jahre sich weniger Reiz darbot, mich meiner alten Schwachheiten schuldig zu machen oder mich meinen alten Illusionen hinzugeben; denn da Clara bereits in den Jahren war, wo die Grazien äußerst selten treue Freundinnen bleiben, so war es ein Wunder, wenn ich Jemanden traf, der ein Schatten von ihr sein konnte. Manchmal habe ich sie in meinen Gedanken mit einer Rose verglichen, welche früh vom Baume geschnitten und in einem Glase Wasser an einen kühlen Ort gestellt worden, wo kein Windstoß sie ihrer feinen Blätter beraubt. Weit über die gewöhnliche

Blüthenzeit der Rosen bewahrt sie dann ihren Duft und ihre schöne Form. Zwar weicht die rosenrothe Farbe dem Athem der Zeit, sie wird beinahe eine weiße Rose, etwas blässer, als die, welche den Namen Mädchenröthe trägt; aber ihr Liebhaber findet sie nicht minder schön und seine Liebe wächst mit der Furcht, sie erbleichen zu sehen. Doch entdeckte ich zufällig ein Frauenzimmer, das, ohne eigentlich Clara zu gleichen, doch so lebendig ihr Bild in mir wach rief, daß mein ganzes Wesen sich von dieser Person angezogen fühlte, und gewiß wäre ich noch einmal in meine alte Thorheit verfallen, die in meinem jetzigen Alter doppelt lächerlich gewesen, wenn ich in diesem neuen Gegenstande meiner Träume, nicht ein ebenso ehrfurchtgebietendes, als edles und liebenswürdiges Wesen gefunden hätte. Dieses Wesen sind Sie, Madame Berg! Lassen Sie durch dieses Geständniß sich nicht kränken! Ein guter Geist zeigte Sie mir; denn durch meine Thorheit, meine l e t z t e Thorheit, gewann ich eine edle Freundin, die einzige in des Wortes eigentlicher Bedeutung, die ich in meinem armen Leben besaß. — An Sie, an meinen jungen Freund Anton Werner, wende ich mich in diesen Blättern. — Sie sind geschrieben für Sie und für Niemand als Sie. Doch wünschte ich, daß Sie der jungen, liebenswürdigen Elise so viel davon mittheilen, als nöthig ist, damit sie ihren alten Freund, den der Verlust ihrer Güte und Theilnahme tief schmerzen würde, nicht allzusehr verachte.

Und nun, da mein Leben wie eine Landkarte vor Ihren Augen ausgebreitet liegt, nun da ich es, wie ein Ganzes überschaue — ach! was soll ich da sagen, ich armer Mensch? Nur eins kann ich sagen. Wie der arme Zöllner im Tempel, stehe ich betrübt in einer Ecke, schamvoll, mit niedergeschlagenen Augen und seufze: „Gott sei mir armen Sünder gnädig.“

So schloß der alte Trolle seine Bekenntnisse. Eines Morgens kam er zu Werner und übergab ihm sein Manuscript mit ernster Miene. Er war in Reisekleidung und sagte: „Lies diese Blätter, welche Dir Aufschluß über mein räthselvolles Leben geben, soweit ich es im Stande bin. Lies dieses Manuscript und wenn Du fertig damit bist, so gib es Madame Berg und bitte sie, gleichfalls die Geduld und die Güte für mich zu haben, es zu lesen. Ich reise aufs Land, wo ich einige Geldangelegenheiten zu besorgen habe. In ein paar Tagen komme ich wieder. Laß mich dann einen milden Richter in Dir finden, mein Sohn." — Werner drückte stumm seine Hände und Trolle eilte in den Reisewagen hinab, der bereits an der Thüre hielt.

Während der vierzehn Tage. die seit der Vorlesung Mörks und dem Morgen verflossen waren, an welchem Trolle Werner sein Manuscript übergab, war keine Veränderung in Frau Derbys Haus vorgegangen, mit Ausnahme der, daß der abgebrochene Umgang mit Trolle, Mörk freien Spielraum ließ und daß überhaupt eine Oede und Stille eingetreten war, welche niemand mehr fühlte, als die arme Elise, die sich der Stütze beraubt glaubte, auf die sie ihre Hoffnung gesetzt. An jenem Vormittage jedoch, an welchem Trolle auf das Land reiste, trat eine Veränderung in dem Verhältnisse Mörks zu der Familie ein. Elise saß bei ihrer Großmutter in deren Zimmer. Sie sahen beide gedankenvoll aus und saßen stumm bei ihrer Arbeit, als Frau Derby mit freudestrahlendem Gesichte eintrat und sagte: „Liebe Mutter! Der alte Großhändler Mörk, unsres Mörks Vater, ist im Wohnzimmer und will mit Dir und mir sprechen. Wir können wohl ahnen, was er von uns will." Und sich an Elisen wendend, fuhr sie fort: „Es gilt Dir, mein Kind! Gott segne Dich! Sei vernünftig!" Sie küßte das arme Mädchen, das mit erröthenden Wangen und Augen voll Thränen ihre Hand an die Lippen drückte

und sagte: „O, liebste Mutter! Um Gottes Willen, verschone mich!" — „Na! Elise! sei nicht närrisch und komme mit uns herein!" — „O, laß mich doch hier bleiben!" rief Elise ganz zitternd. — „Lasse sie nur," sagte Madame Berg. „Ich warte ein wenig," antwortete die Frau: „Aber wenn Du Dich gefaßt, befehle ich Dir, hereinzukommen und den Großhändler zu begrüßen."

Als der alte Mörk mit treuherziger Freundlichkeit sich wegen seines Kommens entschuldigt, da er nicht die Ehre habe, von den Damen persönlich gekannt zu sein, wandte er sich an Madame Berg und sagte: „Sie sind mir in sofern keine Fremde, als ich mich einen guten Freund Ihres rechtschaffenen Mannes, des seligen Capitän Berg, nennen darf, und deßhalb nehme ich mir die Freiheit, offen und aufrichtig mit seiner Wittwe und Tochter zu sprechen. Sehen Sie, meine guten Damen! Zuerst muß ich Ihnen für all' das Gute danken, was mein Sohn in Ihrem Hause genossen; und ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich mir nie etwas Besseres wünsche, als mit einer so achtungswerthen Familie in nähere Verbindung zu treten. Mein Sohn hat mir gesagt, daß er mit Ihrer Zustimmung sich mit Ihrer Tochter verlobt, und ich werde mit Freuden meinen Segen dazu geben. Aber aufrichtig gesagt, es steht nur das im Wege, daß er durchaus nichts hat, auf was er heirathen könnte." — Madame Berg machte mehre Male Miene, diese Rede abzubrechen, ihre Tochter sandte ihr jedoch so bittende Blicke zu, daß sie schwieg. Die Frau antwortete darauf: „Um Vergebung, lieber Herr Mörk! Ihr Sohn ist ja, wie er mir gesagt — eines im Augenblick erledigten Amtes ganz gewiß, auch hat er mir anvertraut, daß Sie als liebevoller Vater . . ." — „Ja, meine liebe Frau, da haben wir's! Das kann nichts helfen, wenn man gegen den Einen liebevoll ist und den fünf Anderen Unrecht thut. Mein Sohn quält mich täglich, daß ich mit ihm theilen und ihm sein mütterliches Erbe ausbe-

zahlen soll, und da ich mich dies zu thun weigere, so sagt er mir so harte Worte, daß Sie mich bedauern würden, wenn Sie es hörten. Ja, Gott weiß, wie manche Nacht ich gewacht und mich gegrämt, wenn er mich am Tage so gequält. Und nun will ich Sie selbst urtheilen lassen, meine guten Damen. Ich habe meinem Sohne meine Bücher gezeigt und es ihm so klar, wie der Tag gemacht, daß sein mütterliches Erbtheil sich auf nicht mehr als achttausend Thaler beläuft . . ." Bei dieser letzten Aeußerung machte Frau Derby eine Bewegung, als würde sie von einer Bremse gestochen. Der alte Mörk fuhr fort: „Ja, Frau, das ist so gewiß, als daß zwei Mal zwei vier ist. Aber wiewohl es nicht viel ist, so würde es mir doch großen Schaden bringen, wenn ich das Capital gerade jetzt aus dem Handel nehmen sollte. Das thut kein vernünftiger Handelsmann und dazu kommt, daß mein Sohn nicht mein einziges Kind ist. Ich habe fünf arme Mädchen; an sie muß ich auch denken und darf meine Umstände nicht schlechter machen, so daß ich gar nichts mehr für sie thun kann. Deßhalb will ich Ihnen sagen, was ich dachte und welches Anerbieten ich meinem Sohne gemacht, aber damit ist er nicht zufrieden. Ich habe ihm angeboten, jährlich die Renten seines mütterlichen Erbes an ihn auszubezahlen, aber das ist nur wenig mehr als dreihundert Reichsthaler. Das Amt, das er sucht, wird er wohl bekommen; aber die Besoldung ist nur zwei bis drittehalb hundert Thaler und er kann manche Jahre warten, ehe er auf Beförderung hoffen darf. Von siebenthalb hundert Thalern glaube ich jedoch kaum, daß eine Familie leben kann." — „Nein, das wäre zu wenig!" rief Frau Derby. — „Deßhalb dachte ich," fuhr der Großhändler fort, „ich werde wohl mit dem Einen und andern bis auf hundert Thaler nachhelfen können, und wenn Sie . . . ich kenne Ihre Umstände nicht . . . wenn Sie sich im Stande sähen, dasselbe zu thun, so könnte vielleicht unser junges Volk mit

großer Oekonomie . . ." Frau Derby ließ ihm nicht Zeit zu enden und rief: „Nein, Gott bewahre! Es ist uns rein unmöglich, Etwas zu thun!"

Madame Berg, welche bald wußte, daß die Rede des alten Mörk eine für ihre Wünsche günstige Wendung nehme, hatte sich wohl gehütet, sie zu unterbrechen; aber nun nahm sie das Wort und sagte: „Wir danken Ihnen sehr für Ihr Vertrauen, und ich fürchte beinahe, daß wir es mißbrauchten, wenn wir Ihnen nicht sogleich sagten, daß in dieser Sache ein großes Mißverständniß obwalte; denn meine Tochter beabsichtigte allerdings unsre Elise Ihrem Herrn Sohn zu geben; aber dessen ungeachtet . . ." Mehr konnte sie nicht sagen, da Elise im selben Augenblick mit einem Gesichte eintrat, dem man die größte Spannung ansah. Der gutmüthige alte Mörk ging ihr sogleich entgegen, nahm ihre Hand und sagte: „Mein liebes Kind! wenn man Sie sieht, so muß man allerdings meines Sohnes Geschmack in der Wahl seiner Geliebten loben, und jeder Vater muß sich über solch' eine Schwiegertochter freuen." Mit einer Art verzweifelten Muthes, welchen das arme Mädchen in den Augenblicken, die sie allein war, erkämpft hatte, antwortete Elise: „Sie sprechen so liebevoll mit mir; Sie sind gewiß recht gut, aber ich bin nicht Ihres Sohnes Geliebte. Meine Mutter gab ihm ihr Wort, aber ich nicht das meine. Ich will mich nicht länger verstellen, sondern rein heraus die Wahrheit sagen. Ich habe mich mit meinem Vetter, dem Maler Werner, verlobt." — Nun konnte Elisen ihr Muth nicht länger aufrecht erhalten. Zitternd und weinend verbarg sie ihr Antlitz an der Brust ihrer Großmutter. Der alte Mörk klopfte ihr treuherzig auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, mein kleines Fräulein! nehmen Sie sich die Sache nicht so sehr zu Herzen. Das ist recht von Ihnen, daß Sie die Wahrheit sagen. Mein Sohn ist ein Windbeutel, der seinen Vater mit der Leimstange laufen ließ. Sie sind

gewiß weit besser mit dem Geliebten daran, den Sie haben. Ich habe nicht das Vergnügen, Sie zu kennen; aber ein tüchtiger Maler kann immer seine Frau ernähren, weit besser, als mein Junker Thunichtgut, dem ich den Leviten lesen werde, wenn ich nach Hause komme.“ — Frau Derby glühte, wie vom Fieber erfaßt. Sie begann mehreremale etwas zu sagen, was jedoch Niemand verstand. Madame Berg führte die halb ohnmächtige Elise in ihr Zimmer, kam jedoch sogleich zurück und suchte mit mildem und verbindlichem Wesen diese Unterhandlung mit dem alten Manne abzubrechen, der denn auch sehr freundlich Abschied nahm und die Damen verließ.

Als Mutter und Tochter nun allein waren, konnte die Erste sich kaum vor Lachen halten, als sie von des jungen Mörks Handlungsweise sprach. „Das sind die Tugenden, womit dieser vortreffliche Mensch Dein Herz eingenommen. Das wäre ein guter Sohn, den Du in einem Menschen erwarten könntest, der seinen eigenen Vater mit solcher Schlechtigkeit und Indelicatesse behandelt. Von seiner Unwahrheit und läppischen Windigkeit will ich gar nicht sprechen. Seine Pharisäergerechtigkeit ist noch seine abscheulichste Seite. Und zu einem solchen Manne willst Du Deine unschuldige, gute Tochter zwingen!“ — Frau Derby brach in Thränen aus. „Ach, Mutter!“ sagte sie: „Ich sehe wohl ein, daß ich gefehlt. Dieser Mensch hat mich nur bethört und betrogen. Ach Du mein Gott! ich glaubte Alles, was er sagte. Er gab vor, sein Vater würde sich bequemen, ihm ein großes Capital auszubezahlen, und von dem Amte sagte er auch, daß es weit besser sei, als ich nun höre. Seine Worte waren dabei so schön und nach meinem Sinne, und er hielt so viel auf mich, und in meinem ganzen Leben hat mich nie Jemand recht lieb gehabt, oder Gefallen an dem gefunden, was ich that, so viele Mühe ich mir auch gab, meine Pflichten zu er-

füllen. Niemand hat dies gewürdigt, als Mörk, und dadurch machte er mich glücklich; denn beinahe nie wurde mir sonst ein freundliches Wort gesagt. Mein seliger Mann meinte manchmal, mein kummervolles Wesen habe ihn mehr geschmerzt, als Krankheit und Geldsorgen. Und sollte mich nicht Kummer drücken? Meine Tochter hatte alle ihre Liebe und Vertraulichkeit Dir zugewendet und Du selbst liebst nur sie und verachtest mich, weil Gott mir keinen solchen Verstand gegeben, wie Dir! Aber das ist nicht meine Schuld, und Du magst mir glauben, es ist schwer, ohne die Liebe eines Menschen zu leben." — „O was sagst Du!" rief Madame Berg, indem sie die Arme um ihre Tochter schlang und sie an ihre Brust drückte: „Vergib mir! Ich habe mir oft mein Unrecht gegen Dich vorgeworfen; aber zweifle nicht an der Liebe, die nie im Herzen einer Mutter erlischt. Sei nur selbst eine gute Mutter für Deine Tochter. Du warst nahe daran, sie unglücklich zu machen; danke Gott, der Deine Augen geöffnet hat. Rufe sie herein, umarme sie liebevoll und gib ihr Deine Einwilligung zu der Verbindnng, die sie eingegangen. Werner ist ein guter, ein edler Mensch." — „Ach, was kann es helfen, wenn dem auch so wäre. Er hat ja nichts. Trolle machte ihm freilich mal gute Anerbietungen, aber er hat uns gänzlich verlassen. Das ist auch Mörks Schuld." — „Trolle wird deßhalb Wernern nicht verlassen; aber wie es auch geht, so soll doch Elise nicht länger in Angst und Ungewißheit sitzen." — „Ach Gott!" seufzte die Frau: „Wir sind zum Schilling geschlagen und werden nie Thaler werden." — Indessen erhob sie sich doch, öffnete die Thüre und rief Elisen, die mit niedergeschlagenen Augen und furchtsamen Schritten, wie eine arme Delinquentin näher trat. — „Ja, Elise," sagte die Mutter: „von Mörk bist Du nun befreit, und Gott gebe, daß es zu Deinem Glücke ausschlage, daß Du Deinem eigenen Kopfe ge-

folgt! Meine Einwilligung werde ich Dir nicht vorenthalten, wenn Werner so weit kommt, daß er Dich ernähren kann.“ — So vom Tode dem Leben wiedergegeben, warf sich Elise mit Entzücken in ihre Arme und dankte ihr mit einem solchen Ausbruch von Freude und Liebe, daß Frau Derbys Herz sich von einer ungekannten Zufriedenheit erquickt fühlte.

Am nächsten Tage brachte Werner Madame Berg Trolles Manuscript, indem er sagte: „Ich weiß nicht, ob unseres alten Freunds offenherzige Bekenntnisse ein solches sympathetisches Gefühl in dem Herzen einer Frau erwecken können, wie in dem meinen; aber trotz all seiner Verirrungen und Vergehen liegt etwas darin, was so sehr seine Sache in meinem Herzen spricht, daß er mir noch lieber, als zuvor geworden, und mit doppelter Innigkeit wünsche ich zu seinem Troste in den Jahren beitragen zu können, die ihm noch übrig bleiben. — Madame Berg brachte nun ihrem jungen Freunde die glückliche Zeitung der gestrigen Ereignisse und sagte ihm, daß ihrer Tochter Haus fortan für ihn offen stehe, wie für einen lieben Verwandten, daß man jedoch wünsche, seine und Elisens Verlobung möchten eine stille Uebereinkunft bleiben, bis seine Aussichten den Hochzeitstag zu bestimmen gestatteten. Der glückliche Liebhaber gelobte Alles, was man verlangte, und genoß bereits die glückliche Aenderung in seinem Schicksale, daß Frau Derby nicht wie gewöhnlich ihn selbst hinausschloß, sondern dies Geschäft Elisen überließ, und den jungen Liebenden die Freiheit gönnte, sich ihr Entzücken auszusprechen.

Einige Abende später, als die Familie ganz allein war, erfüllte Madame Berg Trolles Wunsch, indem sie sein Manuscript vorlas und als ein guter Vertheidiger und eine verständige Großmutter Alles ausließ, was am leichtesten Aergerniß geben konnte. Mit gespannter Aufmerksamkeit und glühenden Wangen lauschte Elise auf jedes Wort, wie ein Kind, das Mährchen erzählen hört.

Frau Derby saß mit einer Handarbeit dabei; sie nähte fleißig und gähnte bisweilen. — Als Madame Berg, auch die Zeilen auslassend, welche sie persönlich betrafen, das Manuscript zu Ende gelesen, kam Werner. Das Gespräch drehte sich natürlich um die so eben zu Ende gebrachte Lectüre, und nachdem Jedes nach seiner individuellen Anschauung seine Meinung darüber geäußert, sagte Madame Berg: „Wirklich, ich kann den Stab über diesen Mann nicht brechen. Er ist kein Verführer, er selbst ist von einem tiefen, unüberwindlichen Eindruck verführt, der in seiner Jugend sein innerstes Wesen ergriffen. Man könnte es eine fixe Verliebung nennen, wie es fixe Ideen gibt, und es ist ihm ergangen, wie man in phantastischen Sagen von Menschen erzählt, die einige Stunden bei Elfen, Feen oder in andern höhern Regionen gelebt haben: sie können nicht vergessen, was sie dort gesehen und erfahren; sie leben nicht mehr auf Erden, sondern nur in Träumen, in welchen sie die verlorene Herrlichkeit wiedersehen. Man ist versucht, den Menschen zu beklagen, der einmal den Werth von etwas Liebenswürdigem so gefühlt, daß Alles, was ihm später begegnet, statt das Bild des Verlorenen zu verwischen, eher dazu dient, es durch die Vergleichung zu heben. Es ist freilich eine Sünde, sein Leben gleichsam abgöttisch einem einzigen Interesse, einem einzigen Menschen zu widmen; aber dies Interesse war doch so treu bei aller Untreue, und die Umstände begünstigen seine Macht. Wäre Trolle genöthigt gewesen, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, hätte die schwere tägliche Nothwendigkeit seine Leidenschaft geschwächt, wäre er Dichter, Künstler gewesen, kurz, hätte ihm ein höheres Interesse frühzeitig einen Kreis geöffnet, so wäre dadurch seine Leidenschaft gedämpft, seine Liebe veredelt worden. Nun hinderte ihn nichts, seine Freiheit zu benützen, um stets den Anblick seiner Geliebten zu erneuern und den Pfeil tiefer in sein Herz zu drücken, und es kömmt mir beinahe vor, als ob sein Schicksal von Claras früher Jugend an ihn zu ihrem

Schutze geweiht. Als die beste Freundin dieser Clara, als Frau kann ich ihm nicht zürnen; denn wie er selbst sagt: Wir Frauen sympathisiren immer mit einem treuen Liebenden, wenn er auch vor dem Richterstuhl der Moral sehr zu tadeln wäre." — „Liebe Tante," sagte Werner: „Ich werde unserem alten Freunde Ihre milden Worte bringen. Ich hoffe, sie werden ihn aufheitern, und ich glaube, daß er der Aufheiterung bedarf. Vor drei Tagen kam er vom Lande zurück; Gott weiß, wo er war und was er dort für Geschäfte hatte; ich gestehe, es ist etwas in ihm, was mich ängstigt, etwas Ungewöhnliches; selbst etwas an und für sich Unbedeutendes, die große Sorgfalt und Pünktlichkeit in seinem Anzuge, hat sich verändert. Er geht zu Hause in einem Schlafrocke und alten Pantoffeln umher und wirft sich in der Eile in einen Oberrock, wenn er ausgeht. Seit seiner Rückkehr ist er verschlossen und zugleich sehr beschäftigt. Gestern sagte er, daß er einen Mann erwarte, mit dem er etwas abzumachen habe, und als dieser kam, erkannte ich in ihm einen alten Großhändler, den ich mal vor langer Zeit bei dem Conditor gegenüber traf. Er erzählte damals, daß er ein Spielkamerad und Jugendfreund von Trolle sei, den ich an jenem Tage zum ersten Male sah. Ein paar Stunden später, als der alte Herr gekommen war, wollte ich zu Trolle gehen, da ich glaubte, er sei nun allein; im selben Augenblicke begleitete er ihn hinaus, und ich hörte diesen zu ihm sagen: „„Ich danke Dir, mein guter alter Freund, für Dein Vertrauen und werde natürlich Deinem Willen Folge leisten; aber bedenke Dich wohl! Ich rathe von so großen Veränderungen, namentlich in unserem Alter, ab. So lange man lebt, muß man sich nicht begraben lassen."" — „„Sprich nicht so laut,"" antwortete Trolle, und da ich diese Worte hörte, zog ich mich zurück und durfte ihn später nicht fragen. Gestern Abend war der Großhändler wieder bei ihm. Was mag das nur sein? Es beunruhigt

mich.“ — „Ach, auch mich!“ rief Elise: „Ich halte so viel auf Herrn Trolle. Grüße ihn von mir; sage ihm; daß ich mich herzlich nach ihm sehne.“ — Madame Berg war den übrigen Theil des Abends sehr nachdenklich, und als Werner ging, trug sie ihm auf, Herrn Trolle zu bitten, daß sie das Manuscript noch ein paar Tage behalten dürfe, um es nochmals mit aller Behaglichkeit durchzulesen.

So verfloß eine Woche, während welcher Trolle still und zurückhaltend blieb; und ungeachtet Werner stets Gelegenheit suchte, mit ihm von der lebendigen Theilnahme zu sprechen, welche seine Bekenntnisse bei ihm erweckt, und ungeachtet er ihm Madame Bergs freundliche Worte mitgetheilt, war es doch nicht möglich, Trolle dazu zu vermögen, sich näher auf die Sache einzulassen, der er im Gegentheil auszuweichen schien. Werner wurde ganz verstimmt und niedergeschlagen, als Trolle eines Tages nach dem Mittagessen, gerade als Jeder seiner Wege gehen wollte, zu ihm sagte: „Wenn Du keinen Abhaltungsgrund hast, heute Abend zu Hause zu sein, so werde ich Dich erwarten, da ich mit Dir zu sprechen wünsche.“ — Mit freudiger und zugleich ängstlicher Erwartung trat Werner bei seinem väterlichen Freunde ein, der ihm mit seiner alten milden Herzlichkeit die Hand reichte und ihn neben sich niederzusitzen bat.

Nach einer kleinen Pause sagte Trolle: „Mein lieber Sohn! Ich denke, Du wirst mich in letzter Zeit gewiß wunderlich und kalt gegenüber Deinen Versuchen, mich zu erheitern, gefunden haben. Daß ich indessen nicht mit Kälte Deiner gedacht, davon hoffe ich Dich zu überzeugen. Du kennst nun den Magnet, der die Fahrt meines Lebens gelenkt. Du kannst Dir denken, daß ich die, um derentwillen ich wie ein schiffbrüchiges Wrack umhergetrieben, jetzt, da ich dem Hafen nahe bin, wo alle Stürme schweigen, nicht vergessen werde. Sie ist nun frei, und mit Freuden denke ich daran, daß ich ihr

ein heitereres Schicksal sichern kann, als sie es in ihrem ganzen Leben genossen. Ihre älteren Tage und Deine Jugend glücklich zu machen, das sind all' meine Wünsche. Ich habe meine Geldangelegenheiten in Ordnung gebracht. Durch einen Schenkungsbrief theile ich mein Vermögen zwischen Dir und ihr, jedoch mit gewissen Nebenverfügungen. Ich weiß, daß die Gräfin ihr väterliches Gut zu behalten wünscht, wo sie einen Theil ihrer Jugend zugebracht. Es ist nur ein kleines Gut; aber durch die Sorge eines braven Mannes, dem die Bewirthschaftung seit ein paar Jahren übertragen war, ist es noch in so gutem Zustande, daß es mit den nöthigen Hülfsmitteln sich sehr heben kann. Ich habe Alles arrangirt, und, wie ich hoffe, zu ihrer Zufriedenheit. Ich behalte mir selbst eine jährliche Rente vor, die für meine Bedürfnisse und Wünsche hinreicht. Ich sorgte auch für meinen Thomas und einige Andere, die ich zu unterstützen pflege. Alles Uebrige soll nun sogleich Dir und Gräfin Meerstein gehören. Einem verläßigen Geschäftsmanne und alten Freund habe ich die Ausführung meines festen Willens übertragen, Jedem von Euch das nicht unbedeutende Vermögen zu übergeben, das ich Euch schenke, und Euch in der Verwaltung desselben mit Rath und That beizustehen. In dem Documente, welches ich vorläufig ausgesetzt, bitte ich meine Freundin, Dich und Deine Elise als meine geliebten Kinder zu betrachten, Euch die Liebe einer Mutter zuzuwenden und Euch ihr Vermögen als ein väterliches Erbe zukommen zu lassen, das Euch gehörig, wie ich Dir außerdem das Wenige testamentire, was ich etwa hinterlassen werde."

Werner hatte diesen Worten mit einem Staunen gelauscht, das ihm die Sprache benahm. „Aber Du guter Gott!" rief er jetzt: „Das ist Deine Absicht? Ich sollte und müßte Dir danken; aber ich kann nicht, Du erschreckst mich ordentlich. Mir scheint, Du sprichst, als wolltest Du uns sogar verlassen." — „Ja, mein Sohn, das habe

ich im Sinne. Ich will meine letzten Tage bei meinem Freunde Rubach in Hannover zubringen. Gott sei Dank! er lebt noch! Er hat gleichfalls mit seinen Kindern getheilt. Sein ältester Sohn ist Eigenthümer seines großen Gutes, und er selbst hat sich auf einen kleinen, einsamen Landsitz zurückgezogen, wo er mich mit Freuden aufnehmen wird." — „Nein, nie soll das geschehen! Dein Edelmuth kann mich nicht glücklich machen. Auch wird Deine Freundin das Geschenk nicht annehmen, oder sie wäre nicht die Clara, die Du mit so anmuthigen Farben gezeichnet. Wir sollten Dich plündern? Deinen Reichthum genießen, ohne daß ihn unser Freund und Vater mit uns theilte? Nein, nie!" — „Werner, sei vernünftig, denke an Deine Elise. Du kannst sie sogleich heirathen. Die Gräfin ist ein Engel; in ihrer Nähe wirst Du mich nicht vermissen; Du wirst ihr wie ein Sohn beistehen, ihr Beschützer sein, ihr und Deiner Elise Leben versüßen und unabhängig Deiner Kunst leben." — „O Gott! welch' ein glücklich Loos! welches Paradies, wenn Du darin lebtest! Aber ohne Dich — nein, nie! Nein, Du sollst selbst Dein Vermögen behalten. Wir werden nichts auf andere Weise annehmen, als wie Kinder von ihrem Vater, bei dem sie leben. Wenn Du wüßtest, wie Elise Dich liebt, wie es eine nothwendige Bedingung bei unsern Plänen für die Zukunft war, daß wir bei Dir lebten, um Dich zu pflegen und zu lieben! Ach, weßhalb willst Du Deine Kinder verlassen? Sage, weßhalb?" — Die Wangen des jungen Mannes glühten. Thränen standen in seinen Augen. — „Ja, ich will es Dir sagen, obwohl ich fürchte, daß Du mich nicht verstehen wirst. — Jedes Menschen Herz ist, wie ich glaube, ein Mysterium für ihn selbst; es gibt Gefühle, die er nicht ahnt, ehe sie ein oder der andere Umstand lebendig macht. Als ich nicht blos gezwungen durch äußere Veranlassungen, sondern aus dem Drange meines eigenen Herzens beschloß, die Begebenheiten meines Lebens zu Papier zu bringen, erschien es mir als

ein Trost und als eine Erleichterung für meine Seele. Während ich sie schrieb, hatte ich dieselbe Empfindung; es war mir, als genöße ich das oft gewünschte, nie errungene Glück, mein Herz vor einem vertrauten Freunde auszuschütten. Aber kaum dachte ich mir recht lebendig, daß nun diese meine innersten Geheimnisse geoffenbart, von andern als mir selbst gekannt, der Name genannt sei, den ich nie in dieser Bedeutung ausgesprochen, als eine eigenthümliche Veränderung mit mir vorging. Es war mir, als hätte ich das Heiligthum meines Herzens profanirt, selbst die Thüre vor meinen höchsten Wünschen und der einzigen Quelle geschlossen, aus der ich in meiner Sehnsucht Linderung zu schöpfen gehofft: Das Glück, sie wiederzusehen. Ich habe vor Andern bekannt, was ich sie nie wissen lassen durfte. Ich habe ihr Wort, ihr Schicksal Andern, als meinem eigenen Innersten erzählt; ich habe sie meine Geliebte vor Andern als Gott genannt; ich habe den Schleier des heiligen Bildes zerrissen, wie jener Unglückliche in Schillers Gedicht, und um nicht wahnsinnig wie er zu werden, muß ich mich in der Einsamkeit verbergen. — Ach, Du siehst mich bereits für wahnsinnig an! Du verstehst mich nicht!“ — „Ja, ich glaube Dich verstanden zu haben. Aber laß es Dich nicht kümmern, Dir selbst den Trost gegönnt zu haben, den sich jeder Mensch wünscht: seinen Kummer einem treuen Freundesherzen anzuvertrauen, den Nebel zu zerstreuen, der Dein Bild für die verdunkelte, die Dich lieben. Ach! sind wir denn nichts, wir, Deine Kinder? Willst Du Alles um ihres Schattens Willen verlassen, der Dir trotz all' seiner Vollkommenheit doch nur ein Schatten war?“ — „Ach, Werner! was sprichst Du doch für Worte! — Nein, ich selbst bin der Schatten, der ihr folgt und ohne sie verschwindet.“ —

Nach einer schlaflosen Nacht ging der junge Maler am nächsten Vormittage zu Madame Berg, in der Hoffnung, vielleicht bei ihr Rath zu finden, um Trolles Ent-

schließung zu ändern. Er fand Elisen bei der Großmutter, und als er das Gespräch des letzten Abends berichtet, brach Elise in Weinen aus und sagte: „Ach, wie kann doch unser guter Herr Trolle so hart gegen uns sein!" Madame Berg hörte sehr ruhig auf Werners Mittheilungen und sagte: „Ich hatte wirklich eine Ahnung, daß etwas derart geschehen werde. Die Aeußerungen, welche Du kürzlich Abends über Trolles veränderte Stimmung fallen ließest, weckten meine Aufmerksamkeit. Aber ich hoffe, seine übereilten Pläne ändern zu können. Grüße ihn von mir und bitte ihn, mich heute Abend zu besuchen. Sage ihm, daß ich etwas auf dem Herzen habe, worüber ich mit ihm sprechen möchte."

Ungeachtet Trolle in seiner gegenwärtigen Stimmung ungerne und mit einer gewissen Verlegenheit sich Madame Berg näherte, so war seine Artigkeit gegen Damen doch zu groß, als daß er sich nicht zur bestimmten Zeit eingefunden. Auch verschwand bald jedes unangenehme Gefühl bei der unverkennbaren Freude und Theilnahme, mit der ihn die alte Freundin empfing. Sie begann das Gespräch sogleich mit dem herzlichsten Danke für die väterliche Güte gegen ihre Enkelin und Werner, suchte ihn jedoch, wie dieser Letztere, zu überzeugen, daß sein Entschluß dem jungen Paare den höchsten Werth seiner Wohlthat raube. Endlich sagte sie: „Da Sie für alle unsere Vorstellungen taub sind, so weiß ich doch ein kleines Wort, das, wie ich hoffe, eine Zauberformel werden soll, die alle Verwirrung löst. Clara ist hier angekommen. Sie wünscht Sie zu sehen, und Sie werden doch nicht vor der fliehen, der Sie Ihr ganzes Leben überallhin gefolgt sind?" Trolle fuhr zusammen, und so entstand eine Pause. Endlich sagte er mit gepreßtem Tone: „Ja, liebe Freundin! das will ich! Ach, diese Nachricht, die mich vor wenigen Wochen in den dritten Himmel versetzt, beschleunigt meine Flucht!" — „Wie?" — „O können Sie, die Sie ein so feines Gefühl haben, sich

nicht in meine Lage versetzen? Wenn sie wüßte, daß ich es gewagt, meine stumme Liebe zu offenbaren, sie als etwas zu bezeichnen, das ich mir angeeignet, daß ich einen Augenblick geahnt, sie erwiedere meine Gefühle, daß ... ich kann den geliebten Namen nicht mehr nennen, den ich profanirt, ich müßte vor Schaam vergehen. Ach! und wie arm und elend erschien ich mir, als ich mein vergeudetes Leben in der Erinnerung an mir vorübergehen ließ! — Nicht meiner Liebe zu ihr schäme ich mich — nein, es ist das Einzige, dessen ich mich rühmen kann — sondern des Gebrauchs, den ich von einem so heiligen Gefühle machte, das mich hätte veredeln, mir ein Sporn zu edler Thätigkeit hätte sein sollen, statt die Kräfte und Mittel zu lähmen, die mir ein günstiges Schicksal gegönnt. Welche Unwürdigkeit, trotz so mancher bittern Erfahrung dennoch jeder Illusion, jedem Selbstbetruge nachzugeben. Welche Kränkung für das geliebte Ideal, es nicht blos in edeln, sondern auch in unedeln Gegenständen zu sehen. Welche Grausamkeit, ein Wesen wie Josepha, wie Marianne, dem feigen Wunsche, seine eigene Sehnsucht und seinen eigenen Schmerz zu lindern, unbarmherzig aufzuopfern! Zu spät sind meine Augen geöffnet worden. Und Clara, diese reine, diese hohe Weiblichkeit, wie müßte sie den Mann verachten, der nichts Anderes, als feig und unmännlich war!" — „Lieber Trolle! Ihr strenges Urtheil über Sie selbst benimmt mir fast den Muth zu einem Geständniß, das ich Ihnen zu machen habe. Ich fürchte, daß Sie mich des Mißbrauchs Ihres Vertrauens beschuldigen werden, wenn ich gestehe, daß ich ... freilich in der Absicht, Sie daran zu hindern, daß Sie uns verlassen, Clara das Manuscript anvertraut habe. Sie hat es gelesen, sie weiß Alles. Hier ist es; ich gebe es Ihnen mit der Bitte, meine Kühnheit zu entschuldigen, zurück."

Mit diesen Worten zog Madame Berg das Manuscript heraus und übergab es Trolle, der es wie versteinert

empfing. Sie legte es auf den Tisch vor ihn und beide schwiegen mit niedergeschlagenen Augen. Plötzlich ergriff Trolle das Manuscript und sagte mit einer Stimme, in der man sein Herz schlagen hören konnte: „Sie hat diese Blätter in ihren Händen gehalten, ihre Augen haben auf ihnen geruht, sie hat in meiner Seele gelesen!" Er warf das Manuscript von sich, schlug sich vor die Stirne und sagte: „O Gott, was wird sie sagen?"

Madame Berg erhob sich und während sie nach der Thüre zu ihrem Schlafzimmer ging, welche, ohne daß es Trolle bemerkte, nur angelehnt war, antwortete sie: „Das mag Ihnen Clara selbst sagen." Sie öffnete die Thüre und mit leisen Schritten trat eine Dame ein, deren feine Gestalt und ganzes Aussehen vollkommen Trolles Vergleich mit der lange frisch erhaltenen Rose rechtfertigte. Madame Berg schloß die Thüre hinter sich und entfernte sich.

Clara blieb einen Augenblick mit verschämter, aber doch zugleich bewegter Miene stehen. Trolle, der anfangs erschrocken war, wurde nun wie von einer magnetischen Kraft zu ihren Füßen hingezogen. Stumm und demüthig beugte er sich beinahe bis zur Erde, ohne es zu wagen, den Saum ihres Kleides zu berühren. Mit sanfter Stimme sagte er: „Erheben Sie sich, lieber Trolle! Lassen Sie uns mit Ruhe einander gegenüberstehen." — Sie gab ihm die Hand und führte ihn zu einem Stuhl, wo sie sich an seine Seite setzte. Sie sahen einander mit einer gewissen Verlegenheit an. Trolle faßte sich und sagte: „Frau Gräfin! . . . . Ach! lassen Sie mich sagen: Geliebte Clara! . . . . sprechen Sie doch ein Wort zu Ihrem zerknirschten Freunde! — Ach Gott! was darf ich wohl hoffen, daß Sie sagen können oder werden?" — Eine tiefe Röthe übergoß die blassen Wangen Claras, als sie Trolle ansah und mit ihrer melodischen Stimme sagte: „Ich will des Erlösers Worte zu gebrauchen wagen: „Wer viel liebt, dem wird auch viel

vergeben.“ — „O Clara! ist es möglich? Höre ich diese versöhnenden Worte von Ihren geliebten Lippen? Verachten Sie mich nicht?“ — „Sie verachten? O mein Gott! Sie, der von meiner Jugend an und bis zu dieser Stunde mich wie ein guter Schutzgeist umschwebte; Sie, der so manche Sorge und Gefahr von mir abwandte; Sie, in dem ich den unbekannten Freund finde, auf den ich in so mancher stillen Stunde mit erleichtertem Herzen den Segen des himmlischen Vergelters herabflehte; Sie, dessen bescheidene Liebe, dessen unvergleichliche Treue mein ganzes Leben glücklich gemacht, wenn nicht feindliche Mächte um und in uns uns von einander entfernt hätten!“ — „Ist es möglich?“ rief Trolle: „Träume ich nicht? Ist mir ein solcher Augenblick noch vergönnt als reicher Ersatz für ein Leben voll Entbehrung und Sehnsucht?“ Er warf sich Clara zu Füßen, ohne daß sie es hindern oder ihn bewegen konnte, aufzustehen, er küßte ihre Hände, die sie ihm reichte und netzte sie mit Freudenthränen. „Mein Freund,“ sagte sie gerührt: „Wir sind beide alt. Wir begegnen uns wieder an dem Ende der Bahn und die kleinlichen Conventenzen, die uns während des ganzen Lebens in Banden gehalten, haben keine Macht mehr über uns. Ich bin Ihnen ein Geständniß schuldig, das all' der Lohn ist, den ich für die Liebe zu geben vermag, die Sie mir geschenkt: Unseres Freundes Rubachs Aeußerungen über meine Gefühle sind durchaus wahr. Ich habe Sie geliebt, ja ich will ehrlich gestehen: ich habe nie einen andern Mann geliebt, als Sie. Aus Freundschaft, aus Dankbarkeit gegen Graf Meerstein, aus eitler Freude über seinen militärischen Ruhm, vielleicht aber am meisten aus Eifersucht auf Ihre Untreue gab ich dem Grafen meine Hand. Ihre Geständnisse entlockten mir die meinen und frischten die alten Erinnerungen in meinem Herzen auf.“

Trolle war wie berauscht von Freude. Mit Begeisterung segnete er sein Schicksal und sagte endlich: „Ihre

Worte flößen mir einen vielleicht allzu dummdreisten Muth ein; aber ach! wenn Sie wollten, so ist nichts verloren, denn weniger Tage Glück wiegt die Sorgen eines halben Jahrhunderts auf; und die Veränderungen, die die Zeit mit sich gebracht, haben keine Macht, wenn das Herz nur unverändert geblieben ist. Ach! wäre es möglich, daß Sie sich zu mir herablassen, edelmüthig den Unterschied des Standes und den noch größeren unseres persönlichen Werthes vergessen könnten? Würden Sie es nicht verschmähen, die letzten Tage des alten Liebhabers zu verschönern und ihn durch die Erfüllung seiner kühnsten Jugendwünsche zu verjüngen? Würden Sie mir diese Hand schenken, die ich zitternd an mein Herz drücke, das durch mein ganzes Leben Ihnen angehört?" — Eine hohe Röthe färbte Claras Wangen, Thränen zitterten in ihren sanften Augen, während sie antwortete: „Ach Trolle! Wir in unserem Alter!" — „Ich sehe wohl ein, Sie fürchten den Spott der Welt; aber kann dieß ein Hinderniß . . . ." Clara unterbrach ihn: „O nein, meine Gründe kommen aus einer tieferen und inneren Quelle. Ach! mein Freund! wie schmerzt es mich, wenn meine Worte Sie betrüben sollten, aber ich bin Ihnen Wahrheit in so ernster Sache schuldig. Meine Liebe zu Ihnen hat sich durch die Sorgen und Wechselfälle so mancher Jahre von den Gefühlen geläutert, die, wie wir annehmen, mit den Leidenschaften des irdischen Lebens ersterben. Es ist die Zärtlichkeit einer Schwester, wärmer, als diese, aber rein, wie diese. In meinen früheren Jahren war es mir süß, Sie Bruder zu nennen: als ein solcher haben Sie schützend über mir gewacht. O lassen Sie mich immer einen geliebten Bruder in Ihnen finden! Scheint Ihnen nicht selbst jedes andere Verhältniß in unsrem Alter anstößig für unser Gefühl?" — „O Clara! wie muß ich meine Jugend bereuen! Nur mein unglückliches Alter trennt mich jetzt von Ihnen." — „Nein, nicht blos unser Alter, sondern etwas noch viel Wichtige=

res . . . ." Sie hielt inne. — „Sprechen Sie, ich bitte Sie!" sagte Trolle: „Fürchten Sie nicht, mich zu verwunden! Lassen Sie die ganze Wahrheit in dieser Stunde ans Licht kommen." — Mit verschämter Miene sagte Clara: „Wenn wir auch jung wären, wie dürften wir ein Glück ergreifen, das wir nicht in seiner Reinheit genießen könnten? Unsere Liebe war an sich rein und gut, aber ihre Folgen waren es nicht. Müßten wir nicht fürchten, Josephas und Mariannens Schatten in manchen Augenblicken zwischen uns treten zu sehen? Dürften wir, ohne den Frieden unseres Gewissens zu stören . . . ." — „Ach Clara! Clara! mein Gewissen meinen Sie; denn das Ihre ist rein wie das eines Engels." — „Nein, mein Freund! kein Mensch ist gerecht vor Gott; aber selbst wenn ich es wäre, würde es mich hindern, wirklich Reue über Ihre Verirrungen zu fühlen? Sehen Sie, wie lieb Sie mir sind. Ich habe Sie in mein Gewissen aufgenommen, in mein innerstes Herz." — Mit Begeisterung rief Trolle: „Ach, geliebte Clara! Sie machen mich in all' meinem Unglücke glücklich!" — „Hören Sie mich, mein theurer Freund! Lassen Sie mich die Pläne für die Zukunft überlegen. Ich kenne Ihre edeln Absichten zu meinen und Ihres adoptirten Sohnes Gunsten. Ich nehme mit Dank eine so große Güte von einer Hand an, von welcher ich schon so vieles empfangen, aber ich nehme es nur unter derselben Bedingung, wie Ihr Sohn: wir wollen eine Familie bilden. Unsere jungen Freunde werden Sie in Ihrem Hause etabliren; ich gebe mich bei Elisen in die Kost, sie ist meiner besten Freundin Enkelin und niemand wird Grund zu einem Aergerniß darin finden. Ich liebe das anmuthige Mädchen bereits und Ihr Sohn soll mir den ersetzen, den ich früh verloren. Sie aber sollen des Hauses Herr sein, und auf meinem kleinen Gute, welches eigentlich das Ihre ist, wird sich ein neuer Wirkungskreis für Sie öffnen. Wenn wir es besuchen, werden seine Bewohner Ihnen entgegenkommen

und Sie als Vater und Wohlthäter ehren. Wir aber werden Sie in Liebe umringen und für unser gemeinschaftliches Glück leben.“ — „Ja, geliebte Clara! Alles soll nach Ihrem Willen geschehen, er ist und soll mir Gesetz sein. Ja, ich bin glücklicher, als ich verdiene. Mein Herz öffnet sich jenem Segen, den es nie gekannt.“

Mit einem Ausdruck von Freude sagte Clara: „So lassen Sie uns nun zu unsern Freunden gehen, unsern Kindern das Glück verkünden, das wir ihnen zu bereiten hoffen und uns über ihre junge Liebe freuen, während wir selbst als liebende Verwandte in die Welt treten. Ach, erinnern Sie sich meines Fiebertraumes, in welchem ich sah, daß das gefürchtete Grab hell und freundlich würde, weil ich es mit Ihnen theilte? — Prophetisch war mein Traum: Im Tode erwartet uns der Lohn für unsre Liebe.“ — „Sie entzücken mich!“ rief Trolle: „O glücklich der, der in meinem Alter die Geliebte seiner Jugend als den Friedensengel wiederfindet, an dessen Hand er zu den Füßen des Erlösers geführt zu werden und Gnade zu finden hoffen darf!“ —

Ende.

/ Heiberg, Johan L., / Zoller, Edmund <<von>>,

Die Novellen des Verfassers der 'Alltagsgeschichte'

Bd.: 12.-17.Bändchen

1852